Prof. Dr. Alfred Toth

Semiotik, Ontik und Ontologie

Vorwort

Semiotik ist die große Unbekannte unter den Wissenschaften – obwohl sie bereits in altgriechischer Zeit explizit als Wissenschaft eingeführt worden war, nämlich als τέχνη, also genau gleich wie etwa die Mathematik, hat sie sich, von ein paar lächerlichen Versuchen umbenannter oder doppelt benannter Lehrstühle in der Zeit um die Studentenrevolution abgesehen, nie als Fach an den Universitäten durchsetzen können. Das Merkwürdigste aber scheint mir, daß man wohl niemanden finden kann, der den Grund dafür anzugeben vermöchte.

Mein eigenes semiotisches Werk ist jedenfalls Beweis genug, welch enorme und nicht selten die traditionelle Mathematik übersteigende Formalisierung die Semiotik bereithält und welche praktisch uneingeschränkten Applikationen sie dank dieses rigorosen Formalismus bereit hält.

Anders verhält es sich mit der Ontik oder allgemeinen Objekttheorie, die der Semiotik oder allgemeinen Zeichentheorie an die Seite gestellt wurde. Der Grund liegt, trivial gesagt, darin, daß der peircesche Satz „Alles, was wir wahrnehmen, nehmen wir in Zeichen wahr" falsch sein muß, denn das Zeichen ist per definitionem ein thetisch, d.h. voluntativ eingeführtes Etwas, das für ein Anderes steht. Was wir also wahrnehmen, bevor wir es einer thetischen Setzung unterziehen, sind Objekte und nicht Zeichen. Allerdings konnte seit 2012 gezeigt werden, daß höchst komplexe Systeme von Isomorphierelationen zwischen der Semiotik und der Ontik vermitteln.

Während man sich – nichts anderes war zu erwarten – schwer damit getan hat, die Relationen zwischen Semiotik und Ontologie, besonders der Fundamentalontologie heideggerscher Prägung, herauszuarbeiten, brachte die Begegnung mit der neu konzipierten Wissenschaft der Ontik und der Ontologie einen noch viel tiefgreifenderen „Challenge" mit sich. Das vorliegende Büchlein, dessen Schmalheit Indiz dafür ist, daß hier noch vieles in den Kinderschuhen steckt, befaßt sich vor allem mit der Relation zwischen Ontik und Ontologie.

Tucson, 4.9.2017 Prof. Dr. Alfred Toth

Subjektive und objektive Semiotik

1. Wir verwenden hier den Begriff "objektive Semiotik" im Sinne von nichtarbiträrer Zeichentheorie: "Paracelsus gründet das Wissen auf eine 'objektive Semiotik', die nicht der Analyse der menschlichen Sprache und unserer selbst als Sprachsubjekte entnommen wird, sondern umgekehrt: die semiotische Ordnung der Dinge ist der Sprache des Menschen vorgeordnet" (Böhme 1988, S. 16).

Erfahrungsgemäss muss an dieser Stelle jedoch sogleich dem Vorwurf eines "Pansemiotismus" begegnet werden, gegen den sich am aggressivsten und gleichzeitig am inkompetentesten Umberto Eco gewandt hatte. Nach unbegründeten Ausfällen gegen Pasolinis Filmsemiotik folgert er: "Es ist klar, dass dieses Buch [Eco 1977, A.T.] nur existiert, weil es eine solche Auffassung ablehnt: Wer sie akzeptiert, täte vielleicht besser daran, es nicht zu lesen" (1977, S. 115). Davon abgesehen, dass die meisten Semiotiken, die Eco in seinem Kapitel über "Die pansemiotischen Metaphysiken" zitiert, gar nicht "pansemiotisch" sind (Pasolinis Filsemiotik, Heideggers und Derridas Schriften), sind Eco offenbar die Werke Gotthard Günthers unbekannt, in denen auf logischer und mathematischer Ebene die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekt durchbrochen werden, und es besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen "Pansemiotik" und polykontexturaler Semiotik. Ein anderes Problem, dem auch Eco mit seinem kurzen Kapitel nicht abhelfen konnte, ist das fast völlige Fehlen von Arbeiten zur Geschichte der nicht-arbiträren Semiotiken. Eine Ausnahme ist das hervorragende Buch von Meier-Oeser (1997).

2. Wie ich in Toth (2008a, b, c) gezeigt hatte, gibt es mindestens 6 gute Gründe dafür, dass die Relation von Zeichen und Objekt nicht-arbiträr ist:

2.1. Die kategoriale Reihenfolge bei der Semiose, d.h. der Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 8) ist nicht willkürlich, sondern hat die folgende semiosisch-generative Ordnung: (.1.) > (.2.) > (.3.).

2.2. Schon in der ersten Phase der Semiose, nämlich der thetischen Setzung eines Mittels für ein Objekt, muss der Zeichensetzer sich entscheiden, aus welcher trichotomischen Erstheit er dieses Mittel wählt, d.h. (1.1), (1.2) oder (1.3).

2.3. Sowohl im Mittel-, Objekt- als auch im Interpretantenbezug muss sich der Zeichensetzer bei der Semiose für je ein trichotomisches Subzeichen zur Bildung einer triadisch-trichotomischen Zeichenrelation entscheiden. Die angebliche Willkürlichkeit von Zeichen ist hier also zunächst doppelt eingeschränkt: Erstens muss je ein monadisches, ein dyadisches und ein triadisches Subzeichen seligiert werden, und zweitens ist diese Wahl auf ein Repertoire von je drei verfügbaren Subzeichen pro Trichotomie beschränkt. Ferner kommt eine weitere Beschränkung dazu: Bei der Semiose müssen sich die ausgewählten trichotomischen Subzeichen auf die semiosische Inklusionsordnung ((1.a), (2.b), (3.c)) mit $a \geq b \geq c$ beschränken, wodurch also Pseudo-Zeichenklassen wie *(1.1, 2.2, 3.3) ausgeschlossen und damit die Wahlfreiheit weiter eingeschränkt wird.

2.4. Wenn ein Objekt dergestalt durch ein Zeichen substituiert wird, darf und muss verlangt werden, dass die Zeichenklasse, zu welcher das das Objekt repräsentierende Zeichen gehört, die qualitativen Eigenschaften des Objekts bestmöglich erhält. Dies wird eben durch die eingeschränkte Wahlfreiheit der Repräsentation des Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezugs in den Trichotomien bewerkstelligt.

2.5. Die Zuordnung von Zeichen zu Objekten ist insofern nicht willkürlich, als der theoretisch unendlichen Menge von Qualitäten der Welt nur 10 Zeichenklassen gegenüberstehen, welche diese Objekte der Welt im Einklang mit dem semiotischen Prinzip der maximalen Qualitätserhaltung von Objekten in Zeichen repräsentieren müssen.

2.6. Die Einführung der präsemiotischen Trichotomie von Sekanz (0.1), Semanz (0.2) und Selektanz (0.3) besagt, dass die trichotomische Struktur der monadischen, der dyadischen und der triadischen Zeichenrelation aus der präsemiotischen Phase zwischen Objekten und ihrer Einbindung in Semiosen in die semiotische Phase der repräsentierenden Substitution von Objekten durch Zeichen vererbt ist:

	.1	.2	.3	
0.	0.1	0.2	0.3	Trichotomisch gegliederte Objekte
				Kontexturgrenze
1.	1.1	1.2	1.3	
2.	2.1	2.2	2.3	Triadisch-trichotomische (Sub-)Zeichen
3.	3.1	3.2	3.3	

trichotomische Vererbung

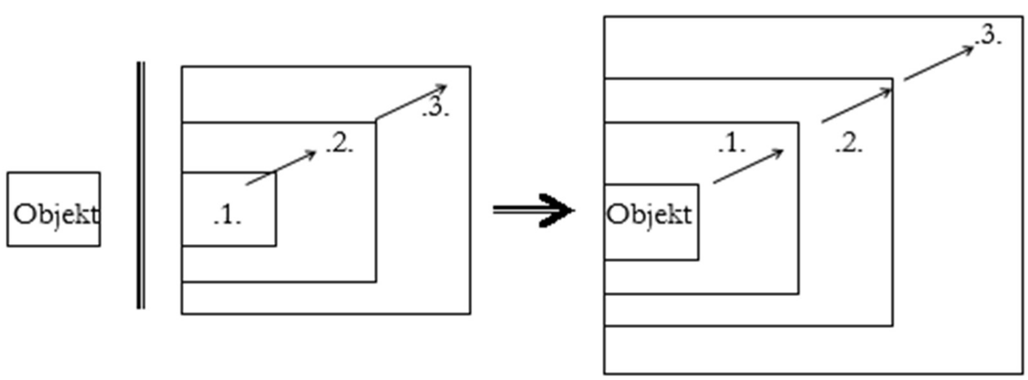
3. Nachdem leider die bahnbrechende Arbeit von Ditterich (1990) in der Semiotik ebenfalls nicht zur Kenntnis genommen wurde, ist auch die folgende Kritik Ditterichs an der triadisch-trichotomischen Semiotik Peirce-Bensescher Prägung weitgehend unbekannt geblieben: "Ausdruck für die Dominanz der zweiwertigen Logik über das semiotische Schema sind: 1. Die Dualisierung der Matrix. 2. Die Kennzeichnung der Zeichen und Thematiken als allgemeine Invariantenschemata (in ihrem Abbildungscharakter). 3. Die Bindung des Interpretanten an den Objektbezug im Sinne von Konnexen bezeichneter Sachverhalte" (1990, S. 28). "Die Bedeutung bleibt als Superposition der Bezeichnung an deren dyadische Struktur gebunden" (Ditterich 1990, S. 37):

	.1	.2	.3
3.	3.1	3.2	3.3
2.	2.1	2.2	2.3
1.	3.1	3.2	3.3

(Ditterich 1990, S. 28)

Wenn Ditterich jedoch ferner feststellt: "Mit einer Erweiterung der Systemkonzeption in den Bereich der 'Subjektivität' wird eine reine Struktur- und Prozesskonzeption intendiert" (1990, S. 28, Anm. 5), und: "Zu einer kontextsensitiven Zeichenkonzeption wird das triadisch-trichotome Schema, wenn man es im Rahmen einer drei-kontexturalen Logik im Sinne Günthers betrachtet. Die fehlende Kontextabhängigkeit im Zeichenbegriff hat enorme Konsequenzen für die Systemtheorie, so bleibt das Verhältnis von System und Umgebung völlig in einen Zusammenhang objektiver Bedeutung gestellt, in dem es keine Autonomie für das System gibt und in dem das Problem der Erkenntnis (Kognition) nicht als eine Systemleistung betrachtet werden kann" (1990, S. 38), ergibt sich ein Widerspruch, denn nach Bense ist das vollständige Zeichen "eine triadische Relation von wiederum drei relationalen Gliedern, deren erstes, das 'Mittel' (M), monadisch (einstellig), deren zweites, der 'Objektbezug' (O), dyadisch (zweistellig) und deren drittes, der 'Interpretantenbezug' (I), triadisch (dreistellig) gebaut ist. So ist also das vollständige Zeichen als eine triadisch gestufte Relation von Relationen zu verstehen" (Bense 1979, S. 67). Worin liegt nun also der Widerspruch zwischen Ditterichs und Benses Zeichenbegriffen? Da der die Subjektivität des Zeichenbegriffs verbürgende drittheitliche Interpretant des Zeichens selbst ein Zeichen ist und da die erstheitliche Mittel- und die zweitheitliche Objektrelation in ihm eingeschachtelt sind, ergibt sich ein rein subjektivistischer Zeichenbegriff Benses, der nicht allzu weit entfernt ist von der idealistischen Leugnung apriorischer Objekte. Denn Objekte existieren ja in der Peirce-Benseschen Zeichentheorie lediglich als Objekt-Bezüge, und obwohl sie zwar bei der thetischen Setzung eines Zeichens vorausgesetzt werden müssen, sind sie uns prinzipiell nur als Zeichen, d.h. nach vollzogener Transformation eines Objekts in ein Meta-Objekt zugänglich.

In der Peirce-Benseschen Semiotik wird also die Transzendenz eines Objekts dadurch "aufgehoben", dass sie in die zweistellige Zeichenrelation zwischen Zeichen- und Realitätsthematik hineingenommen wird, so dass wir nicht erstaunt sind, wenn wir die folgenden Aussagen lesen: Für die Semiotik Peircescher Prägung ist "eine absolut vollständige Diversität von 'Welten' und 'Weltstücken', von 'Sein' und 'Seiendem' […] einem Bewußtsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar" (Bense 1979, S. 59). Dessen ungeachtet wird jedoch das Bewußtsein verstanden als "ein die Subjekt-Objekt-Relation erzeugender zweistelliger Seinsfunktor" (Bense 1976, S. 27), denn Peirce hält "den Unterschied zwischen dem Erkenntnisobjekt und –subjekt fest, indem er beide Pole durch ihr Repräsentiert-Sein verbindet" (Walther 1989, S. 76). Genauer gesagt, gibt "der Repräsentationszusammenhang der Zeichenklasse auch das erkenntnistheoretische Subjekt, der Realisationszusammenhang der Objektthematik auch das erkenntnistheoretische Objekt" an (Gfesser 1990, S. 133), und damit setzen Peirce und Bense "einen eigentlichen (d.h. nicht-transzendentalen) Erkenntnisbegriff voraus, dessen wesentlicher Prozeß darin besteht, faktisch zwischen (erkennbarer) 'Welt' und (erkennendem) 'Bewußtsein' zwar zu unterscheiden, aber dennoch eine reale triadische Relation, die 'Erkenntnisrelation', herzustellen" (Bense 1976, S. 91). Trotzdem wird, wie gesagt, von apriorischen Objekten ausgegangen, denn sonst wäre ja alles Zeichen, und die thetische Setzung wäre eine überflüssige semiotische Operation. Daraus folgt also, dass trotz der Tatsache, dass das Objekt als Objekt-Bezug in das verdoppelte Zeichenschema hineingenommen wird, dieses Objekt dem Zeichen in der Peirce-Benseschen Semiotik transzendent ist und bleibt. Dass diese Tatsache selbst für Bense unbehaglich war, taucht nur an einer einzigen Stelle in seinem Werk auf, nämlich dort, wo Bense den Unterschied zwischen Relational- und Kategorialzahlen einführt (Bense 1975, S. 65 f.). Dort schreibt er nämlich den Objekten die Kategorialzahl 0 zu, wodurch Objekte in die triadische Zeichenrelation einbettbar werden. Nur hat Bense selber diesen Schritt nicht vollzogen. Dennoch taucht die Kategorie der "Nullheit" sporadisch sowohl in Benses späterem Werk, vor allem aber bei seinen Schülern wieder auf (z.B. Götz 1982, S. 28; Stiebing 1984). Diese Idee der Einbettung eines Objekts in der Form von kategorialer Nullheit im Sinne von "Qualität" (Kronthaler 1992) oder "Lokalisation" (Toth 2008d) lässt uns die monokontexturale triadische Zeichenrelation von Peirce und Bense zu einer polykontexturalen tetradischen Zeichenrelation erweitern. In der letzteren ist also das Objekt seinem Zeichen nicht mehr transzendent, sondern als Objekt und nicht nur als Objektbezug wie in der monokontexturalen Semiotik in die tetradische Zeichenrelation hineingenommen:



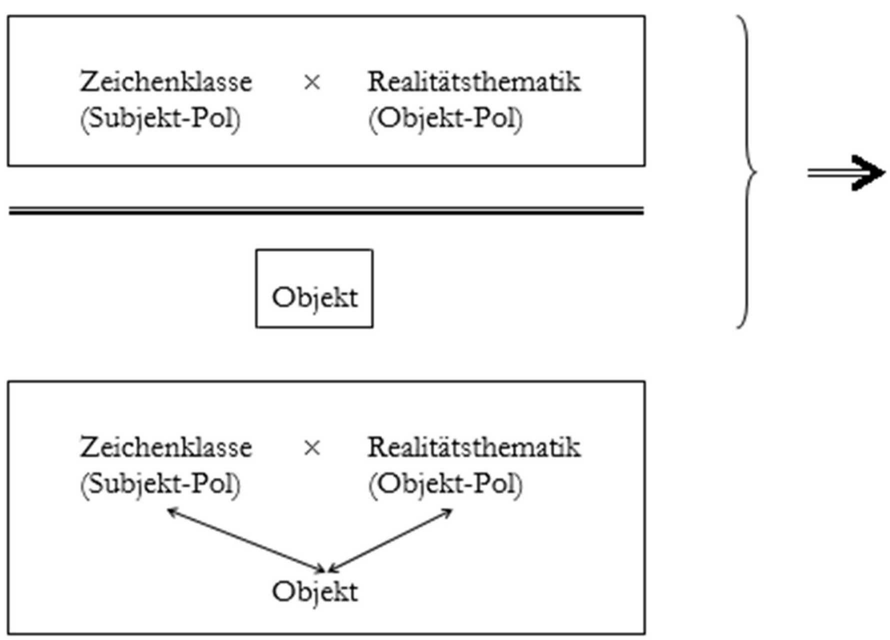
Monokontexturale triadische Semiotik

Polykontexturale tetradische Semiotik

Diese tetradische Präsemiotik (Toth 2008a, b) ist also genau deshalb nicht "pansemiotisch", weil sie die thetische Setzung eines Zeichens nicht überflüssig macht, wie dies in den eher "pansemiotischen" Zeichenlehren von Paracelsus, Böhme, Hamann, Novalis und Benjamin der Fall ist. Die Präsemiotik geht wegen der eingangs aufgewiesenen Unmöglichkeit eines arbiträren Zeichens lediglich davon aus, dass bereits vorthetischen Objekten eine trichotomische Kategorisierung imprägniert ist.

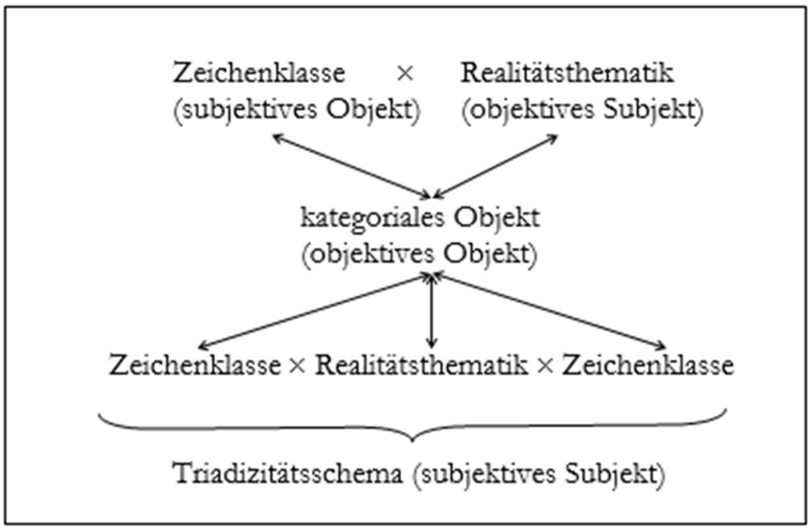
Dies setzt jedoch nicht die thetische Einführung eines Zeichen ausser Kraft, denn im Rahmen der sechs oben aufgeführten Einschränkungen eröffnet sich für den Zeichensetzer ein beträchtlicher semiotischer Spielraum für die thetische Setzung von Zeichen. Im Gegensatz zu allen "Pansemiotiken" muss auch kein supranaturaler Zeichensetzer (Gott, Adam) angenommen werden, da die präsemiotische trichotomische Kategorisierung direkt den Objekten zugeschrieben wird.

Dabei muss natürlich auch das verdoppelte Zeichenschema, bestehend aus Zeichen- und Realitätsthematik, modifiziert werden. Streng genommen, repräsentiert in diesem ebenfalls monokontexturalen Schema die Realitätsthematik nicht den Objekt-Pol, sondern den Pol des bereits durch die Zeichenklasse repräsentierten Objekt-Bezugs, denn auch die Realitätsthematik repräsentiert ja eine Zeichenrealität, und ferner sind Zeichen- und Realitätsthematik eineindeutig aufeinander abgebildet mit Hilfe der Dualisationsoperation. Wenn wir also Objekte mit kategorialer Nullheit ins triadische Zeichenschema integrieren, kann man den Übergang von dem monokontexturalen verdoppelten Zeichenrealitätsschema zum entsprechenden polykontexturalen Realitätsschema wie folgt darstellen:



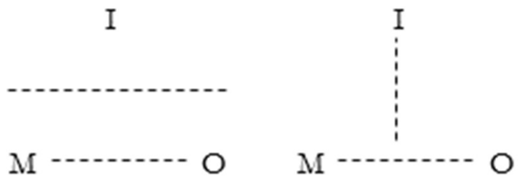
Das vorthetische Objekt, das in die tetradische präsemiotische Zeichenrelation eingebettet ist, wirkt hier also sowohl auf die den Subjektpol repräsentierende nachthetische Zeichenklasse wie auf die den Objektpol repräsentierende nachthetische

Realitätsthematik. Damit ergibt sich also ein erweitertes semiotisches Dualitätsschema, in dem das kategoriale objektive Objekt im Sinne des präthetischen Objekts, das subjektive Objekt im Sinne der postthetischen Zeichenklasse und das objektive Subjekt im Sinne der postthetischen Realitätsthematik unterscheidbar werden. Zur semiotischen Darstellung des subjektiven Subjektes im Sinne einer sowohl objektives Objekt, subjektives Objekt als auch objektives Subjekt umgreifenden tetradischen und damit der tetradischen präsemiotischen Relation korrespondieren Zeichen-Realitätsrelation muss also das obige triadische Schema nochmals erweitert werden, so dass wir bekommen:

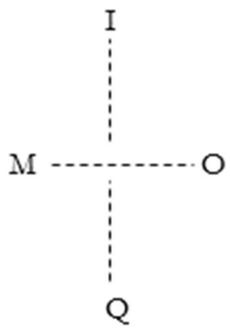


Der Dualisation in der triadischen monokontexturalen Semiotik entspricht also die bereits von Kronthaler (1992) geforderte Triadisation in der tetradischen polykontexturalen Semiotik.

Nun hatte Ditterich (1990, S. 29) innerhalb der triadischen Semiotik zwischen einem "vorsemiotischen, abstraktiven und dichotomen" und dem eigentlichen, "semiotischen, relationalen und triadischen" Zeichenrelation-Schema unterscheiden und die beiden Schemata wie folgt skizziert:



> Das "vorsemiotische" dyadische Zeichenschema, das nach Ditterich etwa dem Saussureschen Zeichenbegriff zugrunde liegt, unterscheidet sich also vom Peirce-Benseschen Zeichenbegriff, insofern im letzteren die Interpretantenrelation als "Superposition" in das "rein objektale" Zeichenschema eingefügt wird. Wenn wir nun das triadische semiotische Zeichenmodell zu einem tetradischen präsemiotischen Zeichenmodell erweitern, können wir in das zweite Ditterichsche Schema die Nullheit im Sinne von kategorialer Qualität integrieren:



Wenn also der Interpretant der Bezeichnungsrelation ($M \Rightarrow O$) relational-hyperthetisch superponiert wird, wird die Qualität der Bezeichnungsrelation kategorial-hypothetisch supponiert. Diese hypothetische Supposition (die natürlich nicht mit der logischen Supposition zu verwechseln ist) impliziert im obigen tetradischen Zeichen-Relations-Schema natürlich die Aufhebung der Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt, die im Rahmen der behaupteten Objekttranszendenz des Zeichens in der triadischen Zeichenrelation aufrecht erhalten wird. Was wir damit also bekommen ist die Basis einer formalen Theorie der Präsemiotik im Sinne einer "objektiven" Semiotik im Sinne Böhmes oder einer polykontexturalen Semiotik im Sinne von Toth (2003). Diese objektive Semiotik umfasst dabei die "subjektive" Semiotik von Peirce und Bense als polykontexturales Fragment und relationstheoretisch als triadische Teilrelation der tetradischen polykontextural-semiotischen Vollrelation und verwirft also die "klassische" Semiotik nicht wie auch die polykontexturale Logik die aristotelische zweiwertige Logik nicht verwirft und wie ebenfalls die Mathematik der Qualitäten die rein quantitative Mathematik nicht verwirft. Die objektive Semiotik, die deshalb eine Präsemiotik ist, weil sie das formale Instrument zur Beschreibung der Phase zwischen vorthetischen Objekten und der durch die thetische Setzung von Zeichen einsetzenden

Semiosen ist, ist damit eine wissenschaftliche Theorie, die zwar als nichtarbiträre Semiotik eine gewisse sympathetische Nähe zu den "pansemiotischen" Zeichenlehren aufweist, die aber weder zu transzendentalen Vorannahmen wie der Existenz eines Schöpfergottes, eines Ersten Menschen usw. gezwungen ist noch die Operation der thetischen Einführung von Zeichen ausser Kraft setzt.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988. Kapitel "Denn nichts ist ohne Zeichen" als Digitalisat: www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html

Ditterich, Joseph, Selbstreferentielle Modellierungen. Klagenfurt 1990

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum "Zeichenband". In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Eco, Umberto, Zeichen. Eine Einführung in einen Begriff. Frankfurt am Main 1977

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Das Zeichen und seine Funktion in der Philosophie des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Berlin und New York 1997

Steibing, Hans Michael, "Objekte" zwischen Natur und Kultur. In: Oehler, Klaus (Hrsg.), Zeichen und Realität. Bd. II. Tübingen 1984, S. 671-674

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Grundriss einer "objektiven" Semiotik. Ms. (2008c)

Toth, Alfred, Die reflexionale Struktur der Präsemiotik. Ms. (2008d)

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce. Leben und Werk. Baden-Baden 1989

Die Gesetze der Konventionalität innerhalb einer objektiven Semiotik

1. Ein fundamentales Axiom der Präsemiotik (Toth 2008a, b, c) besagt, dass bereits den perzipierten Objekten des ontologischen Raumes eine trichotomische Gliederung inhäriert, die sich über die präsemiotische in die semiotische Phase der Erkenntnisbildung im Rahmen der Zeichenbildung oder Semiose kategorial vererbt:

	.1	.2	.3
0.	0.1	0.2	0.3
	↓	↓	↓
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

Diese präsemiotische Trichotomie wurde im Anschluss an Götz (1982, S. 28) mit Sekanz (0.1), Semanz (0.2) und Selektanz (0.3) bezeichnet. Sie wird beim Übergang vom präsemiotischen zum semiotischen Raum in Form der trichotomischen Erst-, Zweit- und Drittheit auf die kategorial-relationen Triaden übertragen. Die damit implizierte Konzeption einer objektiven, d.h. nicht-arbiträren Semiotik ist natürlich nicht theologisch wie fast alle objektiven Semiotiken vor ist zwischen Platon und Walter Benjamin. Die Präsemiotik besagt ja lediglich, dass, salopp gesprochen, es unmöglich ist, ein Objekt unter Abstraktion seiner formalen, funktionalen und gestalthaften Erscheinung wahrzunehmen. Von hierher ergibt sich also eine gewisse sympathetische Nähe der Präsemiotik zur Heideggerschen Konzeption der Jemeinigkeit (vgl. Weiss 2001), obwohl die Präsemiotik selbstverständlich eine semiotische und keine ontologische Konzeption ist.

2. Das semiotische Prinzip der Arbitrarität von Zeichen taucht zwar in der Geschichte der Semiotik schon früh und immer wieder bei einzelnen Autoren auf, wurde aber erst 1916 durch die postume Veröffentlichung der linguistischen Zeichentheorie de Saussures verbreitet und hernach trotz heftiger Diskussionen als "Gesetz" fast allgemein akzeptiert. Ausnahmen sind etwa die arbiträre Phonologie Bolingers (1949) und die in seinem Anschluss entstandenen neueren Arbeiten zur Phonosymbolik (vgl. etwa Magnus 2000) sowie die im Anschluss an das Werk des Paracelsus und seiner Nachfolger (Jakob Böhme, Johann Georg Hamann) und der Romantiker (v.a. Novalis)

entstandene “magische” Sprachtheorie Walter Benjamins (vgl. Menninghaus 1995), die Grammatologie Derridas (vgl. Derrida 1983) und vereinzelte weitere von der modernen Semiotik abgetane motivierte Zeichentheorien (vgl. Eco 1977, S. 111 ff.). Dementsprechend werden in der Nachfolge Saussures motivierte Zeichen immer als durch Zeichen motivierte Zeichen verstanden, also iconisch, indexikalisch und symbolisch motivierte Zeichen; es wird aber ausdrücklich bestritten, dass Objekte Zeichen motivieren können. Im Gegenteil taucht die letztere Idee ausdrücklich als “magischer” Zeichengebrauch auch bei Semiotikern auf, die sich nicht auf Saussure, sondern auch Peirce stützten (vgl. Nöth 1980, S. 88 ff.). Dennoch scheint auch der Legion der Saussure-Interpreten und –Adepten entgangen sein, dass nach Saussure nicht das Zeichen, sondern das “Band” zwischen Zeichen und Objekt als arbiträr betrachtet wird. Die entsprechende Stelle des “Cours” lautet in der deutschen Übersetzung von Lommel: “Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bedeutung verknüpft, ist beliebig; und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so können wir dafür auch einfacher sagen: das sprachliche Zeichen ist beliebig” (Saussure 1967, S. 79).

Hieraus resultieren jedoch in unserem Zusammenhang zwei Fragen:

1. Was bedeutet es, dass das “Band” zwischen Zeichen und Objekt beliebig ist?
2. Was ist eine “assoziative Verbindung” zwischen Zeichen und Objekt?

Ad 1. Das Saussuresche “Band” ist nicht anderes als eine Relation, wir haben es hier also mit einem logisch-mathematischen Begriff zu tun. Zu sagen, eine Relation sei beliebig, ist so absurd als zu sagen, sie sei rot und grün. Eine Relation besteht oder sie besteht nicht. Das ist in diesem Zusammenhang alles.

Ad 2. Die Frage ist, warum Saussure hier ausdrücklich die Verbindung bzw. das Band als “assoziativ” bezeichnet. Eine Umschreibung von “Band” durch “assoziative Verbindung” ist sinnlos, da “Band” und “Verbindung” hier beide soviel wie Relation bedeuten. Die gängige psychologische Deutung des Begriffs “Assoziation” lautet: “Der Begriff der Assoziation dient dabei zur Erklärung des Phänomens, dass zwei (oder mehr) ursprünglich isolierte psychische Inhalte (wie z.B. Eindrücke, Gefühle oder auch Ideen), auch als Assoziationsglieder bezeichnet, eine so enge Verbindung eingehen, dass das Aufrufen eines Assoziationsgliedes das Auftreten eines oder mehrerer weiterer

Assoziationsglieder nach sich zieht oder zumindest begünstigt". Wenn dies aber die Intention Saussures ist, dann stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien welche Zeichen welchen Objekten zugeordnet werden, welches die Kriterien sind, dass von 1, 2, 3, ..., n Zeichen gerade Nr. 526, z.B. "Baum", ausgewählt wurde, um das "Band" zwischen ihm und dem Objekt Baum im Deutschen zu etablieren. Die Antworten bleibt Saussure schuldig. Im Gegenteil spricht gerade die Tatsache der Verschiedenheit der Sprachen dafür, dass es sprachtypische oder vielleicht sogar sprachfamilientypische Kriterien gibt, welche bestimmen, dass dem Objekt Baum in Sprache A das Zeichen Nr. 526, in Sprache B das Zeichen Nr. 2 ... und in Sprache Z das Zeichen Nr. 17'789 zugeordnet wird. Mit anderen Worten: Die lexikalische Diversität der Sprachen ist nicht ein Gegenargument gegen objektive, motivierte Semiotiken, sondern ein Argument für sie und damit gegen subjektive, arbiträre Semiotiken. Die Präsemiotik würde also zum Assoziationsproblem bemerken, dass die Form-, Funktions- und Gestaltkategorien, die allen Objekten inhärieren, die Assoziationen zwischen ihnen und den jeweiligen Zeichen stiften. Natürlich kann vor diesem Axiom immer noch eine *linguistische* Arbitrarität bestehen, insofern es natürlich jeder Sprache freisteht, ob sie, wie der Dadaist Hugo Ball bemerkte, das Objekt Baum mit "Pluplusch" oder "Pluplubasch" bezeichnen möchte. Somit ist also das "Band" zwischen Objekten und Zeichenklassen nicht-arbiträr, aber die verschiedenen möglichen "Bänder" zwischen Zeichenklassen und sprachlichen Zeichen können theoretisch willkürlich sein, wenigstens spricht aus semiotischer Sicht nichts dagegen. Damit allerdings ist die Frage immer noch nicht beantwortet, warum es möglich ist, mit Hilfe der historischen Sprachwissenschaft Einzelsprachen zu Sprachfamilien zu ordnen und auf der Basis dieser Ordnungen sogar Ursprachen zu rekonstruieren, die also rein theoretisch und idealerweise genau genau am Zeitpunkt der Schöpfung des bestimmten sprachlichen Zeichens stehen sollen. Auch beim linguistischen Zeichen gilt nämlich, dass die Verwandtschaft der Sprachen ein Argument *gegen* die Arbitrarität der Zeichen ist.

3. Die objektive Präsemiotik wurde in Toth (2008d, e) zu einer polykontexturalen handlungstheoretischen Semiotik ausgebaut. Von ihr wurde ferner eine funktionale Semiotik abstrahiert, die in der Form polykontextural-semiotischer Funktionen und je einem zugeordneten semiotischen Theorem konzipiert wurde. Da wir hier natürlich nicht die ganze semiotische Funktionentheorie wiederholen können, sei nur gesagt, dass die Rolle des semiotischen Symbols (2.3), also des drittheitlichen Objektbezugs eines Zeichens, auch von Peirce und Bense mit Konventionalität und das heisst Arbitrarität

im Sinne von Unmotiviertheit bestimmt wird. Im Rahmen der vorliegenden Apparat interessiert es uns nun, die polykontextural-semiotischen Funktionen und ihre Theoreme anzuschauen, die eine semiotische Theorie der Konventionalität im Rahmen der handlungstheoretischen und funktionalen Semiotik etablieren.

Im Rahmen der über der tetradischen polykontexturalen Zeichenrelation

PZR = (3.a 2.b 1.c 0.d) × (d.0 c.1 b.2 a.3)

aufgrund der trichotomischen Inklusionsordnung

(a ≤ b ≤ c ≤ d)

konstruierbaren 15 polykontexturalen Dualsysteme taucht der symbolische Objektbezug und damit die semiotische Konventionalität nur in 3 Zeichenklassen und Realitätsthematiken auf. Nichtsdestoweniger lassen sich 72 polykontextural-semiotische Funktionen und entsprechend viele Theoreme ableiten.

$$\begin{bmatrix} (2.3) \gg & \begin{matrix}(3.1)\\ \curlyvee \\ (1.3)\end{matrix} & \succ (0.3)\end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) \gg & \begin{matrix}(3.1)\\ \curlyvee \\ (1.3)\end{matrix} & \succ (3.2)\end{bmatrix}$$

$$\begin{bmatrix} (2.3) \gg & \begin{matrix}(1.3)\\ \curlyvee \\ (3.1)\end{matrix} & \succ (0.3)\end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) \gg & \begin{matrix}(1.3)\\ \curlyvee \\ (3.1)\end{matrix} & \succ (3.2)\end{bmatrix}$$

(0.3) = f(2.3, 3.1, 1.3) (3.2) = f(3.0, 3.1, 1.3)
(0.3) = f(2.3, 1.3, 3.1) (3.2) = f(3.0, 1.3, 3.1)

Theorem 1: Die Gestalt ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{ccc} & (0.3) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (1.3) \\ & (3.1) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (3.1) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (3.0) & \end{array}\right]$$

$$\left[\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (1.3) \\ & (0.3) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (3.0) & \\ (3.1) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (1.3) & \end{array}\right]$$

(1.3) = f(2.3, 0.3, 3.1) (3.2) = f(3.1, 1.3, 3.0)
(1.3) = f(2.3, 3.1, 0.3) (3.2) = f(3.1, 3.0, 1.3)

Theorem 2: Die Repräsentativität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (0.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (1.3) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.0) \\ & (1.3) & \end{array}\right]$$

$$\left[\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (0.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (3.1) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.0) \\ & (3.1) & \end{array}\right]$$

(2.3) = f(0.3, 3.1, 1.3) (3.0) = f(3.2, 3.1 1.3)
(2.3) = f(0.3, 1.3, 3.1) (3.0) = f(3.2, 1.3, 3.1)

Theorem 3: Die Konventionalität ist eine Funktion der Gestalt.

$$\left[\begin{array}{ccc} & (0.3) & \\ (1.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (3.1) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.1) \\ & (3.0) & \end{array}\right]$$

$$\left[\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (1.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (0.3) & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} & (3.0) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.1) \\ & (1.3) & \end{array}\right]$$

(2.3) = f(1.3, 0.3, 3.1) (3.1) = f(3.2, 1.3, 3.0)
(2.3) = f(1.3, 3.1, 0.3) (3.1) = f(3.2, 3.0, 1.3)

Theorem 4: Die Konventionalität ist eine Funktion der Repräsentativität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (3.1) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (1.3) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (3.1) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (1.3) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(3.1, 0.3, 1.3)   (1.3) = f(3.2, 3.1, 3.0)
(2.3) = f(3.1, 1.3, 0.3)   (1.3) = f(3.2, 3.0, 3.1)

Theorem 5: Die Konventionalität ist eine Funktion der Intentionalität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(3.1) = f(2.3, 0.3, 1.3)   (3.2) = f(1.3, 3.1, 3.0)
(3.1) = f(2.3, 1.3, 0.3)   (3.2) = f(1.3, 3.0, 3.1)

Theorem 6: Die Intentionalität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{ccc} (2.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} (3.1) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (3.2) & & \end{array}\right)$$

(0.3) = f(1.3, 2.3)   (3.0) = f(3.2, 3.1)

Theorem 7: Die Gestalt ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{ccc} (1.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (2.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} (3.2) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (3.1) & & \end{array}\right)$$

(0.3) = f(2.3, 1.3)   (3.0) = f(3.1, 3.2)

Theorem 8: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (1.3) \end{array}\right]$$

$(0.3) = f(2.3, 3.1)$ $\qquad$ $(3.0) = f(1.3, 3.2)$

Theorem 9: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Intentionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (3.1) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

$(0.3) = f(3.1, 2.3)$ $\qquad$ $(3.0) = f(3.2, 1.3)$

Theorem 10: Die Gestalt ist eine Funktion von Intentionalität und Konventionalität.

6.11.6. Partielle mediale Funktionen ($M = oS$)

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (0.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

$(1.3) = f(0.3, 2.3)$ $\qquad$ $(3.1) = f(3.2, 3.0)$

Theorem 11: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \text{人} \gg (3.1) \\ (3.0) \end{array}\right]$$

$(1.3) = f(2.3, 0.3)$ $\qquad$ $(3.1) = f(3.0, 3.2)$

Theorem 12: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

$$\left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (1.3) \end{array}\right]$$

$(1.3) = f(2.3, 3.1)$ $\qquad$ $(3.1) = f(1.3, 3.2)$

Theorem 13: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Intentionalität.

$$\begin{bmatrix} (2.3) & \\ \quad 人 \gg (1.3) \\ (3.1) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (1.3) & \\ \quad 人 \gg (3.1) \\ (3.2) & \end{bmatrix}$$

(1.3) = f(3.1, 2.3) (3.1) = f(3.2, 1.3)

Theorem 14: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Intentionalität und Konventionalität.

6.11.7. Partielle objektale Funktionen (O = oO)

$$\begin{bmatrix} (1.3) & \\ \quad 人 \gg (2.3) \\ (0.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) & \\ \quad 人 \gg (3.2) \\ (3.1) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(0.3, 1.3) (3.2) = f(3.1, 3.0)

Theorem 15: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Repräsentativität.

$$\begin{bmatrix} (3.1) & \\ \quad 人 \gg (2.3) \\ (0.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) & \\ \quad 人 \gg (3.2) \\ (1.3) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(0.3, 3.1) (3.2) = f(1.3, 3.0)

Theorem 16: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Intentionalität.

$$\begin{bmatrix} (0.3) & \\ \quad 人 \gg (2.3) \\ (1.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.1) & \\ \quad 人 \gg (3.2) \\ (3.0) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(1.3, 0.3) (3.2) = f(3.0, 3.1)

Theorem 17: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Gestalt.

$$\begin{bmatrix} (3.1) & \\ \quad 人 \gg (2.3) \\ (1.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.1) & \\ \quad 人 \gg (3.2) \\ (1.3) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(1.3, 3.1) (3.2) = f(1.3, 3.1)

Theorem 18: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Intentionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.1) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (3.1) \end{array}\right]$$

(2.3) = f(3.1, 1.3)　　　　(3.2) = f(3.1, 1.3)

Theorem 19: Die Konventionalität ist eine Funktion von Intentionalität und Repräsentativität.

$$\left[\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.1) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (3.0) \end{array}\right]$$

(2.3) = f(3.1, 0.3)　　　　(3.2) = f(3.0, 1.3)

Theorem 20: Die Konventionalität ist eine Funktion von Intentionalität und Gestalt.

6.11.8. Partielle interpretative Funktionen (I = sS)

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (0.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

(3.1) = f(0.3, 2.3)　　　　(1.3) = f(3.2, 3.0)

Theorem 21: Die Intentionalität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (1.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

(3.1) = f(1.3, 2.3)　　　　(1.3) = f(3.2, 3.1)

Theorem 22: Die Intentionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (3.1) \end{array}\right]$$

(3.1) = f(2.3, 1.3)　　　　(1.3) = f(3.1, 3.2)

Theorem 23: Die Intentionalität ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\left(\begin{array}{l}(0.3)\\ \quad\curlywedge \gg (3.1)\\ (2.3)\end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l}(3.2)\\ \quad\curlywedge \gg (1.3)\\ (3.0)\end{array}\right)$$

(3.1) = f(2.3, 0.3) (1.3) = f(3.0, 3.2)

Theorem 24: Die Intentionalität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

$$\left(\begin{array}{ccc} & (3.2) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (0.3) \\ & (1.3) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (3.0) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (2.3) & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (0.3) \\ & (3.2) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (2.3) & \\ (3.0) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (3.1) & \end{array}\right)$$

(0.3) = f(2.3, 3.2, 1.3) (3.2) = f(3.0, 3.1, 2.3)
(0.3) = f(2.3, 1.3, 3.2) (3.2) = f(3.0, 2.3, 3.1)

Theorem 25: Die Gestalt ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{ccc} & (0.3) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (1.3) \\ & (3.2) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (2.3) & \\ (3.1) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (3.0) & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccc} & (3.2) & \\ (2.3) \gg & \curlyvee & \succ (1.3) \\ & (0.3) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (3.0) & \\ (3.1) \gg & \curlyvee & \succ (3.2) \\ & (2.3) & \end{array}\right)$$

(1.3) = f(2.3, 0.3, 3.2) (3.2) = f(3.1, 2.3, 3.0)
(1.3) = f(2.3, 3.2, 0.3) (3.2) = f(3.1, 3.0, 2.3)

Theorem 26: Die Repräsentativität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{ccc} & (3.2) & \\ (0.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (1.3) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (3.1) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.0) \\ & (2.3) & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccc} & (1.3) & \\ (0.3) \gg & \curlyvee & \succ (2.3) \\ & (3.2) & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccc} & (2.3) & \\ (3.2) \gg & \curlyvee & \succ (3.0) \\ & (3.1) & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(0.3, 3.2, 1.3) (3.0) = f(3.2, 3.1, 2.3)
(2.3) = f(0.3, 1.3, 3.2) (3.0) = f(3.2, 2.3, 3.1)

Theorem 27: Die Konventionalität ist eine Funktion der Gestalt.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (3.2) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (2.3) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (3.2) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (2.3) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(1.3, 0.3, 3.2) (3.1) = f(3.2, 2.3, 3.0)
(2.3) = f(1.3, 3.2, 0.3) (3.1) = f(3.2, 3.0, 2.3)

Theorem 28: Die Konventionalität ist eine Funktion der Repräsentativität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(3.2, 0.3, 1.3) (2.3) = f(3.2, 3.1, 3.0)
(2.3) = f(3.2, 1.3, 0.3) (2.3) = f(3.2, 3.0, 3.1)

Theorem 29: Die Konventionalität ist eine Funktion der Kognitivität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(3.2) = f(2.3, 0.3, 1.3) (3.2) = f(2.3, 3.1, 3.0)
(3.2) = f(2.3, 1.3, 0.3) (3.2) = f(2.3, 3.0, 3.1)

Theorem 30: Die Kognitivität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (1.3) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (3.2) \end{array}\right)$$

$(0.3) = f(1.3, 2.3)$ $\qquad$ $(3.0) = f(3.2, 3.1)$

Theorem 31: Die Gestalt ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (2.3) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (3.1) \end{array}\right)$$

$(0.3) = f(2.3, 1.3)$ $\qquad$ $(3.0) = f(3.1, 3.2)$

Theorem 32: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (2.3) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (2.3) \end{array}\right)$$

$(0.3) = f(2.3, 3.2)$ $\qquad$ $(3.0) = f(2.3, 3.2)$

Theorem 33: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Kognitivität.

$$\left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (0.3) \\ (3.2) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.0) \\ (3.2) \end{array}\right)$$

$(0.3) = f(3.2, 2.3)$ $\qquad$ $(3.0) = f(3.2, 2.3)$

Theorem 34: Die Gestalt ist eine Funktion von Kognitivität und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (0.3) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (3.2) \end{array}\right)$$

$(1.3) = f(0.3, 2.3)$ $\qquad$ $(3.1) = f(3.2, 3.0)$

Theorem 35: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \text{人} \gg (3.1) \\ (3.0) \end{array}\right)$$

$(1.3) = f(2.3, 0.3)$ $\qquad$ $(3.1) = f(3.0, 3.2)$

Theorem 36: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

$$\begin{bmatrix} (3.2) & \\ & \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.2) & \\ & \text{人} \gg (3.1) \\ (2.3) & \end{bmatrix}$$

(1.3) = f(2.3, 3.2) (3.1) = f(2.3, 3.2)

Theorem 37: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Kognitivität.

$$\begin{bmatrix} (2.3) & \\ & \text{人} \gg (1.3) \\ (3.2) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (2.3) & \\ & \text{人} \gg (3.1) \\ (3.2) & \end{bmatrix}$$

(1.3) = f(3.2, 2.3) (3.1) = f(3.2, 2.3)

Theorem 38: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Kognitivität und Konventionalität.

$$\begin{bmatrix} (1.3) & \\ & \text{人} \gg (2.3) \\ (0.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) & \\ & \text{人} \gg (3.2) \\ (3.1) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(0.3, 1.3) (3.2) = f(3.1, 3.0)

Theorem 39: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Repräsentativität.

$$\begin{bmatrix} (3.2) & \\ & \text{人} \gg (2.3) \\ (0.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) & \\ & \text{人} \gg (3.2) \\ (2.3) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(0.3, 3.2) (3.2) = f(2.3, 3.0)

Theorem 40: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Kognitivität.

$$\begin{bmatrix} (0.3) & \\ & \text{人} \gg (2.3) \\ (1.3) & \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.1) & \\ & \text{人} \gg (3.2) \\ (3.0) & \end{bmatrix}$$

(2.3) = f(1.3, 0.3) (3.2) = f(3.0, 3.1)

Theorem 41: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Gestalt.

$$\left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (1.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (2.3) \end{array}\right]$$

(2.3) = f(1.3, 3.2) (3.2) = f(2.3, 3.1)

Theorem 42: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Kognitivität.

$$\left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.2) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (3.1) \end{array}\right]$$

(2.3) = f(3.2, 1.3) (3.2) = f(3.1, 2.3)

Theorem 43: Die Konventionalität ist eine Funktion von Kognitivität und Repräsentativität.

$$\left[\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.2) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (3.0) \end{array}\right]$$

(2.3) = f(3.2, 0.3) (3.2) = f(3.0, 2.3)

Theorem 44: Die Konventionalität ist eine Funktion von Kognitivität und Gestalt.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (0.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

(3.2) = f(0.3, 2.3) (2.3) = f(3.2, 3.0)

Theorem 45: Die Kognitivität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (1.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

(3.2) = f(1.3, 2.3) (2.3) = f(3.2, 3.1)

Theorem 46: Die Kognitivität ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (3.1) \end{array}\right]$$

(3.2) = f(2.3, 1.3) (2.3) = f(3.1, 3.2)

Theorem 47: Die Kognitivität ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\begin{pmatrix} (0.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.2) \\ (2.3) & & \end{pmatrix} \times \begin{pmatrix} (3.2) & & \\ \curlywedge & \gg & (2.3) \\ (3.0) & & \end{pmatrix}$$

(3.2) = f(2.3, 0.3) (2.3) = f(3.0, 3.2)

Theorem 48: Die Kognitivität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

$$\begin{pmatrix} & & (3.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (0.3) \\ & & (1.3) & & \end{pmatrix} \times \begin{pmatrix} & & (3.1) & & \\ (3.0) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.3) & & \end{pmatrix}$$

$$\begin{pmatrix} & & (1.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (0.3) \\ & & (3.3) & & \end{pmatrix} \times \begin{pmatrix} & & (3.3) & & \\ (3.0) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.1) & & \end{pmatrix}$$

(0.3) = f(2.3, 3.3, 1.3) (3.2) = f(3.0, 3.1, 3.3)
(0.3) = f(2.3, 1.3, 3.3) (3.2) = f(3.0, 3.3, 3.1)

Theorem 49: Die Gestalt ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\begin{pmatrix} & & (0.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (1.3) \\ & & (3.3) & & \end{pmatrix} \times \begin{pmatrix} & & (3.3) & & \\ (3.1) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.0) & & \end{pmatrix}$$

$$\begin{pmatrix} & & (3.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (1.3) \\ & & (0.3) & & \end{pmatrix} \times \begin{pmatrix} & & (3.0) & & \\ (3.1) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.3) & & \end{pmatrix}$$

(1.3) = f(2.3, 0.3, 3.3) (3.2) = f(3.1, 3.3, 3.0)
(1.3) = f(2.3, 3.3, 0.3) (3.2) = f(3.1, 3.0, 3.3)

Theorem 50: Die Repräsentativität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (3.3) & & \\ (0.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.0) \\ & & (3.3) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (0.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (3.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.3) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.0) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(0.3, 3.3, 1.3) (3.0) = f(3.2, 3.1, 3.3)
(2.3) = f(0.3, 1.3, 3.3) (3.0) = f(3.2, 3.3, 3.1)

Theorem 51: Die Konventionalität ist eine Funktion der Gestalt.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (3.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.3) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (3.3) & & \\ (1.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.1) \\ & & (3.3) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(1.3, 0.3, 3.3) (3.1) = f(3.2, 3.3, 3.0)
(2.3) = f(1.3, 3.3, 0.3) (3.1) = f(3.2, 3.0, 3.3)

Theorem 52: Die Konventionalität ist eine Funktion der Repräsentativität.

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (3.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.3) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right)$$

$$\left(\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (3.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (2.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right) \times \left(\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.2) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.3) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right)$$

(2.3) = f(3.3, 0.3, 1.3) (3.3) = f(3.2, 3.1, 3.0)
(2.3) = f(3.3, 1.3, 0.3) (3.3) = f(3.2, 3.0, 3.1)

Theorem 53: Die Konventionalität ist eine Funktion der Theoretizität.

$$\left[\begin{array}{ccccc} & & (0.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.3) \\ & & (1.3) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccccc} & & (3.1) & & \\ (3.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.0) & & \end{array}\right]$$

$$\left[\begin{array}{ccccc} & & (1.3) & & \\ (2.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.3) \\ & & (0.3) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccccc} & & (3.0) & & \\ (3.3) & \gg & \curlyvee & \succ & (3.2) \\ & & (3.1) & & \end{array}\right]$$

(3.3) = f(2.3, 0.3, 1.3) (3.2) = f(3.3, 3.1, 3.0)
(3.3) = f(2.3, 1.3, 0.3) (3.2) = f(3.3, 3.0, 3.1)

Theorem 54: Die Theoretizität ist eine Funktion der Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{ccc} (2.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (1.3) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} (3.1) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (3.2) & & \end{array}\right]$$

(0.3) = f(1.3, 2.3) (3.0) = f(3.2, 3.1)

Theorem 55: Die Gestalt ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{ccc} (1.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (2.3) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} (3.2) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (3.1) & & \end{array}\right]$$

(0.3) = f(2.3, 1.3) (3.0) = f(3.1, 3.2)

Theorem 56: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\left[\begin{array}{ccc} (3.2) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (2.3) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} (3.2) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (2.3) & & \end{array}\right]$$

(0.3) = f(2.3, 3.2) (3.0) = f(2.3, 3.2)

Theorem 57: Die Gestalt ist eine Funktion von Konventionalität und Kognitivität.

$$\left[\begin{array}{ccc} (2.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (0.3) \\ (3.2) & & \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{ccc} (2.3) & & \\ \curlywedge & \gg & (3.0) \\ (3.2) & & \end{array}\right]$$

(0.3) = f(3.2, 2.3) (3.0) = f(3.2, 2.3)

Theorem 58: Die Gestalt ist eine Funktion von Kognitivität und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (0.3) \end{array} \right) \times \left(\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (3.2) \end{array} \right)$$

$(1.3) = f(0.3, 2.3)$ $\quad\quad$ $(3.1) = f(3.2, 3.0)$

Theorem 59: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) \end{array} \right) \times \left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \text{人} \gg (3.1) \\ (3.0) \end{array} \right)$$

$(1.3) = f(2.3, 0.3)$ $\quad\quad$ $(3.1) = f(3.0, 3.2)$

Theorem 60: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

$$\left(\begin{array}{l} (3.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (2.3) \end{array} \right) \times \left(\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (3.3) \end{array} \right)$$

$(1.3) = f(2.3, 3.3)$ $\quad\quad$ $(3.1) = f(3.3, 3.2)$

Theorem 61: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Konventionalität und Theoretizität.

$$\left(\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (1.3) \\ (3.3) \end{array} \right) \times \left(\begin{array}{l} (3.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.1) \\ (3.2) \end{array} \right)$$

$(1.3) = f(3.3, 2.3)$ $\quad\quad$ $(3.1) = f(3.2, 3.3)$

Theorem 62: Die Repräsentativität ist eine Funktion von Theoretizität und Konventionalität.

$$\left(\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (2.3) \\ (0.3) \end{array} \right) \times \left(\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (3.2) \\ (3.1) \end{array} \right)$$

$(2.3) = f(0.3, 1.3)$ $\quad\quad$ $(3.2) = f(3.1, 3.0)$

Theorem 63: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Repräsentativität.

$$\begin{bmatrix} (3.3) \\ \text{人} \gg (2.3) \\ (0.3) \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.0) \\ \text{人} \gg (3.2) \\ (3.3) \end{bmatrix}$$

$(2.3) = f(0.3, 3.3)$ $\qquad$ $(3.2) = f(3.3, 3.0)$

Theorem 64: Die Konventionalität ist eine Funktion von Gestalt und Theoretizität.

$$\begin{bmatrix} (0.3) \\ \text{人} \gg (2.3) \\ (1.3) \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.1) \\ \text{人} \gg (3.2) \\ (3.0) \end{bmatrix}$$

$(2.3) = f(1.3, 0.3)$ $\qquad$ $(3.2) = f(3.0, 3.1)$

Theorem 65: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Gestalt.

$$\begin{bmatrix} (3.3) \\ \text{人} \gg (2.3) \\ (1.3) \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.1) \\ \text{人} \gg (3.2) \\ (3.3) \end{bmatrix}$$

$(2.3) = f(1.3, 3.3)$ $\qquad$ $(3.2) = f(3.3, 3.1)$

Theorem 66: Die Konventionalität ist eine Funktion von Repräsentativität und Theoretizität.

$$\begin{bmatrix} (1.3) \\ \text{人} \gg (2.3) \\ (3.3) \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.3) \\ \text{人} \gg (3.2) \\ (3.1) \end{bmatrix}$$

$(2.3) = f(3.3, 1.3)$ $\qquad$ $(3.2) = f(3.1, 3.3)$

Theorem 67: Die Konventionalität ist eine Funktion von Theoretizität und Repräsentativität.

$$\begin{bmatrix} (0.3) \\ \text{人} \gg (2.3) \\ (3.3) \end{bmatrix} \times \begin{bmatrix} (3.3) \\ \text{人} \gg (3.2) \\ (3.0) \end{bmatrix}$$

$(2.3) = f(3.3, 0.3)$ $\qquad$ $(3.2) = f(3.0, 3.3)$

Theorem 68: Die Konventionalität ist eine Funktion von Theoretizität und Gestalt.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (0.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.0) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

$(3.3) = f(0.3, 2.3)$ $\qquad$ $(3.3) = f(3.2, 3.0)$

Theorem 69: Die Theoretizität ist eine Funktion von Gestalt und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (2.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (1.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.1) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (3.2) \end{array}\right]$$

$(3.3) = f(1.3, 2.3)$ $\qquad$ $(3.3) = f(3.2, 3.1)$

Theorem 70: Die Theoretizität ist eine Funktion von Repräsentativität und Konventionalität.

$$\left[\begin{array}{l} (1.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (3.1) \end{array}\right]$$

$(3.3) = f(2.3, 1.3)$ $\qquad$ $(3.3) = f(3.1, 3.2)$

Theorem 71: Die Theoretizität ist eine Funktion von Konventionalität und Repräsentativität.

$$\left[\begin{array}{l} (0.3) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (2.3) \end{array}\right] \times \left[\begin{array}{l} (3.2) \\ \quad \text{人} \gg (3.3) \\ (3.0) \end{array}\right]$$

$(3.3) = f(2.3, 0.3)$ $\qquad$ $(3.3) = f(3.0, 3.2)$

Theorem 72: Die Theoretizität ist eine Funktion von Konventionalität und Gestalt.

4. Wir halten fest, dass Konventionalität sowohl als freie wie abhängige semiotische Grösse nur bei den folgenden kategorialen Begriffen vorkommt:

- im Qualitätsbezug der Nullheit bei Gestalthaftigkeit
- im Mittelbezug der Erstheit bei Repräsentativität
- im Interpretantenbezug der Drittheit bei Intentionalität, Kognitivität und Theoretizität

Damit stimmt überein, dass es im Rahmen der 15 polykontextural-semiotischen Dualsysteme nur 3 gibt, in welchen Konventionalität aufscheinen kann:

1 $\qquad$ (3.1 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 1.3)
2 $\qquad$ (3.2 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 2.3)
3 $\qquad$ (3.3 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 3.3)

	.1	.2	.3
0.	0.1	0.2	0.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	$\boxed{2.3}$
3.	3.1	3.2	3.3

Da sich Konventionalität (2.3) mittelthematisch nur mit Repräsentativität (1.3) und qua Repräsentativität nur mit Gestalthaftigkeit (1.3), in der freilich sowohl Form als auch Funktion semiotisch inkludiert sind, verbinden kann, fungiert sie interpretantenthematisch sowohl rhematisch-intentional (3.1) als auch dicentisch-kognitiv (3.2) und argumentisch-theoretizitär (3.3). Da nach Saussure aber Konventionalität direkt auf Arbitrarität im Sinne von Unmotiviertheit des "Bandes" zwischen Zeichen und Objekten zurückgeführt wird, müsste diese Arbitrarität logisch gesehen nicht nur "weder wahr noch falsch" (3.1), sondern auch "wahr oder falsch" (3.2) und "notwendig bzw. logisch wahr" (3.3) sein. Dies widerspricht aber der Saussureschen Absicht, da diese "assoziative Verknüpfung" ja logisch gesehen nicht beurteilbar ist und damit im Rahmen seiner Semiotik nur rhematisch fungieren kann. Ex negativo folgt also, dass konventionelle Zeichen alle drei logischen Konnexe abdecken und dass somit Konventionalität die Saussuresche Arbitrarität ausschliesst. Also sind nicht nur iconische und indexikalische Zeichen, deren Motiviertheit bzw. "partielle Motiviertheit" nie bestritten wurde, sondern selbst konventionelle Zeichen nicht-arbiträr.

Bibliographie

Bolinger, Dwight L., The Sign Is Not Arbitrary. In: Boletín del Instituto Caro y Cuervo 5, 1949, S. 52-62

Derrida, Jacques, Grammatologie. Frankfurt am Main 1983

Eco, Umbert, Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt am Main 1977

Nöth, Winfried, Alice im Wunderland der Zeichen. Tübingen 1980

Magnus, Margaret, What's in a Word? Studies in Phonosemantics. PhD dissertation, University of Trondheim 2000

Menninghaus, Winfried, Walter Benjamins Theorie der Sprachmagie. Frankfurt am Main 1995

Weiss, Johannes (Hrsg.), Die Jemeinigkeit des Mitseins. Konstanz 2001

Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Saussure, Ferdinand de, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Übers. von Herman Lommel. 2. Aufl. Berlin 1967

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Vorarbeiten zu einer objektiven Semiotik. Klagenfurt 2008 (2008c)

Toth, Alfred, Entwurf einer handlungstheoretischen Semiotik. Klagenfurt 2008 (2008d)

Toth, Alfred, Einführung polykontextural-semiotischer Funktionen. Ms. (2008e)

Schritt und Sprung in der Semiotik

(...) ob nicht überhaupt die Dialektik der Qualitäten eine andere ist; ob nicht 'der Übergang' hier eine andere Rolle spielt.

Søren Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode* (1984, S. 93)

Die neue Qualität entsteht mit der ersten, mit dem Sprunge, mit der Plötzlichkeit des Rätselhaften.

Søren Kierkegaard, *Der Begriff Angst* (1984, S. 30)

Die Sünde kommt also hinein als das Plötzliche, d.h. durch einen Sprung; aber dieser Sprung setzt zugleich die Qualität; doch indem die Qualität gesetzt ist, ist im selben Augenblick der Sprung in die Qualität hineinverflochten und von der Qualität vorausgesetzt und die Qualität vom Sprunge.

Søren Kierkegaard, *Der Begriff Angst* (1984, S. 32)

Die äusserste quantitierende Bestimmtheit erklärt den qualitativen Sprung ebenso wenig wie die geringste.

Søren Kierkegaard, *Der Begriff Angst* (1984, S. 37)

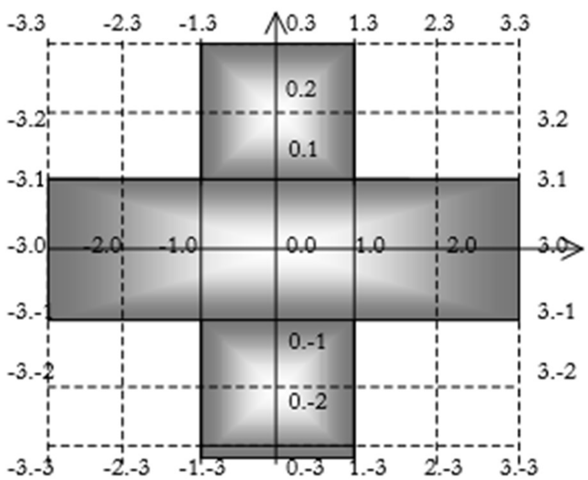
Da tut sie einen Sprung mitten in diesen Lichtstrahl hinein und beginnt sich von nun an selbst zuzusehen.

Unica Zürn, *Der Mann im Jasmin* (1977, S. 80)

1. Rudolf Kaehr (2007) hatte das Begriffspaar Schritt und Sprung in die polykontexturale Logik eingeführt, um die mathematische Unterscheidung zwischen Morphismen und den von Kaehr entdeckten Hetero-Morphismen bzw. von Kategorien und "Saltatorien" (oder "Jumpoids") in Anlehnung an die Terminologie Heideggers metaphysisch zu untermauern. Wie die obigen Zitate belegen, geht die Idee, den "Schritt" mit dem "Gänsemarsch" der Peanozahlen und das heisst mit der Nachfolge-Konzeption der vollständigen Induktion auf die quantitative Mathematik, dagegen den "Sprung" auf die qualitative Mathematik, genauer: auf die Überbrückung des

kontexturalen Abgrundes zwischen den Peano-Zahlen einerseits und den polykontexturalen Strukturbereichen der Proto-, Deutero- und Trito-Zahlen anderseits anzuwenden, bereits auf Kierkegaard zurück. Auch Kronthaler, der Schöpfer der qualitativen Mathematik, spricht von einem Sprung: "Die von rechts nach links zunehmende Quantität von Ausdifferenzierungen zeigt u.a. einen Qualitätssprung von Proto → Deutero → Trito" (Kronthaler 1986, S. 35), dazu Anm. 116: "Hier im Sinne von: Quantität schlägt in Qualität um, verstanden" (1986, S. 187). Kronthaler benutzt dann die Unterscheidung von Schritt und Sprung dazu, die flächige Zählstruktur der qualitativen Zahlen darzustellen (1986, S. 31).

2. Wenn wir das semiotische Koordinatensystem ansehen, wie es in Toth (2008b) dargestellt wurde, können wir zwischen externen und internen Übergängen unterscheiden.



Die externen Übergänge liegen am äusseren Rand des Koordinatensystems jeweils auf einer horizontalen Achse, wenn das Koordinatensystem schrittweise um 90° gedreht wird. Die internen Übergänge liegen auf Achsen, die zu den horizontalen Achsen orthogonal sind, d.h. sie gehen bei allen 90°-Drehungen des Koordinatensystems von "aussen nach innen", d.h. dem absoluten Nullpunkt zu:

2.1. Externe Übergänge

1. (-1.3) → (0.3) → (1.3)
2. (3.1) → (3.0) → (3.-1)

3. (-1.-3) → (0.-3) → (1.-3)
4. (-3.-1) → (-3.0) → (-3.1)

2.2. Interne Übergänge

5. (0.3) → (0.2) → (0.1) → (0.0)
6. (3.0) → (2.0) → (1.0) → (0.0)
7. (0.-3) → (0.-2) → (0.-1) → (0.0)
8. (-3.0) → (-2.0) → (-1.0) → (0.0)

Man erkennt sofort:

1. (1., 3.) ⊥ (2., 4.) sowie (5., 7.) ⊥ (6., 8.), d.h. diese externen und internen Paare von Übergängen sind orthogonal zueinander.

2. Die Orthogonalen der externen Übergänge verhalten sich wie Morphismen zu Hetero-Morphismen. Die Orthogonale der internen Übergänge verhalten sich wie Morphismen zu inversen Morphismen.

3. 1. bis 4. bzw. 5. bis 8. sind alternative Sprünge und Schritte bzw. Schritte und Sprünge.

Wir erinnern uns daran, dass in Toth (2008c) semiotische Schritte als semiosische oder retrosemiosische Prozesse zwischen triadischen bzw. tetradischen Hauptwerten und Sprünge als semiosische oder retrosemiosische Prozesse zwischen trichotomischen Stellenwerten definiert wurden. Wenn wir also die in Toth (2008d) eingeführten semiotischen Kontexturen, berücksichtigen, d.h. die Tatsache, dass man die tetradisch-trichotomische Zeichenrelation als parametrisierte Relation über parametrisierten Relationen einführen kann:

PZR = (±3.±a ±2.±b ±1.±c ±0.±d),

dann können wir semiotisch folgendermassen zwischen Schritten, Sprüngen und Kontexturen unterscheiden (die Beispiele sind willkürlich gewählt):

(2.1) → (2.2)   Schritt ohne Kontexturübergang
(2.1) → (-2.2)   Schritt mit Kontexturübergang

(2.1) → (3.2)   Sprung ohne Kontexturübergang
(2.1) → (-3.2)   Sprung mit Kontexturübergang

Aus dieser Unterscheidung geht hervor, dass die Begriffe Sprung und Kontextur also wenigstens in der Semiotik getrennt werden können bzw. müssen. Neue Qualitäten können sich daher auch ausserhalb kontextureller Überschreitungen einstellen. Da Kontexturübergänge durch negative Vorzeichen sofort erkennbar sind, führen wir für die beiden Operatoren Schritt und Sprung die Symbole S und Σ ein.

3. Wie bereits in Toth (2008a, S. 38 f.), führen wir hier im Anschluss an Kaehr (2007, S. 12 u. passim) zwei polykontextural-semiotische Operatoren ein:

- den Jump-Operator ||
- den Bridging-Operator ⋈

Damit können wir nun die externen und die internen Übergänge zwischen dem präsemiotischen und dem semiotischen Raum mit Hilfe der Begriffe Schritt, Sprung und Kontextur sowie mit beiden semiotischen Trans-Operatoren formal darstellen:

3.1. Externe Übergänge

1. Σ((-1.3) || (0.3) || (1.3))
2. S((3.1) ⋈ (3.0) ⋈ (3.-1))
3. Σ((-1.-3) || (0.-3) || (1.-3))
4. S((-3.-1) ⋈ (-3.0) ⋈ (-3.1))

3.2. Interne Übergänge

5. S((0.3) ⋈ (0.2) ⋈ (0.1) ⋈ (0.0))

6. $\Sigma((3.0) \parallel (2.0) \parallel (1.0) \parallel (0.0)$

7. $S((0.-3) \bowtie (0.-2) \bowtie (0.-1) \bowtie (0.0))$

8. $\Sigma((-3.0) \parallel (-2.0) \parallel (-1.0) \parallel (0.0))$

Damit haben wir also die grundlegenden polykontextural-semiotischen Operatoren des präsemiotischen Transit-Raumes formalisiert.

Bibliographie

Kaehr, Rudolf, Towards Diamonds. Glasgow 2008
Kierkegaard, Søren, Der Begriff Angst. Frankfurt am Main 1984
Kierkegaard, Søren, Die Krankheit zum Tode. Frankfurt am Main 1984
Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986
Toth, Alfred, In Transit.Klagenfurt 2008 (2008a)
Toth, Alfred, Die präsemiotischen Strukturbereiche. Ms. (2008b)
Toth, Alfred, Kompositionen präsemiotischer Diamanten. Ms. (2008c)
Toth, Alfred, Der präsemiotische Transit-Raum. Ms. (2008d)
Zürn, Unica, Der Mann im Jasmin. Frankfurt am Main 1977

Oswald Spenglers organische Mathematik

> Wer definiert, der kennt das Schicksal nicht.
> Oswald Spengler (UdA, S. IX)

> Was nicht das ganze Leben einer Zeit bis in die tiefsten Tiefen ergreift und verändert, sollte verschwiegen bleiben.
> Oswald Spengler (UdA, S. 61)

1. Oswald Spengler als Mathematiker

Oswald Spengler (1880-1936) hatte von 1899 bis 1903 Mathematik und Naturwissenschaften in Halle, München und Berlin studiert, bevor er 1904 in Halle mit seiner Arbeit "Der metaphysische Grundgedanke der Heraklitischen Philosophie" zum Dr. phil. promoviert wurde. Es ist indessen wichtig zu betonen, dass Spengler von Hause aus Mathematiker war, denn bereits 1925 hatte Otto Toeplitz in der Zeitschrift "Die Antike" gegen Spengler pointiert: "Der Angriff der Gelehrtenwelt hat auf breiter Front gegen dieses Werk [Spenglers Hauptwerk "Der Untergang des Abendlandes, im folgenden mit "UdA" abgekürzt] eingesetzt. Auch Mathematiker sind an ihm beteiligt. Er [sic!] hat alle die zahllosen Irrtümer aufgezählt, die Spengler begangen hat; auch die unglücklichen mathematischen Redewendungen, mit denen er vor allen Mathematikern dokumentiert hat, dass er selbst nie mathemtisch gearbeitet hat, sind ihm alle aufgerechnet worden" (Toeplitz 1925, S. 177f.).1

Immerhin hatte Toeplitz aber erkannt: "Oswald Spengler hat in seinem Buch [...] den Mut, die Mathematik in den Vordergrund zu stellen" (1925, S. 177). Spengler selbst formulierte seine Absicht wie folgt: "Ich wähle als Beispiel für die Art, wie eine Seele sich im Bilde ihrer Umwelt zu verwirklichen sucht, inwiefern also gewordene Kultur Ausdruck und Abbild einer Idee menschlichen Daseins ist, die *Zahl*, die aller Mathematik als schlechthin gegebenes Element zugrunde liegt. Und zwar deshalb, weil

---

1 Dass Spengler als Mathematiker in Misskredit gezogen worden war, ging übrigens – dies sei hier nur nebenbei bemerkt – Hand in Hand mit seiner unglaublich widersprüchlichen Einschätzung als Philosoph durch seine Zeitgenossen. Für Georg Simmel war Oswald Spenglers Hauptwerk "die wichtigste Geschichtsphilosophie seit Hegel" (ap. Felken 1988, S. 114), für Walter Benjamin war ihr Verfasser "ein trivialer Sauhund" (ap. Felken 1998, S. 114). Dennoch oder gerade deswegen war Spengler in den zwanziger Jahren "Deutschlands bekanntester Philosoph" (Felken 1988, S. 134).

die Mathematik, in ihrer ganzen Tiefe den wenigsten erreichbar, einen einzigartigen Rang unter allen Schöpfungen des Geistes behauptet. Sie ist eine Wissenschaft strengsten Stils wie die Logik, aber umfassender und bei weitem gehaltvoller; sie ist eine echte Kunst neben der Plastik und Musik, was die Notwendigkeit einer leitenden Inspiration und die grossen Konventionen der Form in ihrer Entwicklung angeht; sie ist endlich eine Metaphysik von höchstem Range, wie Plato und vor allem Leibniz beweisen" (UdA, S. 76).

2. Mathematische und chronologische Zahl

Um das zentrale Ergebnis der vorliegenden Arbeit vorwegzunehmen: Spengler hat mit seiner Unterscheidung zwischen mathematischer und chronologischer Zahl einen kaum zu überschätzenden Beitrag zur modernen Mathematik geleistet – oder, wie man in Anlehnung an Queneau (1967) vielleicht besser sagen sollte: zur "Mathematik von morgen". Sucht man nämlich in der nicht gerade geringen Sekundärliteratur zu Spengler nach Arbeiten zu dieser Entdeckung, findet man bloss einen kurzen Hinweis in Engelbert Kronthalers 1986 erschienener Dissertation "Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten", in der es lapidar heisst: "O. Spenglers mathematische und chronologische Zahl sind auf der Wertebene absolut getrennt, auf der Kenoebene gibt es aber eine Vermittlung" (1986, S. 199, Anm. 253).

Nach Spengler ist "das Mittel, tote Formen zu erkennen", "das mathematische Gesetz. Das Mittel, lebendige Formen zu verstehen, ist die Analogie. Auf diese Weise unterscheiden sich Polarität und Periodizität der Welt" (UdA, S. 4). Es handelt sich hier um "einen noch nie bemerkten, sehr bedeutungsvollen Gegensatz [...], den Geltungsbereich der *chronologischen* von dem der *mathematischen* Zahl" (UdA, S. 7). In einer Anmerkung dazu präzisiert Spengler: "Es war ein noch heute nicht überwundener Missgriff Kants von ungeheurer Tragweite, dass er den äusseren und inneren Menschen zunächst mit den vieldeutigen und vor allem *nicht unveränderlichen* Begriffen Raum und Zeit ganz schematisch in Verbindung brachte und weiterhin damit in vollkommen falscher Weise Geometrie und Arithmetik verband, an deren Stelle hier der viel tiefere Gegensatz der mathematischen und chronologischen Zahl wenigstens genannt sein soll. Arithmetik und Geometrie sind *beides* Raumrechnungen und in ihren höheren Gebieten überhaupt nicht mehr unterscheidbar. Eine *Zeitrechnung*, über deren Begriff der naive

Mensch sich gefühlsmässig durchaus klar ist, beantwortet die Frage nach dem *Wann*, nicht dem *Was* oder *Wieviel*" (UdA, S. 7.)

"Das eigentliche Geheimnis alles Gewordenen und also (räumlich-stofflich) Ausgedehnten aber verkörpert sich im Typus der *mathematischen* im Gegensatz zur *chronologischen* Zahl" (UdA, S. 76). "Die wirkliche Zahl hat, wie sich immer deutlicher zeigen wird, mit mathematischen Dingen nicht das Geringste zu tun. Zahlen gehören ausschliesslich in die Sphäre des Ausgedehnten" (UdA, S. 87). "Die chronologische Zahl bezeichnet das einmalig Wirkliche, die mathematische das beständig Mögliche" (UdA, S. 131).

3. Kausalität und Schicksal

Für Spengler gehört Kausalität einer "Logik des Raumes" an – und fällt damit in den Bereich der mathematischen Zahl, welche ja das Ausgedehnte umfasst -, während Schicksal bzw. Zufall einer "Logik der Zeit" angehören – um damit in den Bereich der chronologischen Zahl zu fallen, welche die Zielgerichtetheit umfasst, die ja durch die Zeit erst ermöglicht wird: "Dass ausser der Notwendigkeit von Ursache und Wirkung – ich möchte sie die *Logik des Raumes* nennen – im Leben auch noch die organische Notwendigkeit *des Schicksals – die Logik der Zeit* – eine Tatsache von tiefster innerer Gewissheit ist, eine Tatsache, welche das gesamte mythologische, religiöse und künstlerische Denken ausfüllt, die das Wesen und den Kern aller Geschichte im Gegensatz zur Natur ausmacht, die aber den Erkenntnisformen, welche die "Kritik der reinen Vernunft" untersucht, unzugänglich ist, das ist noch nicht in den Bereich theoretischer Formulierung gedrungen" (UdA, S. 9f.). Man beachte auch, dass hier erstmals ein Zusammenhang zwischen der chronologischen Zahl und dem Bereich des Organischen hergestellt wird.

Wenn Spengler feststellt: "Die Mathematik und das Kausalitätsprinzip führen zu einer naturhaften, die Chronologie und die Schicksalsidee zu einer historischen Ordnung der Erscheinung" (UdA, S. 10) und dann noch ergänzt: "Neben dem Physiker und Mathematiker wirkt der Historiker *nachlässig*, sobald er von der Sammlung und Ordnung seines Materials zur Deutung übergeht" (UdA, S. 9, Anm. 1), so fühlt er offenbar das später von Gotthard Günther so eindrücklich dargestellte Defizit der so genannten Geisteswissenschaften gegenüber den mathematischen Wissenschaften in Bezug auf

Formalisierung und dadurch ermöglichter Operabilität, d.h. im Sinne von Widerspruchsfreiheit, Unabhängigkeit und Vollständigkeit ihrer Axiome.

Anderseits will Spengler nach UdA, S. VIII ja ausdrücklich "eine Philosophie des Schicksals". Merlio (1980, S. 103) spricht nicht ganz zu Unrecht von der "antirationalistischen Haltung" Spenglers – ohne freilich zu erahnen, was Spengler wirklich vorschwebt, denn Merlio ebenso wie alle anderen Kommentatoren Spenglers mit Ausnahme von Kronthaler haben bereits das Einleitungskapitel des UdA nicht verstanden. Spenglers Biograph Detlef Felken kommt der Wahrheit schon ein Schrittchen näher: "Die Wirklichkeitsnähe seiner Philosophie sollte statt dessen auf rational nicht explizierbaren Wegen erkannt werden" (1988, S. 79). "Seine Begriffe, die keine sein wollen, sind bewusst unwissenschaftlich gewonnen und sollen doch im Rahmen der Morphologie wissenschaftliche Termini sein" (Felken 1988, S. 80). Übers Ziel hinaus schiest Felken – der ebenfalls an keiner Stelle seiner fast 300seitigen Spengler-Biographie den Unterschied zwischen mathematischer und chronologischer Zahl erwähnt -, wenn er Spengler unterstellt, dessen "terminologische[n] Vexierbilder wollen zugleich unmittelbar und allgemein, metaphorisch und präzise sein. Die poetische Wissenschaft ist aber nur als infinite poetisch, als definierte wissenschaftlich" (1988, S. 80). Dabei hätte man Spengler nur genau lesen müssen, denn er spricht selbst von "Goethes 'exakte[r] sinnliche[r] Phantasie" (UdA, S. 75) – und diese entspricht haargenau Korzybskis "Multi-Ordinalität" bzw. der "eindeutigen Mehrmöglichkeit" der Kronthalerschen Mathematik der Qualitäten.

Genauso wie die qualitative Mathematik die quantitative umfasst, jene diese lediglich relativiert und bedeutend erweitert, so dass also qualitative und quantitative Mathamtik sich wie zwei "Grenzwerte" der einen "vollständigen" Mathematik verhalten, so steht es auch mit den hier zu diskutierenden Begriffen von Kausalität und Schicksal. Während der Begriff der Kausalität schon seit Jahrhunderten qua Physik mit der Mathemtik untrennbar verbunden ist, ist meines Wissens vor Spengler niemand auf die Idee gekommen, den Begriff des Schicksals (und zwar nicht im trivialmathematischen Sinne der Aleatorik) mit der Mathematik zusammenzubringen. Günther, dessen erst vor einigen Jahren postum und leider nur auszugsweise veröffentlichtes Werk "Die amrikanische Apokalypse" ja als eine Art von "Widerlegung" von Spenglers UdA intendiert war, hat, wohl nicht unbeeinflusst von Spengler, der Kausalität eine "Serientheorie der Magie" gegenübergestellt und diese ebenfalls logisch begründet:

"Was hier geschieht, ist für den Logiker völlig einsichtig. Es werden eine Anzahl voneinander (kausal) unabhängiger Erfahrungsdaten gesammelt und unter einem übergeordneten Bestimmungs- resp. Bedeutungsgesichtspunkt zusammengefasst" (Günther 2000, S. 122). "Eine Serie ist nichts weiter als die allgemeine Form einer kognitiven Synthese von Erfahrungsdaten. Ihr logisches Schema hat die Form einer Gleichung a1, a2, a3, ..., an ≡ x, in der eine beliebige Anzahl materieller Bewusstseinsdaten (a) einem Bedeutungsdatum (x) gleichgesetzt werden. Es ist bemerkenswert, dass von diesem rein formallogischen Gesichtspunkt her gesehen unsere Kausalitätskategorie ein extremer Fall eines solchen abstrakten Serienschemas ist. (a) bedeutet dann Ursache und (x) meint Wirkung. Liest man die obige Formel interpretativ, so lautet sie: Die Summe aller Ursachen ist äquivalent der Wirkung" (2000, S. 127). "Wenn eine Serie von Ereignissen (a) eine Kausalitätsreihe bilden soll, dann müssen sie so ausgewählt werden, dass weder zwischen ihnen selbst noch zwischen (a1, a2, a3, ..., an) einerseits und (x) andererseits ein Freiheitsgrad existiert, der praktisch *relevant* werden kann" (2000, S. 127). "Die involvierten Freiheitsgrade aber sind es, die der Serienbetrachtug ihren 'magischen' Charakter geben. Und insofern auch die Kausalitätskategorie einen nicht eliminierbaren Restbestand an Freiheitsgraden enthält, bleibt sie eine 'magische' Theorie, die schliesslich (bereichert um das Wissen ihrer spezifischen Grenzen) zu ihrem Ausgangspunkt zurückgefunden hat" (2000, S. 130).

Wir hatten oben darauf hingewiesen, dass Spengler bereits die chronologische Zahl dem Bereich des Organischen – und damit natürlich die mathematische Zahl dem Bereich des Anorganischen - zugewiesen hatte. Im folgenden Zitat erweitert er diese Dichotomie unter Einbezug von Kausalität und Schicksal: "Schicksal ist das Wort für eine nicht zu schreibende innere Gewissheit. Man macht das Wesen des Kausalen deutlich durch ein physikalisches oder erkenntniskritisches System, durch Zahlen, durch begriffliche Zergliederung. Man teilt die Idee eines Schicksals nur als Künstler mit, durch ein Bildnis, durch eine Tragödie, durch Musik. Das eine fordert eine *Unterscheidung*, also Zerstörung, das andere ist durch und durch *Schöpfung*. Darin liegt die Beziehung des Schicksals zum Leben, der Kausalität zum Tode". Und nachdem wir weiter oben schon erfahren haben, dass der mathematischen Zahl eine Logik des Raumes, der chronologischen Zahl aber eine Logik der Zeit entspricht, erstaunt es uns nun nicht, wenn Spengler dies alles noch auf die Formel bringt: "*Schicksal und Kausalität verhalten sich wie Zeit und Raum*" (UdA, S. 155).

4. Eine Mathematik der Qualitäten

Wenn Spengler bekennt: "Ich liebe die Tiefe und Feinheit mathematischer und physikalischer Theorien, denen gegenüber der Ästhetiker und Physiolog ein Stümper ist" (UdA, S. 61), dann darf man daraus nicht den Schluss ziehen, er beziehe sich auf die bekannte Mathematik, also in Spenglers Terminologie auf die Lehre von der mathematischen Zahl. Denn erstens hatte er ja die Mathematik um die Lehre von der chronologischen Zahl erweitert; dazu gehört für ihn beispielsweise "die tiefe Verwandtschaft zwischen politischen und mathematischen Gebilden derselben Kultur, zwischen religiösen und technischen Anschauungen, zwischen Mathematik, Musik und Plastik, zwischen wirtschaftlichen und Erkenntnis-Formen" (UdA, S. 66). Zweitens ist die Mathematik für Spengler nicht der Bereich des Ewig-Wahren und Kultur-Unabhängigen: "Damit fällt auch der Anspruch des höheren Denkens, allgemeine und ewige Wahrheiten zu besitzen. Wahrheiten gibt es nur in bezug auf ein bestimmtes Menschentum" (UdA, S. 64), ja Spengler pointiert sogar: "Allgemeingültigkeit ist immer der Fehlschluss von sich auf andere" (UdA, S. 32). Und daraus folgt dann drittens: "*Es gibt keine Mathematik, es gibt nur Mathematiken*" (UdA, S. 82).2 Entsprechend gilt natürlich auch: "*Eine Zahl an sich gibt es nicht und kann es nicht geben.* Es gibt mehrere Zahlenwelten, weil es mehrere Kulturen gibt" (UdA, S. 79).

Dass Spengler wirklich ein Vorläufer Kronthalers im Sinne einer "Mathematik der Qualitäten" war, geht aus Äusserungen wie den folgenden hervor: "Gotische Dome und dorische Tempel sind *steingewordne Mathematik*" (UdA, S. 78). "Indes darf man Mathematik, wenn man darunter die Fähigkeit, in Zahlen praktisch zu denken, versteht, nicht mit der viel engeren wissenschaftlichen Mathematik, der mündlich oder schriftlich entwickelten *Lehre* von den Zahlen verwechseln. Die geschriebene Mathematik repräsentiert so wenig wie die in theoretischen Werken niedergelegte Philosophie den ganzen Besitz dessen, was im Schosse einer Kultur an mathematischem oder philosophischem Blick und Denken vorhanden war. Es gibt noch ganz andere Wege, das den Zahlen zugrunde liegende Urgefühl zu versinnlichen" (UdA, S. 77). Und wieder beruft sich Spengler auf Goethe, dessen Bonmot einer "exakten sinnlichen Phantasie"

2 Reuben Hersch (1997, S. 182), der Spengler "the Hegelian mystical historicist" nennt, bekennt – freilich ohne sich auf Spengler zu beziehen – bereits im Vorwort seines Buches: "Mathematics must be understood as a human activity, a social phenomenon, part of human culture, historically evolved, and intelligible only in a social context" (1997, S. XI). Eine solche Auffassung gibt es in der Mathematik erst seit Oswald Spengler.

wir bereits zitiert hatten: “Die Stellung Goethes in der westeuropäischen Metaphysik ist noch gar nicht verstanden worden. Man nennt ihn nicht einmal, wenn von Philosophie die Rede ist. Unglücklicherweise hat er seine Lehre nicht in einem starren System niedergelegt; deshalb übersehen ihn die Systematiker. Aber er war Philosoph. Er nimmt Kant gegenüber dieselbe Stellung ein wie Plato gegenüber Aristoteles, und es ist ebenfalls eine missliche Sache, Plato in ein System bringen zu wollen. Plato und Goethe repräsentieren die Philosophie des Werdens, Aristoteles und Kant die des Gewordenen” (UdA, S. 68, Anm. 1).

Also Platon, der in seiner Altersvorlesung Περὶ τ’ ’αγαθοῦ eine qualitative Mathematik konzipiert hatte, gegen den jedoch sein Schüler Aristoteles mit der Reduktion aller Qualitäten bis auf die eine Qualität der Quantität sich bis auf den heutigen Tag durchsetzen konnte, hat nach Spengler seine neuzeitliche Parallele in Goethe, der sich mit seiner wesentlich qualitativ orientierten “Morphologie” in einem Zeitalter, das gerade dabei war, die Infinitesimalrechnung zu erfinden und auszubauen, nicht durchzusetzen vermochte. Genau dies ist der Grund, dass Spengler – obwohl er ganz klar sieht, dass eine “vollständige” Mathematik die Bereiche des Quantitativ-Mathematischen ebenso wie die Bereiche des Qualitativ-Chronologischen, das ausgedehnte ebenso wie das Zielgerichtete, das Gewordene ebenso wie das Werdende, die Kausalität ebenso wie das Schicksal und die Kultur ebenso wie die Zivilisation (nach Spengler die “Mumie” der Kultur) umfassen müsste -, dennoch sich gezwungen fühlt, einzugestehen: “Aber es gibt keine Berührung des Werdens mit irgendeinem Gebiete der Mathematik” (UdA, S. 165). Die Zeit für eine Mathematik der Qualitäten war eben zu Beginn der Zwanzigerjahre bzw. in den Zehnerjahren, als der erste Band der UdA konzipiert worden war, noch nicht reif für qualitative Fragestellungen in der Mathematik. Man hatte genug damit zu tun, sich mit der Grundlagenkrise herumzuschlagen, welche die Cantorsche Mengenlehre, die Fregesche Logik und die Russellsche Paradoxie ausgelöst hatten. Ausserdem brach gerade die Zeit der “Neuen Algebra” an, von Topologie, Ordnungstheorie und vor allem die grosse Zeit der beginnenden, mit Bourbaki ihren Höhepunkt findenden auf dem durch die Gruppentheorie zuerst definierten Begriff der Isomorphie basierenden Unifikation der diversen mathematischen Teilgebiete. Dies – und kaum der Eindruck von Kleins “Erlanger Programm”, wie Toeplitz (1925, S. 198) unterstellt – mag in Spengler den Eindruck entstehen lassen haben, die Mathematik seiner Zeit sei wie das Abendland selbst an ihrem Ende angelangt.

Es ist heute als gesichert anzunehmen, dass Platon, dem Spengler Goethe gegenüberstellte, wirklich eine qualitative Mathematik im Güntherschen und Kronthalerschen Sinne vorgeschwebt hatte. Durch die bahnbrechenden Forschungen Klaus Oehlers wissen wir, dass die Platonische Ideenlehre mathematisch basiert war: "Jede Idee ist also durch eine Zahl bestimmt und ist als solche zahlenmässig bestimmbar, angebbar. Diese numerische Fixiertheit verleiht der Ordnung der Ideen ihre rationale Klarheit, ihre Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit. Ist das Mannigfache der sinnlichen Wahrnehmung nur durch die Teilhabe an der Idee das, was es ist, so ist die Idee nur durch die Teilhabe an der Zahl das, was sie ist. Mithin muss die Zahl vor der Idee sein. Die Ordnung der Zahlen ist der Ordnung der Ideen übergeordnet, weil überlegen" (Oehler 1969, S. 82). "Die einzelne Idee steht ebenfalls in einem Relationsgefüge, ist keine einfache Einheit, sondern Einheit der Mannigfaltigkeit, synthetische Einheit. Als solche ist sie Zahl" (1969, S. 83), und bereits Natorp – der übrigens den Begriff der "Mathematik der Qualitäten" geprägt hatte -, war klar: "Nämlich dem Eins gegenüber steht das 'ausser dem Einen', welches dem 'Viel und Wenig' entspricht, das erste (bestimmte) ausser dem Einen aber ist die (bestimmte) Zweiheit, welche das Viel und Wenig in Gestalt des Doppelten und Halben in sich schliesst (also das bestimmte Verhältnis 1:2 oder 2:1) (Natorp 1903, S. 417). Daraus folgt aber, dass bereits die Zahl 2 doppeldeutig, d.h. hermeneutisch ist. Es kann sich demnach in der platonischen Mathematik nicht um die lineare quantitative Peano-Zahlenreihe (bzw. um ein entsprechendes Vorgängerkonzept) gehandelt haben, welche der Ideenlehre zu Grunde lag.

Nur in einer qualitativen Mathematik konnte es ferner möglich sein, dass die auf Zahlen basierenden Ideen zugleich ästhetische und ethische Relevanz hatten. Kommentatoren Spenglers wie Toeplitz, der nicht einmal Natorps Werke gekannt zu haben scheint, standen hier wie Esel am Berge: "Wie sollen ethische Ideen [...] Zahlen sein?" (Toeplitz 1925, S. 203). Und so "muss" der gleiche Toeplitz dann zur Schlussfolgerung kommen: "Plato hat natürlich keine mathematischen Entdeckungen gemacht" (1925, S. 201). Und weil Toeplitz vermutlich geahnt hat, dass zwischen den Konzeptionen Platons, Goethes (den er nicht erwähnt) und Spenglers (der als Vorwand seines mit "Mathematik und Antike" betitelten Aufsatzes herhalten musste) ein intimer Zusammenhang besteht, fiel sein Urteil über Spengler eben wie eingangs zitiert aus. Trotzdem bleibt aber das Problem auch heute, wo wir mindestens die Anfänge einer polykontexturalen Logik, einer qualitativen Mathematik und einer polykontexturalen Semiotik (vgl. Toth 2003) besitzen, bestehen, wie Günther ganz offenherzig kurz vor seinem Tode in seiner letzten Arbeit bekannt hatte: "Man darf wohl sagen: Es ist nie gelungen – auch heute nicht -, den hintergründigen Zusammenhang zwischen Zahl und Ethik auch nur annähernd überzeugend aufzudecken" (1991, S. 431). Dies ist also ein Desiderat für zukünftige Forschung und zugleich eine Chance für die Ethik, nach tausenden von Jahren endlich in den Status einer Wissenschaft vorzurücken.

5. Die Elimination der Dichotomien

Eines der zentralen Kriterien und Erkennungsmerkmale einer polykontexturalen Konzeption ist die Aufhebung der Dichotomien der monokontexturalen Wissenschaften. Auch hier hat Oswald Spengler eine Pionierrolle gespielt, wenn er von den "veralteten Unterscheidungen von der Erscheinung und dem Ding an sich, von Form und Inhalt der Anschauung, von Verstand und Vernunft" (UdA, S. 63) spricht, was ihm sogar ein wohlgesinnter Kommentator attestiert: "Der Dualismus des Mazdaismus und noch mehr der mit ihm parallel laufenden Sektenreligionen mit Himmel und Hölle, Engeln und Teufeln hat sich von Iran aus die ganze Welt Vorderasiens und Europas und die islamische Welt erobert. Im alten Judentum fehlt jede Spur davon, erst im Zeitalter des Exils und besonders der Diadochen zieht die iranische Ideenwelt dort ein, um dann mit Christentum und Islam ihren Siegeslauf um den Erdball zu vollenden" (Becker 1923, S. 264).

Für Spengler setzt die "Wende" von der – wie wir heute sagen würden: mono- zur polykontexturalen – Betrachtungsweise schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein: "Gleich an der Schwelle abendländischer Kultur erscheint der grosse Joachim von Floris († 1202), der erste Denker vom Schlage Hegels, der das dualistische Weltbild Augustins zertrümmert und mit dem Vollgefühl des echten Gotikers das neue Christentum seiner Zeit als etwas Drittes der Religion des Alten und Neuen Testaments entgegenstellt: die Zeitalter des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" (UdA, S. 26), und prompt fällt auch schon der Name Hegels, auf dessen Werk ja die ganze Günther-Kronthalersche Polykontexturalitästheorie (und auch die polykontexturale Semiotik des gegenwärtigen Verfassers) basiert.

Doch wie schon weiter oben im Zusammenhang mit der von Spengler herausgearbeiteten Konzeption einer Mathematik des Werdens, beschleichen ihn trotz der Kritik an der überkommenenen Wissenschaftskonzeption Zweifel: "Die philosophische Gestaltungskraft grosser Denker hat durch halbanschauliche schematische Teilungen wie Erscheinung und Ding an sich, Welt als Wille und Vorstellung, Ich und Nicht-Ich die Beziehung immer wieder schärfer zu fassen versucht, obwohl diese Absicht sicherlich die Möglichkeiten exakter menschlicher Erkenntnis überschreitet" (UdA, S. 72). Hierzu ist zu bemerken, dass erstens die Philosophie, die ja sicher seit Leibniz, spätestens aber seit Bolzano weitestens von der Mathematik getrennt ist, dieser konzeptionell hinterherhinkt und dass zweitens Spenglers Zeitalter, von dem wir oben bemerkten, es sei punkto Mathematik das Zeitalter der Grundlagenkrisis und der Neuorganisation und Unifikation gewesen, punkto Philosophie den Beginn des Existentialismus markiert und somit auch von hierher nicht primär an den von Spengler zu Recht kritisierten erkenntnistheoretischen, ontologischen und metaphysischen Dichotomien interessiert war.

6. Die Mathematik des Toten und die Mathematik des Lebendigen

Zurecht hat Spengler festgestellt: "In der griechischen Mathematik kommt die Zeit gar nicht vor" (UdA, S. 10, Anm. 1) und konkret in Bezug auf Platons Gegenspieler Aristoteles, dessen quantitative Mathematik dieser ja gegen die qualitative seines Lehrers durchsetzen konnte, gesagt: "Die Entelechie des Aristoteles ist der einzige zeitlose – ahistorische – Entwicklungsbegriff, den es gibt" (UdA, S. 20). Noch bevor Heideggers Buch "Sein und Zeit" erschienen war, in welchem das Sein des Menschen (bzw. letztlich alles Organischen) vor dem Horizont des Todes durchleuchtet wird, hat Spengler ausserdem festgestellt: "Das eigene, fortschreitende, ständig sich erfüllende Leben wird, solange der Mensch wach ist, durch das Element des Werdens in seinem Wachsein dargestellt – *diese Tatsache heisst Gegenwart* – und es besitzt wie alles Werden das geheimnisvolle *Merkmal der Richtung*, das der Mensch in allen höheren Sprachen durch das Wort *Zeit* und die daran sich knüpfenden Probleme geistig zu bannen und – vergeblich – zu deuten versucht hat. Es folgt daraus eine tiefe Beziehung des *Gewordenen (Starren) zum Tode*" (UdA, S. 73).

In Bezug auf die Mathematiken zieht Spengler nun die letzte Konsequenz: "Das Steingebilde und das wissenschaftliche System verneinen das Leben. Die mathematische Zahl als formales Grundprinzip der ausgedehnten Welt, die nur *aus* dem menschlichen Wchsein und *für* dieses da ist, steht durch das Merkmal der kausalen

Notwendigkeit zum *Tode* in Beziehung, wie die chronologische Zahl zum Werden, zum Leben, zur Notwendigkeit des Schicksals. Dieser Zusammenhang der streng-mathematischen Form mit dem *Ende* des organischen Seins, mit der Erscheinung seines anorganischen Restes, des Leichnams, wird sich immer deutlicher als der Ursprung aller grossen Kunst enthüllen" (UdA, S. 94). Aphoristisch pointiert heisst es auf derselben Seite dann schliesslich: "Zahlen töten".

Es war sogar gefährlich, etwa von der Seite des Quadrates zu seiner Diagonale hinüberzuwechseln, denn damit ist eine orthogonale Relation gegeben, wie sie wiederum für polykontexturale Systeme typisch ist. Spengler setzt das Beispiel der Diagonalen, das er selbst bringt, zwar nicht explizit in Zusammenhang mit der chronologischen Zahl, aber durch einen altgriechischen Mythos, auf den er hinweist, wird der Zusammenhang mit dem Töten von Zahlen indirekt klar. Er stellt nämlich fest, "dass in der Vorstellung etwa des Verhältnisses der Quadratseite zur Diagonale die antike Zahl, die durchaus *sinnliche* Grenze, *abgeschlossene Grösse* ist, plötzlich an eine ganz andere Art der Zahl rührt, die dem antiken Weltgefühl im tiefsten Innern fremd und darum unheimlich belibt, als sei man nahe daran, ein gefährliches Geheimnis des eigenen Daseins aufzudecken. Dies verrät ein seltsamer spätgriechischer Mythos, wonach derjenige, welcher zuerst die Betrachtung des Irrationalen aus dem Verborgenen an die Öffentlichkeit brachte, durch einen Schiffbruch umgekommen sei, 'weil das Unaussprechliche und Bildlose immer verborgen bleiben solle'" (UdA, S. 88). Durch diese Angst vor dem als Unheimlich Empfundenen sind uns, wie Spengler wie niemand vor ihm gesehen hat, wesentlichste Teil der Mathematik seit Platon für immer verschollen: "Wir machen uns sicherlich kaum eine Vorstellung davon, was alles an grossen Gedanken fremder Kulturen wir haben untergehen lassen, weil wir es aus *unserem* Denken und dessen Schranken heraus nicht assimilieren konnten, oder, was dasselbe ist, weil wir es als falsch, überflüssig und sinnlos empfanden" (UdA, S. 91). Auch Gotthard Günther war das vollkommen klar, wenn er im Vorwort zum II. Band seiner gesammelten Aufsätze schrieb: "Die klassische Logik ist die Logik eines gänzlich toten Seins; und die Relationen, die zwischen Seiendem statthaben, sind von gänzlich anderer Natur als solche, die das Verhältnis von allem Sein zum uferlosen und bodenlosen Nichts bestimmen. Man kann hier in Anlehnung an Plato vielleicht von einer meontischen Logik sprechen, um damit den universalen Ort zu bezeichnen, wo sich in der Geschichte der Philosophie die Problematik des Transklassischen schon angesiedelt hat. Stich- und Kennworte, wie Zahlenmystik, Gnosis, negative Theologie, und Namen wie Isaac Luria und Jacob Böhme aus dem Abseits der Weltgeschichte tauchen hier auf" (Günther 1979, S. XVI).

Oswald Spenglers Unterscheidung zwischen mathematischer und chronologischer Zahl, seine Erkenntnis, dass die erstere mit dem Tode, die letztere mit dem Leben, die quantitative Mathematik mit der gewordenen Technik qua Kausalität und die qualitative Mathematik mit der werdenden Natur qua Schicksal zusammenhängt, ist von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Mathematik wie auch bereits weit über die Mathematik hinaus. Dass die so grundlegende Entdeckung einer Mathematik des Organischen nicht einmal ansatzweise begriffen wurde, zeigt wiederum ein Zitat von Toeplitz: "Man muss sich zuerst mit Spenglers mathematischen Thesen, die vielfach nur allgemein verbreitete Auffassungen vom Mathematischen überhaupt geschickt pointieren, auseinandersetzen" (1925, S. 188). Es war das Ziel dieses Beitrages, mit dieser vor über achtzig Jahren geforderten Auseinandersetzung anzufangen.

7. Bibliographie

Becker, C.H., Spenglers magische Kultur. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 77, 1923, S. 255-271

Felken, Detlef,: Oswald Spengler. München 1988

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. II. Hamburg 1979

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Hersh, Reuben, What Is Mathematics, Really? New York 1997

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Merlio, Gilbert, Spengler und die Technik. In: Ludz, Peter Christian (Hrsg.), Spengler heute. München 1980

Natorp, Paul, Platos Ideenlehre. Leipzig 1903

Oehler, Klaus, Der entmythologisierte Platon. In: ders., Antike Philosophie und byzantinisches Mittelalter. München 1969, S. 66-94

Queneau, Raymond, Mathematik von morgen. München 1967

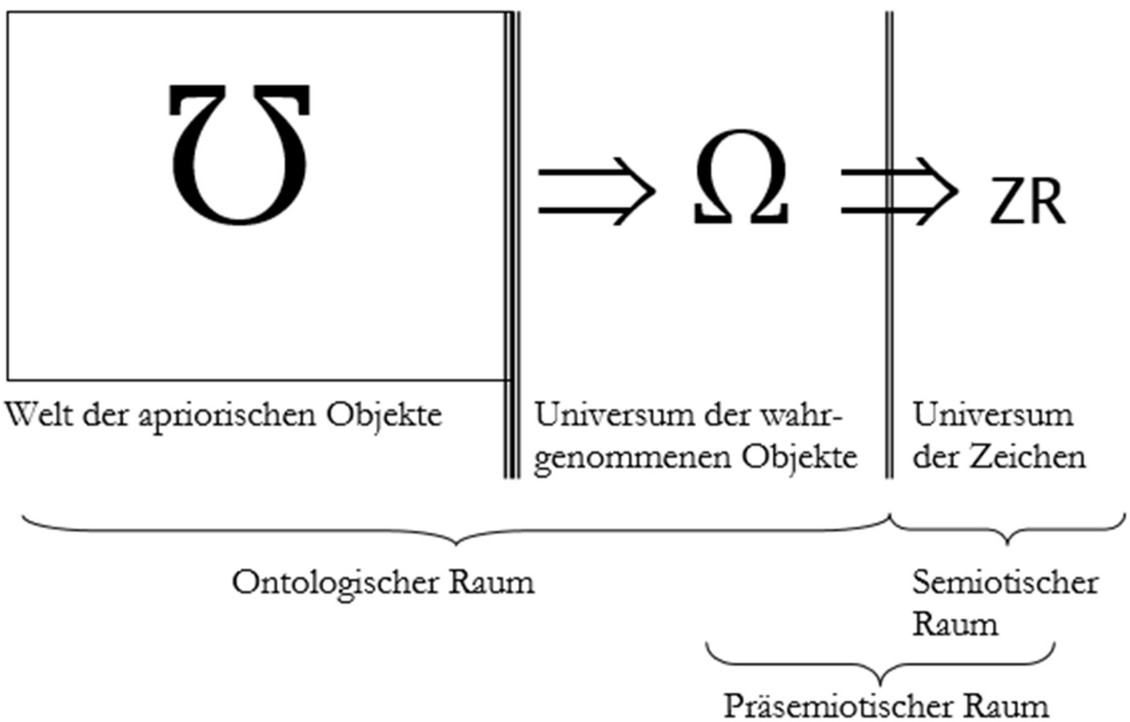
Spengler, Oswald, Der Untergang des Abendlandes. München o. J.

Toeplitz, Otto, Mathematik und Antike. In: Die Antike 1, 1925, S. 175-203

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Ontologie und Semiotik

1. Panizza fragte in einer seiner philosophischen Schriften, ob es nicht neben den bekannten quantitativen Erhaltungssätzen auch qualitative gäbe: „Aber das Denken, wo geht das, Verfechter des Prinzips der Erhaltung der Kraft, hin?” (1895, S. 51). In der Tat setzen die zu Panizzas Zeit bekannt werdenden physikalischen Erhaltungssätze ein abgeschlossenenes physikalisches Universum voraus. Da nach Bense ein Objekt gegeben sein muss, damit es zu einem Metaobjekt, d.h. einem Zeichen, erklärt werden kann (1967, S. 9), müsste man annehmen dürfen, dass das semiotische Universum der Metaobjekte genauso wie das physikalische Universum der Objekte abgeschlossen sei. Das Problem sitzt aber vermutlich tiefer: Nach einem bekannten Kafka-Satz müsste jeder, der nur einen Schritt aus seinem Hause tut und imstande wäre, alle auf ihn einströmenden Sinneseindrücke tatsächlich wahrzunehmen, auf der Stelle tot umfallen. Also bereits indem wir wahrnehmen, „filtern“ wir, was immer die apriorische Realität, die uns umgibt und deren Teil wir sind, ausmacht. Selektieren wir dann noch ein Objekt und machen es zum Zeichen, ist dies damit bereits eine zweite Selektion.



Daraus folgt also: Selbst wenn es gelänge, im Zeichen alle Information des Objektes im Sinne von qualitativer Erhaltung zu konservieren, wäre dies weniger als die effektive Information der realen Welt. Es bleibt also so oder so ein Rest übrig, ein letzter Rest, der möglicherweise nie erhalten bleiben kann. Zeichen sind somit nur sekundär Fragmente der Welt, denn sie sind primär Fragmente unserer Wahrnehmung. Dies ist übrigens der tiefste Grund, warum es keine arbiträren Zeichen geben kann, wie ich ausführlich in drei Büchern (Toth 2008a, b) und einigen Dutzend Artikeln nachzuweisen versucht hatte: Da bereits die Wahrnehmung die apriorische Realität filtert, imprägnieren wir mit unserer ersten Selektion die von uns wahrgenommenen Realitätsfragmente bereits mit Vor-Zeichen – nämlich, um sie zu präparieren für die zweite Selektion, den von Bense (1967, S. 9) so genannten Metaobjektivationsprozess, beim dem somit streng genommen nicht Objekte, sondern Fragmente dieser Objekte zu Zeichen erklärt werden.

2. In Bezug auf das obige Modell können wir festhalten: Der Raum der apriorischen Objekte $\{\mho\}$, über den wir nichts wissen und auf dessen Existenz wir lediglich daraus schliessen, dass wir wissen, das die von uns wahrgenommene Welt nur ein Ausschnitt eines grösseren ontologischen Raums ist, wird von dem Raum der wahrgenommenen Objekte durch eine unüberschreitbare Kontexturgrenze getrennt, die auch nicht mit den keno- und morphogrammatischen Mitteln der polykontexturalen Logik und Ontologie hinter- oder untergangen werden kann. Im Raum $\{\mho\}$ herrscht nicht das Nichts, die Günthersche Meontik, sondern das Vor-Nichts, jener Bereich, der noch nicht einmal, wie das Nichts im Sinne des Hegelschen Konfiniums von Sein und Werden, durch den „Güntherschen Vorgang" getrennt ist, durch den wir gehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt bauen sollen, welche Gott noch nicht geschaffen hat. Man kann diesen „Vorhof" des Nichts vielleicht am besten mit dem kabbalistischen Zimzum des Isaak Luria beschreiben, in das sich Gott nach der Interpretation Gershom Scholems zurückgezogen haben soll, da er die Welt aus dem Nichts, dem tohu-wa-bohu, schuf und das seither zu jahrhundertelangen Kontroversen Anlass gegeben hat. Das Nichts ist wohl also ähnlich strukturiert wie die Cantorsche Unendlichkeit.

Diesseits der Kontexturgrenze zwischen dem apriorischen Raum $\{\mho\}$ und dem Raum der wahrgenommenen Objekte $\{\Omega\}$ist also die Welt, wie wir sie sehen und erkennen, perzipieren und antizipieren, können. Dieses ist also die Welt, wo sich die bereits zur Metaobjektivation „disponiblen" Objekte (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) befinden, aus den wir also Zeichen machen, indem wir sie als natürliche Zeichen interpretieren oder als künstliche Zeichen thetischen „setzen“, wie Fichte gesagt hatte. Die Kontexturgrenze zwischen den Objekten Ω und den Zeichen ist nun zwar nicht praktisch, jedoch theoretisch überschreitbar; die Motivation Günthers, aus seiner kindlichen Unzufriedenheit darüber, dass es nicht möglich sei, Äpfel, Birnen, den Kirchturm seines schlesischen Dorfes und das Zahnweh seiner Mutter zu addieren, die qualitative Mathematik vorzubereiten, die Engelbert Kronthaler dann geschaffen hat (Kronthaler 1986), die von mir eingeführten semiotischen Transoperatoren, die ebenfalls von Günther eingeführten logischen Rejektoren, sind Beweise dafür, dass man, wenn man nur tief genug, noch unter Logik und Semiotik, geht, man diese zweite, schwächere, Kontexturgrenze überschreiten kann. Bei dieser zweiten, schwächeren Kontexturgrenze geht es also im Prinzip darum, die Geliebte aus ihrem Photo heraus real herbeizuholen. Bei der ersten, scharfen und absoluten Kontexturgrenze zwischen $\{\mho\}$ und $\{\Omega\}$ jedoch geht es darum, die Weltschöpfung zu erneuern, die allerdings der Mensch als Teil von ihr nur mit dem Tode bezahlen kann. Die zahlreichen fehlgeschlagenen astrophyikalischen Theorien zur Geburt und dem Tod von Materie, einschliesslich der jüngsten, von Stephen Hawking stammenden „No-Hair-Hypothesis“, die wissenschaftlich ständig in notorischen Unsinn ausarten, genauso wie die metaphysischen Versuche Heideggers, sich dieser scharfen Kontexturgrenze anzunähern, in unverständliches Gestammel und Zirkularität hinausliefen, sprechen für sich. Wer versucht, sich dieser scharfen Kontexturgrenze zu nähern, klopft, theologisch gesprochen, an die Tore Gottes. Ich habe zu Hause ein blaues Klavier, und kenne doch keine Note ... .

3. In einer denkbar besseren Lage sind wir jedoch beim Übergang von $\Omega \rightarrow ZR$. Dazu nehmen wir ein Objekt $\Omega \in \{\Omega\}$ und bestimmen es zum Zeichenträger, d.h. genauer: zum Träger des nachmals einzuführen Zeichens. Der Träger entstammt somit selbstverständlich dem Universum der wahrgenommenen Objekt, wenigstens dann, wenn wir stipulieren, dieser sei mathematisch gesprochen unitär. Gäbe es mehrere Universen von Objekten bzw. wären diese Objekte z.B. in verschiedene Untermengen topologisch gefiltert, dann müssten wir Ausdrücke wie $\Omega \in \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, ..., \Omega_n\}$ voraussetzen oder die Universen, da sie ja als wahrgenommene eingeführt wurden und damit Bewusstseinsfunktionen sind, im Sinne von $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$ ansetzen, d.h. z.B. als $\Omega_i \subset \mathcal{J}_j$. Normalerweise nehmen wir aber an, dass gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ bzw. $\mathcal{M}_i \subset \{\Omega_j\}$.

Abgesehen vom funktionalen Zusammenhang zwischen Objekt und Interpret oder Zeichensetzer, d.h. $\Omega i = f(\mathcal{I}n)$, besteht sonst zwischen Objekt und Interpret, genauer: dessen Bewusstsein, eine Inklusionsrelation nur dann, wenn das Objekt ein Gedankenobjekt ist. In diesem Sinne wäre es dann aber doch real in Bezug auf chemisch-neurologische Trägersubstanzen. Wie man jedenfalls erkennt, ist die Relation $\Omega \to$ ZR nur eine Abkürzung für die Abbildung einer triadischen Objektrelation auf die triadische Zeichenrelation, insofern sie nämlich, da wiederum Ω dem bereits wahrgenommenen Ausschnitt des Universums angehört, Objekte enthält, die sich je bereits auf die drei Kategorien von ZR beziehen. Bense spricht hier von „triadischen Objekten" (Bense/Walther 1973, S. 71). Da nun gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ sowie $\Omega i = f(\mathcal{I}n)$ (auch dann, wenn n = 1 ist, d.h. wenn eine einzige Ontologie vorliegt), folgt, dass wir eine triadische Relation von triadischen Objekten haben, die wir folgendermassen aufschreiben wollen

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}),$$

die, wie wir nun sagen wollen, in Korrelation steht zu

$$ZR = (M, O, I),$$

so zwar, dass gilt

$$OR/ZR = (<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{I}, I>) \text{ bzw.}$$
$$ZR/OR = (<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{I}>)$$

Nun ist, wie in Toth (2009) gezeigt wurde, OR/ZR = OZ ein Objektzeichen, indem hier die Elemente der Objektrelation OR eine Linksklasse bilden, und ZR/OR = ZO ein Zeichenobjekt, indem hier die Elemente der Zeichenrelation ZR eine Linksklasse bilden. Daraus können wir folgern: Bei der Metaobjektivation entstehen aus einem Objekt Ω, genauer: aus einer Objektrelation OR, zunächst (die Hybriden) Objektzeichen und Zeichenobjekte, bevor aus ihnen die Zeichenrelation ZR abstrahiert (d.h. verselbständigt) wird. Nun sind aber OZ und ZO in Bezug auf OR oder ZR hyperoder hyposummativ, indem sie nämlich mehr oder weniger als die Summe ihrer Bestandteile, d.h. von OR und von ZR, sind. Wenn wir also die vier möglichen Differenzen bilden

1. $\Delta(ZO, OR) = H(ZR)$.
2. $\Delta(ZO, ZR) = H(OR)$
3. $\Delta(OZ, OR) = h(ZR)$
4. $\Delta(OZ, ZR) = h(OR)$,

wobei H Hypersummativität und h Hyposummativität bezeichnen, dann zeigen also unter den folgenden Ausdrücken

1. $\Delta(ZO, OR) = H(ZR) = ((<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{I}, I>) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}))$
2. $\Delta(ZO, ZR) = H(OR) = ((<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{I}, I>) \setminus (M, O, I))$
3. $\Delta(OZ, OR) = h(ZR) = ((<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{I}>) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}))$
4. $\Delta(OZ, ZR) = h(OR) = ((<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{I}>) \setminus (M, O, I))$

die Nrn. 1. und 2. den relativen semiotischen bzw. ontologischen Überschuss an, der während des Metaobjektivationsprozesse, d.h. der Semiose, auftritt, während die Nrn. 3. und 4. den entsprechenden relativen semiotischen bzw. ontologischen Verlust angeben, der während der Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt auftritt.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Panizza, Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig 1895

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, http://www.mathematical-semiotics.com/pdf/Semiotische%20Objekte.pdf (2009)

Objektsqualitäten und Semiose

1. Ob ein Objekt Qualitäten hat oder nicht, bevor wir es wahrnehmen, das wissen wir nicht, aber es ist auch nicht von Belang. Sobald wir hingegen ein Objekt wahrnehmen, nehmen wir es kategorial wahr, und es spricht einiges dafür, dass Benses trichotomische Differenzierung zwischen Mittel, Gegenstand und Gebrauch korrekt ist. D.h. also, wir nehmen ein Objekt nicht einfach als Objekt war, sondern gliedern sozusagen unsere Wahrnehmung zum vornhein im Hinblick auf seine Verwendung als Zeichen. Bense (1975) hatte nun unterschieden zwischen

1.1. der Abbildung disponibler Objekte auf disponible Mittel
1.2. der Abbildung disponibler Mittel auf die Erst-, Zweit- und Drittheit:

$$O^\circ \left.\begin{array}{l} \nearrow \quad M^\circ 1 \\ \rightarrow \quad M^\circ 2 \\ \searrow \quad M^\circ 3 \end{array}\right\} \text{1. Präsemiotischer Zwischenraum}$$

$$M^\circ i \left.\begin{array}{l} \nearrow \quad M11 \\ \rightarrow \quad M12 \\ \searrow \quad M13 \end{array}\right\} \text{2. Präsemiotischer Zwischenraum}$$

Wenn aber diese Disponibilität bereits den Objekten anhaftet oder inhärert, dann klassifizieren wir Objekte bei der Wahrnehmung bereits hinsichtlich der folgenden präsemiotischen Trichotomie:

- dem elementar-materialen,
- dem intentional-phänomenalen und
- dem formal-intelligibeln

"Weltaspekt inserer geistigen Aktivität" (Bense 1986, S. 95). Wie ich in Toth (2008) ausführlich dargelegt hatte, folgt daraus, dass das Zeichen nicht-arbiträr ist.

2. Wenn es aber so ist, dass bereits Objekte Qualitäten an sich haben (und sei es nur, indem sie wahrgenommen werden), genügt, wie im folgenden gezeigt werden soll, das zweistufige präsemiotische Modell, das meinen zwei Bänden Präsemiotik (Toth 2008b) zugrunde liegt, nicht mehr. Wir haben dann vielmehr folgenden dreifachen präsemiotisch-semiotischen Prozess vor uns:

O1° → (0.1) → WZR(1.1) → (1.1)
O2° → (0.1) → WZR(1.2) → (1.2)
O3° → (0.1) → WZR(1.3) → (1.3)

oder auseinander genommen:

1. O1° → (0.1)
2. (0.1) → WZR(1.1)
3. WZR(1.1) → (1.1.)

Wenn man also in Übereinstimmung mit Toth (2009) die Transformation in 2. als Selektion und diejenige in 3. als Elektion bezeichnet, dann könnte man die Transformation als "De-lektion" bezeichnen, und zwar durchaus in Übereinstimmung mit der Etymologie, wonach die Qualitäten von den Objekten "ab-gelesen" werden. Eine Werkzeugrelaton, wie sich Bense (1979) sowie Böttner (1980) ausdrücken, muss also der endgültigen Elektion eines materialen Substrates, das letztlich bereits sowohl material wie auch qualitativ dem Objekt als Werkzeug angehört, vorangehen, um zwar, um es nochmals zu betonen, vor allem im Hinblick auf seine Verwendbarkeit, wobei hier auch die von Wiesenfarth eingeführte Trichotomie von "Form, Gestalt und Gebrauch" als,. allerdings elaborierteres Richtmass eingeführt werden könnte. Denn es ist ja nicht so, dass JEDES Objekt zum Zeichen für Etwas verwendet werden kann oder zumindest verwendet wird. Trivialerweise wird niemand den Hügel vor seinem Fenster anstelle des praktischeren Knopfes in sein Taschentuch zum Zeichen dafür erklären, morgen früh seine Freundin anzurufen. "Werk-Zeug" ist hier also fast im Heideggerschen Sinne zu verstehen.

3. Demzufolge muss nun das in Toth (2009) präsentierte Modell einer polykontexturalen Semiose wie folgt den neuen Ergebnissen angepasst werden:

Polycontextural-Semiotic Level

$$\begin{bmatrix} 1.1_{1,3} & 1.2_{1} & 1.3_{3} \\ 2.1_{1} & 2.2_{1,2} & 2.3_{2} \\ 3.1_{3} & 3.2_{2} & 3.3_{2,3} \end{bmatrix}$$

0	1, 2, 3
00	(1.1), (2.2), (3.3)
01	(1.2)/(2.1), (1.3)/(3.1), (2.3/(3.2)
000	(1.1.1), (2.2.2), (3.3.3)
001	(1.1.2), (1.1.3), (2.2.1), (2.2.3), (3.3.1), (3.3.2)
010	(1.2.1), (1.3.1), (2.1.2), (2.3.2), (3.1.3), (3.2.3)
011	(1.2.2), (1.3.3), (2.1.1), (2.3.3), (3.1.1), (3.2.2)
012	(1.2.3), (1.3.2), (2.1.3), (2.3.1), (3.1.2), (3.2.1)

Pre-Semiotic Level 3
Elektion

$WZR(0.1) \rightarrow (1.1)$
$WZR(0.2) \rightarrow (1.2)$
$WZR(0.3) = (1.3)$

Pre-Semiotic Level 2
Selektion

$(0.1) \rightarrow WZR(1.1)$
$(0.2) \rightarrow WZR(1.2)$
$(0.3) = WZR(1.3)$

Pre-Semiotic Level 1
Delektion
$O_1° \rightarrow (0.1)$
$O_2° \rightarrow (0.2)$
$O_3° \rightarrow (0.3)$

Bibliographie

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Böttner, Marguértie, Notes sémiotique et parsémiotiques sur l'outil. In: Semiosis 17/18, 1980, S. 67-73

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Zeichen und Zeichenklasse. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, www.mathematical-semiotics.com (2009)

Semiotische transzendentale Räume

1. Wenn man ein Etwas zum Zeichen erklärt, so tritt dieses Etwas notwendig in Bezug zu einem Anderen, das es auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten substituiert (vgl. Toth 2011): entweder durch Auslöschung des Etwas oder durch Verdoppelung des Etwas in einem Anderen:

1.1. $\mathfrak{O} \setminus Z \to \varnothing \to Z$

In diesem Fall entsteht eine Art von Vakuum, denn das Objekt muss zerstört werden, bevor das Zeichen an seine Stelle tritt, und das Zeichen kann nur an SEINE Stelle treten, denn es gibt sonst keinen Raum. Das Zeichen ist in diesem Fall keine Zuordnung zu einem Etwas, sondern dessen wirklicher Ersatz, der mit einem Kategorienwechsel verbunden ist: An die Stelle der ontologischen Kategorie des Objekts tritt die semiotische Kategorie des Zeichens. Da der Prozess 1.1. keinen Restriktionen unterliegt, fungiert diese Art der Semiose als „Staubsauger“: Er saugt alle Objekte auf, um sie zu zerstören und sie durch Zeichen zu substituieren. Es ist somit nur eine Frage der Zeit, bevor die Welt von Objekten entleert sein wird, der ontologische Raum als Menge der Objekte wird immer mehr ausgedünnt, und am Schluss wird er in den semiotischen Raum verwandelt, der nur noch Zeichen enthält. Dieser Fall setzt also vor allen Dingen voraus, dass es möglich sei, Objekte durch Zeichen zu ersetzen. Das funktioniert aber nur dann, wenn eine primordiale Identität von Zeichen und Objekt angenommen wird.

1.2.1. $\mathfrak{O} \setminus Z \to \mathfrak{O}\square \to \mathfrak{O} \parallel Z$
1.2.2. $\mathfrak{O}\square \setminus Z \to \mathfrak{O} \parallel Z$

Wie man sieht, wurde der 2. Fall in Erweiterung der Ausführungen in Toth (2011) in 2 Teilfälle untergliedert. Der erste Teilfall behauptet, dass die Intention, ein Objekt durch ein Zeichen zu ersetzen, automatisch einen transzendenten Raum um das Zeichen schafft, der als Platz für das Zeichen vorgesehen ist, der quasi das Objekt verdoppelt. Der zweite Teilfall behauptet, dass jedes Objekt sich bereits in einem transzendentalen Raum befindet, d.h. dass Objekte nur deshalb immanent existieren, weil sie transzendental begründet sind. Hier kommt also der Heideggersche „Satz vom Grund“ ins Spiel und mit ihm die Überzeugung, dass das Nichts in Sein (des Seienden) wohnt, dass der „Überstieg“ eben im Sein ansetzt, da er ja nur so etwas, nämlich das Objekt, übersteigen kann. Da man beim 1. Teilfall erklären müsste, wie eine Intention Transzendenz erzeugen kann, plädiere ich dafür, den 2. Teilfall vorzuziehen, zumal er sich auf zahlreiche verwandte metaphysische Konzepte in der Philosophiegeschichte stützen kann.

2. Somit muss es Aufgabe der Semiotik sein, den Einbettungsprozess eines Objektes in einen Raum, dem es nur sekundär zugehört, zu erklären. Erst durch die Annahme von Transzendenz ist es ja trivialerweise sinnvoll, von Immanenz zu sprechen. Da der transzendentale „Hüllenraum“ eines Objektes für dessen thetische Einführung zum Zeichen reserviert ist, müsste in diesem Fall dem Objekt bereits „etwas Zeichenhaftes“ anhaften, d.h. es wäre sinnlos, die Annahme eines transzendenten Raumes anzunehmen und gleichzeitig die völlige Unmotiviertheit eines Zeichens und damit der Semiose, die das Objekt ergreift, anzunehmen. Damit ergibt sich ein grosser Vorteil, denn Fall 1 lässt sich jetzt bequem subsumieren: Das Vakuum, das entsteht, wenn ein Objekt vollständig durch ein Zeichen ersetzt wird, so zwar, dass dabei das Objekt aufhört zu existieren, ist dann nichts anderes als der transzendentale Raum, der zurückbleibt, nachdem das Objekt entfernt ist. Daraus wiederum schliesst man, dass der transzendentale Raum nicht an das Da-sein des Objektes gebunden ist (so wie das Grinsen der Cheshire Cat, das noch dann zurückbleibt, nachdem die Katze vollständig verschwunden ist), sondern weitgehend von ihm unabhängig ist. Kurz gesagt: Der transzendentale Raum ist da, bevor ein Objekt in ihn gelangt, das damit einen immanenten Unterraum begründet. Dieser immanente Unterraum muss daher eine Funktion des Objektes sein, und der transzendente Raum ist ihm übergeordnet. Im Anfang der Welt, d.h. bevor Gott die Objekte dadurch schuf, dass er ihre Namen nannte, im Anfang dieser semiotischen Objekterzeugung war also die Erde „wüst und leer“, d.h. es herrschte die Transzendenz, die damit sogar vor dem creator mundim existierte und deren Vorhang, um auf Günther anzuspielen, Gott zur Seite schob, um die Welt mit aus Zeichen kreierten Objekten zu füllen. Die interessanteste Konsequenz dieses logischen Scenarios ist jedoch die, dass damit die Primordialität des Zeichens über das Objekt (und des Sinnes über das Sein) folgt: Die Semiose transformiert somit nicht mehr länger Objekte in Zeichen, indem sie sie „metaobjektiviert“ (Bense 1967, S. 9), sondern sie verwandelt Zeichen in Objekte, indem sie „desemiotisiert“. Am Anfang der Welt kann also nicht der Prozess

$\mathfrak{O} \to Z$

gestanden haben, sondern der konverse Prozess

$Z \rightarrow \mathfrak{O}$.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Zwei Formen semiotischer Substitution. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Semiose und Entelechie

1. Obwohl die Semiotik als „ein nicht-transzendentales, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133) betrachtet wird, setzt sie das ontologische, d.h. außer-semiotische Objekt voraus: „Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur, was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9). Es ist gibt somit neben einzuführenden, d.h. nicht-vorgegebenen Zeichen auch vorgegebene Objekte, und daraus folgt natürlich, daß es auch die bekannte Kluft zwischen Zeichen und Objekt gibt, die Transzendenz, die in der Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik seit jeher eine zentrale Rolle spielte. Max Bense, der später, vor allem gestützt auf Hausdorff (1976), jegliche transzendente und transzendentale Ideen kategorisch ablehnte (vgl. z.B. sein Buch „Das Universum der Semiotik", 1983), hatte darum bereits vor seiner Beschäftigung mit der Zeichentheorie festgestellt: „Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80).

2. Man könnte die hier geschilderten Tatsachen wie folgt zusammenfassen: Obwohl „Zeichenmittel, Objekt und Interpretant in ein und derselben Welt sind" (Gfesser 1990, S. 139), muß das Zeichen als nicht-vorgegene Entität thetisch eingeführt werden, d.h. das Zeichen verdankt seine Existenz der Semiose, und die Semiose ist definiert als Abbildung eines Objekts auf eine dreistellige Relation:

$$\text{Sem} = \Omega \rightarrow (M, O, I)$$

Dabei überschreitet aber die Funktion

$$y = f(\Omega, (M, O, I))$$

streng genommen die Kontexturgrenze zwischen Subjekt und Objekt, denn Bense spricht noch 1975 ausdrücklich vom „bemerkenswerten erkenntnistheoretischen Effekt der Semiotik, also dem Umstand, daß die Semiotik , im Unterschied zur Logik, die als solche nur eine ontologische Seinsthematik konstituieren kann, darüber hinaus auch die erkenntnistheoretische Differenz, die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag" (1975, S. 16).

2. Da die Logik wenigstens insofern die Semiotik voraussetzt, als sie den Zeichenbegriff benutzt, können wir die logische Dichotomie Subjekt/Objekt auf die grundlegendere Dichotomie Zeichen/Objekt zurückführen. Hier stellt sich jedoch die entscheidende Frage: Wird bei der kontexturellen Transgression

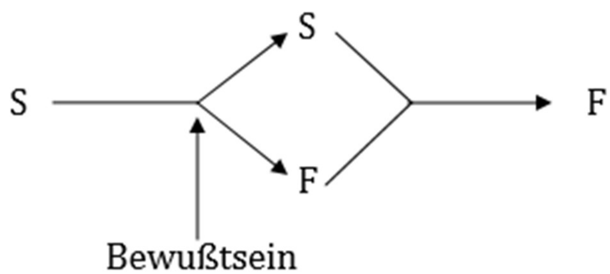
$$\text{Sem} = \Omega \rightarrow (\text{M}, \text{O}, \text{I})$$

die Transzendenz zwischen Subjekt und Objekt vorausgesetzt – oder aber erst mit Hilfe dieser Abbildung geschaffen? Die erste Möglichkeit, d.h. die Präexistenz der Transzendenz vor der Semiose, muß ausscheiden, da wir die logische Dichotomie von Subjekt und Objekt als sekundär und diejenige von Zeichen und Objekt als primär bestimmt haben. Andernfalls entstünde ein Widerspruch, da wir dann folgern müßten, Zeichen und Subjekt seien erkenntnistheoretisch nicht identisch. Folglich muß die zweite Möglichkeit korrekt sein, d.h. die Transzendenz wird erst durch die Semiose, d.h. durch die Möglichkeit der Substitution eines Objektes durch ein Zeichen, geschaffen.

3. Der Schluß, daß die Transzendenz eine Folge der Semiose ist, hat nun zur entscheidenden Konsequenz, daß somit das Zeichen aus dem Objekt stammen, quasi von ihm abgelöst sein muß (da es ja nicht vom Himmel fallen kann). Das aber bedingt die Aufhebung des saussureschen Arbitraritätsgesetzes, denn nun besteht ein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Zeichen und seinem Bezeichneten (signifiant und signifié). Das hat aber auch bedeutende Konsequenzen für die semiotische Objekttheorie, denn das Objekt kann nun im Widerspruch zum Axiom Benses (1967, S. 9) nicht mehr als vorgegeben betrachtet werden: Wohl kann zwar immer noch „jedes beliebige Etwas" zum Zeichen erklärt werden, aber das Zeichen ist quasi bereits in seinem Objekt angelegt, mit dem es in einer nicht-arbiträren, d.h. motivierten Relation steht. Weiter folgt, daß man, hält man am Konzept „reiner Substanz" bzw. „apriorischer Objekte" fest, nun mit drei anstatt zwei erkenntnistheoretischen Entitäten rechnen muß: erstens den apriorischen Objekten, zweitens Objekten, die ich (Toth 2008a) „präsemiotisch" genannt habe, weil die Beziehung zwischen ihnen und ihren Zeichen nicht-arbiträr ist, und drittens den Zeichen. Offenbar fällt die intermediäre Gruppe von „präzeichenhaften Objekten" mit

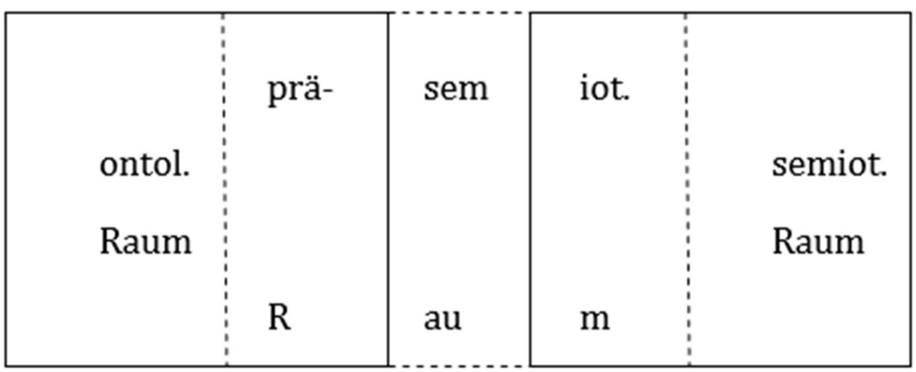
den Elementen der benseschen Ebene der Nullheit (Bense 1975, S. 65 f.) bzw. mit seinen „disponiblen Relationen" (Bense 1975, S. 45 f.) zusammen, denn Bense definiert den der Ebene der Nullheit zugehörigen Raum explizit als den „ontischen Raum aller verfügbaren Etwase O°, über denen der r > 0-relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt wird" (1975, S. 65). Verfügbarkeit von Objekten bedeutet dabei also dasselbe wie die Nicht-Arbitrarität der Beziehung dieser Objekte zu den ihnen zuzuordnenden Zeichen bzw. im Sinne des Novalis die Existenz eines „sympathischen" Abgrunds (Toth 2008b).

4. Wenn wir die aristotelische Konzeption übernehmen, daß ein Objekt durch die Dichotomie von Substanz und Form definiert ist, dann finden wir also im „ontischen Raum apriorischer Objekte" reine Substanz, im „präsemiotischen Raum verfügbarer Etwase" sowohl Substanz als auch Form, und im „semiotischen Raum der thetisch eingeführten Zeichen" nur noch Form; schematisch:



Die Aufspaltung reiner Substanz bzw. Apriorität in die Dichotomie Substanz/Form bzw. in Aposteriorität, setzt allerdings den Subjektbegriff und damit das Bewußtsein voraus. Aus dem Schema folgt ferner, daß an der Stelle der zweiten, inversen Bifurkation Substanz und Form in Form (und nicht wiederum in Substanz) „neutralisiert werden". Das bedeutet, daß die von Bense (1975, S. 16) erwähnte Überbrückung der „Disjunktion von Welt und Bewußtsein" nur in der Form (durch die Form), nicht aber in der Substanz (durch die Substanz) geschehen kann und daß somit die Semiose oder Zeichengenese erkenntnistheoretisch nichts anderes ist also die Aufhebung der Dichotomie von Substanz/Form in der Form. Sie ist, wie das ja auch von der Semiose bekannt ist („Einmal Zeichen, immer Zeichen"), nicht-reversibel, denn der Prozeß von der Apriorität über die Präsemiotik zur Semiotik ist nichts anderes als die Entelechie der Form aus der Substanz: Substanz kann zu Form evidentiiert werden, aber das Umgekehrte ist, wenigstens in einer logisch 2-wertigen Welt (wir basieren ja in unserer Argumentation ausschließlich auf Dichotomien), unmöglich. Die von Rudolf Kaehr und Thomas Mahler (vgl. Mahler 1993, S. 34) vor dem Hintergrund der in der Proömialrelation Gotthard Günthers aufgehobenen logischen Dichotomie von Subjekt/ Objekt eingeführte „Kenose” ist demnach vor semiotischen Hintergrund (d.h. falls sie auch die tieferliegende Dichotomie Zeichen/Objekt eliminiert) als Aufhebung der Form in der Substanz und damit als Inversion der Entelechie aufzufassen. Ob dies tatsächlich, wie das bei Mahler (1993) getan wird, unter Überspringung der Ebene der Präsemiotik geschehen kann, ist eine eminent wichtige Frage, die erst noch zu beantworten ist.

5. Wenn wir „for the sake of simplicity” die eher komplizierten Bezeichnungen für die drei erkenntnistheoretischen Ebenen bzw. Räume in ontologischen, präsemiotischen und semiotischen Raum umbenennen, können wir ihre Interrelationen in einem quasi-topologischen Diagramm wie folgt darstellen:



Der präsemiotische Raum greift also einerseits in den ontologischen, andernseits in den semiotischen Raum, da er ja durch Aufspaltung reiner Substanz in Substanz/Form einerseits und durch die Aufhebung von Substanz/Form in reine Form anderseits begrenzt ist. Da er in diesem Sinne doppelt überlappt, ist der präsemiotische Raum selbst ein Vermittlungsraum zwischen dem ontologischen und dem semiotischen Raum. Wir müssen uns somit mit diesen beiden Schnittstellen beschäftigen. Da bereits viele Vorarbeiten zum Übergang von der Präsemiotik zur Semiotik (alle im „Electronic Journal for Mathematical Semiotics” veröffentlicht) vorhanden sind, wollen wir uns im folgenden v.a. mit dem Übergang von der Ontologie zur Präsemiotik beschäftigen.

Die Aufspaltung reiner Substanz in die Dichotomie Substanz/Form setzt zwar ein Bewußtsein voraus, aber da die Transzendenz nach unserem Schluß weiter oben erst durch diesen Prozeß gesetzt wird, folgt weiter, daß auch die Form bereits in der Substanz angelegt sein muß – wenigstens dann, falls wir uns nicht in heideggersche

Zirkelschlüsse und sprachliche Akrobatik verirren möchten. Wir behelfen uns hier mit einem kleinen mathematischen Trick („Mathematics is tricks", G.F. Hardy) und definieren:

$$OR = \{\langle\Omega, \Omega^\circ\rangle\}$$

D.h. der ontologische Raum wird einfach als Menge apriorischer Objekte und ihrer zu stipulierenden „Spiegelbilder" definiert. Dies ist deswegen erlaubt, weil Substanz, d.h. die Menge der Ω´s, und Form ja eine Dichotomie bilden.

Den präsemiotischen Raum definieren wir im Sinne Benses als Menge aller disponiblen Objekte:

$$PR = \{\langle M^\circ, O^\circ, I^\circ\rangle\}$$

und den semiotischen Raum natürlich einfach als Menge aller Zeichen

$$SR = \{\langle M, O, I\rangle\}.$$

Der erkenntnistheoretisch vollständige semiotische Raum (EVR) wäre demnach zu definieren als

$$EVR = \{\langle\Omega^\circ, M^\circ, M\rangle, \langle\Omega, O^\circ, O\rangle, \langle I^\circ, I\rangle\},$$

wobei die Abfolge der Elemente der geordneten Teilmengen der Menge EVR entelechetisch geordnet sind. (Die von mir früher vertretene Auffassung [vgl. z.B. Toth 2009], daß es „Mischformen" mit Relationen über Elementen aus allen drei erkenntnistheoretischen Räumen gibt, ist wohl zu verwerfen; allein, auch zu dieser Frage sind eingehende Studien nötig.)

Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983
Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990
Hausdorff, Felix [Mongré, Paul, pseud.], Zwischen Chaos und Kosmos, neu hrsg. von Max Bense. Baden-Baden 1976
Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1983
Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008
Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008
Toth, Alfred, 1. Versuch durch den Spiegel. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009-3

Die Halluzination, der Teufel und der Mondmann

1. In Oskar Panizzas Erzählung "Die gelbe Kröte" heißt es vom beinahe kollidierenden Schiff, es sei "kittgelb wie eine Zitrone" (Panizza 1992, S. 87), es habe "gelbe Schaufelräder" (1992, S. 88), die Flut mische sich mit den "gelben Axen und Stangen" (ibd.), die "gelbe Kröte", d.h. das Schiff, sei "faktisch ganz gelb" (ibd.). Das alte Mütterchen, das auf dem Schiff erscheint, trägt einen "gelbgeblümten Schaal" (S. 89), die Jugenderinnerung des Ich-Erzählers erscheint ihm als "gelbe, schmutzige Soos" (S. 90) . Als der Ich-Erzähler in der "Mondgeschichte" vom Mond zurückkommt, sagt er, sein Gesicht sei "zitronengelb und ledern" (Panizza 1985, S. 123). Vom Mondmann selbst heißt es: "das Gesicht war kittegelb, wie man es bei alten, leberkranken Bauern wohl findet" (Panizza 1981, S. 74). Die Mondfrau ist "ein altes, robustes Weib mit schmutzigem, citronengelbem Gesicht" (ibd., S. 82). Im "Liebes-Konzil", dem wohl bekanntesten und meistübersetzten unter Panizzas Werken, wird das Gesicht des Teufels als mit "gelb-verärgerten Zügen" beschrieben (Panizza 1913, S. 59). Im "Wirtshaus zur Dreifaltigkeit" gießt die Öllampe "einen dickgelben Schimmer über die eckigen Kanten" (Panizza 1992, S. 105), das Bett des Ich-Erzählers im Wirtshaus ist "eine gelb-gestrichene Bettlade" (ibd., S. 11), daneben steht ein "kittgelber Potschamber" (ibd.), und der als Schwein erscheinende Teufel im Koben hat "zundrig gelbe Augen" (ibd., S. 114). Schließlich hat auch noch das Heilsarmee-Lokal an der Zürcher Eidmattstrasse, das Panizza nach Oktober 1896 besuchte, "dickangestrichene, gelbe Bänke", usw.

2. Daß Panizzas äußerst auffällige Verwendung der Farbe gelb für all jene Gegenstände, Personen und Ereignisse steht, die dem Kontexturbereich des Nichts angehören, hatte ich schon in Toth (2006) vermutet. Da die gelbe Farbe in keinem von Panizzas Werken so häufig vorkommt wie in der "Gelben Kröte", die sie ja programmatisch schon im Titel zu tragen scheint, können wir die folgende Stelle aus der gleichen Erzählung wie ein Programm lesen: "Ich barg plözlich wie in einer Anwandlung von Erschöpfung das Gesicht in beide Hände, und horchte tief in mich hinein, als wüßte ich, daß dort, nicht auf dem Meer, die gelbe Kröte säße, das Gespenst, das mich so marterte" (1992, S. 91).). Im

"Pastor Johannes" wird nun "Das Thier von Seltsamhausen" als Materialisierung von Träumen dargestellt: "Es war, als wenn es sich bei den Schläfern rekrutirte; als wenn es Glied um Glied aus deren geöffneten Mündern sich ergänzte; als wenn das Thier das Produkt der Seelen der hier Schlafenden sei [...]. Was das für ein Thier sei? – frügen sie. – Ja, das wisse er doch nicht! Sei es vielleicht die *Langeweile*? – Oder das *Nichts*? (Panizza 1981, S. 334 f.). Aus dem letzten Zitat geht hervor, daß für Panizza die Ontologie des Willens in den Kontexturbereich des Nichts gehört. Man vergleiche auch die ebenfalls aus der "Gelben Kröte" stammende Stelle: "Wenn wir von einer Summe gleicher Geräusche affizirt und von einer Menge stets sich wiederholender optischer Eindrücke erregt werden, so dauert es einige Zeit, dann werden die äußeren Sinne stumpf, und es hebt sich aus unserem Innern eine Art 'Kristall-Sehen', eine autochtone Macht, eine dritte Bewegung, die wir nicht mehr komandiren können, die sich als 'freier Wille' selbst auf den Schauplaz stelt"[3] (Panizza 1992, S. 84f.). Dies alles geht zusammen mit der Polykontexturalitätstheorie: "Das Sein ist der Geburtsort des Denkens; das Nichts aber ist die Heimat des Willens" (Günther 1980 [Bd. 3], S. 288). Ferner geht aus den zahlreichen Panizza-Zitaten hervor, daß der Wille im Denken angesiedelt ist, aus dem es, dessen Kontrolle enthoben, verselbständigt – genauso wie das Nichts ein Teil des Seins ist, denn z.B. liegt ja Mondhaus ja nicht außerhalb unseres Realitätssystems, das nach Panizza aus zahlreichenden, ja individuell verschiedenen "Wirklichkeiten" zusammengesetzt ist, sondern ist sozusagen eine, wenn auch auffällige, Kontextur innerhalb unseres ganzen Systems von Kontexturen. Wenn das Nichts aber Teil des Seins ist, dann muß aus das Zeichen Teil des Objektes sein, und Semiotik nach der idealistischen Metaphysik Panizzas wäre als Nichts-Thematik eine besondere Form der Seinsthematik, d.h. genauso, wie sie Bense im Sinne hatte, als er in der "Theorie Kafkas" lange vor seinen semiotischen Studien schrieb: "So tritt also das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt, infolgedessen ist es beständig gegenwärtig wie auch beständig abwesend. Die meontologische Differenz erscheint als ontologische Ambivalenz" (Bense 1952, S. 81). (Übrigens wies Bense, a.a.O., Anm. 72, S. 115,

3 Panizzas bewußt eigenwillige Orthographie wird beibehalten.

ausdrücklich auf G. Günther bzw. dessen 1952 "noch nicht erschienene Schriften" hin.) Doch Bense hat in diesem Zusammenhang noch in einem weiteren Punkt recht, dann nämlich, wenn er diese prä-heideggersche Auffassung des Nichts als Teil des Seins bei Kafka als "Eschatologie der Hoffnungslosigkeit" (Bense 1952, S. 100) deutet, denn Max Halbe hatte, ebenfalls sehr zutreffend, zu Panizza bemerkt: "In Panizzas Schaffen war nichts von dem göttlichen Licht, das dem Schöpfungsprozeß innewohnt, nichts Befreiendes, Erhebendes, Erleuchtendes, Erlösendes. Es war vielmehr ein Ringen mit allen Dämonen der Besessenheit, mit den Fratzen und Gespenstern der Unterwelt" (ap. Boeser 1989, S. 128).

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Boeser, Knut, Der Fall Panizza. Berlin 1989

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 3. Hamburg 1980

Panizza, Oskar, Der Illusionismus. Leipzig 1895

Panizza, Oskar, Das Liebeskonzil, hrsg. von Alfred Kubin. Berlin 1913

Panizza, Oskar, Eine Mondgeschichte. Berlin 1981

Panizza, Oskar, Der Korsettenfritz. München 1985

Panizza, Oskar, Mama Venus, hrsg. von Michael Bauer. Berlin 1992

Toth, Alfred, Oskar Panizzas Forderung eines Neo-Hegelianismus. Digitalisat in: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2006

Zum erkenntnistheoretischen Status des Zeichens

1. Bekanntlich besitzen Quanten-Objekte die duale Eigenschaft, sowohl als Teilchen (Objekte) als auch als Wellen (Funktionen) auftreten zu können. In gewisser Weise vergleichbar damit ist Benses Feststellung, daß das Zeichen als Funktion "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" überbrückt (1975, S. 16). Damit haben auch Zeichen die duale Eigenschaft, sowohl als Objekte als auch als Abbildungen aufzutreten.

2. In meiner "Theory of the Night" (Toth 2011) hatte ich die vier aus der Kombination von Subjekt (S) und Objekt (O) möglichen epistemischen Funktionen (sS, oS, oO, sO) zur erkenntnistheoretischen Bestimmung des Zeichens herangezogen. Kaehr (2011), der sich intensiv mit der Theorie der Nacht auseinandergesetzt hatte, gibt folgendes Korrespondenzschema

subjective subject (sS) $\cong$ Thirdness (interpretant relation, I)
objective object (oO) $\cong$ Secondness (Object relation, O)
subjective object (sO) $\cong$ Firstness (medium relation, M)
objective subject (oS) $\cong$ Zeroness (quality, Q)

3. Damit erhebt sich allerdings die Frage, ob es wirklich sinnvoll sei, die Peirce-Benseschen sog. gebrochenen Kategorien, mit denen bekanntlich die Zeichenklassen sowie die Realitätsthematiken modal bestimmt werden, auf die vier epistemischen Funktion abzubilden. Die Kritik an meiner eigenen Konzeption einer epistemischen Semiotik umfaßt folgende Punkte:

3.1. Wenn das Zeichen zwischen Welt und Bewußtsein und damit zwischen Objekt und Subjekt vermittelt, dann kann es sinnvollerweise nur als subjektives Objekt, und das heißt als durch ein Subjekt gesetzte (thetisch eingeführte) Objektskopie bestimmt werden. Die beiden homogenen epistemischen Funktion fallen damit automatisch dem zeichensetzenden und zeichenverwendenden Subjekt sowie dem durch das Zeichen bezeichneten Objekt zu. Damit haben wir

Zeichen = sO

Subjekt = sS

Objekt = oO.

3.2. Somit erhebt sich die Frage nach dem semiotischen Status der verbleibenden Funktion des objektiven Subjekts. Dieses ist definitionsgemäß ein Subjekt, das für ein anderes Subjekt ein Objekt ist, und also keinesfalls die epistemische Funktion der Qualität. Ferner besteht somit auch kein duales Austauschverhältnis der Form (sO × oS) zwischen dem Mittelbezug und der Qualität oder Substanz des Zeichens. Zwar wäre es möglich zu sagen, daß ein Subjekt B, das für ein Subjekt A ein objektives Subjekt ist, von sich selbst aus gesehen in diesem Moment natürlich ein subjektives Objekt ist, aber dieser Dualismus betrifft die Ontik und nicht die Semiotik, d.h. es handelt sich um die Personalunion zweier dualer Funktionen zwischen zwei Subjekten und weder um die Relation eines Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt noch um diejenige eines Zeichens zu seinem setzenden Subjekt.

3.3. Wenn das Zeichen zwischen einem bezeichneten Objekt und einem setzenden Subjekt vermittelt, dann benötigen wir zur vollständigen Bestimmung des Zeichens nicht nur eine Theorie des Zeichens (Semiotik), sondern auch eine Theorie des Objektes (Ontik) sowie eine Theorie des Subjektes. Während, von meinen eigenen, bislang noch sehr rudimentären, Arbeiten zu einer Ontik im Sinne einer Theorie bezeichneter Objekte abgesehen, die Heideggersche Fundamentalontologie immer noch die beste Theorie des Objektes darstellt, besitzen wir auch heute noch nicht einmal ansatzweise eine Theorie des Subjektes im Sinne einer Theorie der zeichensetzenden und zeichenverwendenden Subjekte. Im Grunde genommen sind wir nach beinahe einem halben Jahrhundert noch nicht über Benses äußerst lakonische Bestimmung hinausgekommen: "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9).

3.4. Ein ungleich komplexeres und schwerer wiegendes Problem erhebt sich nun allerdings aus dem Umstand, daß das Zeichen keine dem objektiven Subjekt entsprechende epistemische Funktion zu besitzen scheint. Der Grund hierfür liegt ohne Zweifel darin, daß das Zeichen sowohl von seinem bezeichneten Objekt als auch von seinem setzenden Subjekt durch je eine Kontexturgrenze (im Sinne von Gotthard Günthers polykontexturaler Logik und Ontologie) getrennt ist. Dies bedeutet also, daß ein Zeichen, das ein Objekt bezeichnet, niemals mit seinem bezeichneten Objekt zusammenfallen, d.h. identisch werden kann. Und es darf eine solche Koinzidenz auch nie eintreten, denn träte sie ein, so wären Zeichen und Objekt nicht mehr unterscheidbar, und damit wäre mindestens das Zeichen überflüssig. Ferner darf das Zeichen aber auch nicht mit seinem Subjekt zusammenfallen, denn es vertritt ja im Sinne eines subjektiven Objektes das setzende Subjekt gerade hinblicklich eines bezeichneten Objektes. Dennoch folgt natürlich bereits aus Benses Bestimmung der Zeichenfunktion als Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein, daß das Zeichen zwischen der Kontextur des Objektes und der Kontextur des Subjektes vermittelt. Die aus dieser Feststellung resultierende Frage, ob denn somit das Zeichen entweder der Objekt-, der Subjekt-, beiden Kontexturen angehöre oder selbst eine eigene Kontextur bestimme, kann man also ebenfalls sogleich dahingehend beantworten, daß das Zeichen, indem es Objekt und Subjekt in Beziehung zueinander setzt, auch zwischen den Kontexturen des Objektes und des Subjektes vermittelt. Obwohl das Zeichen also a priori nicht poly-kontextural ist, ist es dennoch kontexturenvermittelnd. Daraus folgt übrigens auch, daß es prinzipiell unmöglich ist, entweder die Semiotik auf die Logik oder die Logik auf die Semiotik abzubilden, wenigstens solange man darunter die zweiwertige aristotelischen Logik meint, denn diese ist, wie G. Günther gezeigt hatte, strikt monokontextural. Will man also die Semiotik auf eine Logik abbilden, daß muß man ein Verbundsystem mindestens zweier Logiken heranziehen, wobei diese beiden Logiken miteinander vermittelt werden müssen, d.h. man benötigt die in der klassischen Logik völlig unbekannten Güntherschen Transoperatoren, um von einer Kontextur in die andere zu gelangen. Damit ergibt sich für das Zeichen die ganz absonderliche Folgerung, daß es zwar hinsichtlich seines Objektcharakters monokontextural, hinsichtlich seines Funktionscharakters aber polykontextural ist. Während also der von de

Broglie formulierte Welle-Teilchen-Dualismus der Materie hinsichtlich seiner Kontexturalität monovalent ist, ist der von Bense formulierte Objekt-Funktions-Dualismus des Zeichens hinsichtlich seiner Kontexturalität bivalent. Erst in der Domäne des Geistes stellt sich die Frage nach der Kontexturalität, d.h. nach der Verortung der Logik, denn diese stellt sich erst nach dem Erscheinen der Subjekte ein. In der Domäne der Materie spielt die Frage der Verortung scheinbar paradoxerweise keine Rolle.

3.4. Zeichen müssen daher doppelt kontexturiert werden, denn sie vermitteln ja zwischen bezeichneten Objekten und setzenden Subjekten. Wenn ich ein Taschentuch verknote, um mich daran zu erinnern, daß ich morgen meine Tochter vom Kindergarten abholen muß, dann gehören 1. das Taschentuch als Zeichen und das von ihm bezeichnete Ereignis nicht der gleichen Kontextur an, und 2. gehöre ich selbst selbstverständlich weder der Kontextur des Taschentuchs noch derjenigen des Ereignisses an, d.h. Zeichen, Objekt und Subjekt befinden sich in drei verschiedenen Kontexturen. Im Falle der in der semiotischen Literatur mindestens ebenso berühmten Haarlocke meiner Geliebten gehören zwar Zeichen und Objekt der gleichen Kontextur an, aber ich selbst befinde mich immer noch in einer von beiden geschiedenen Kontextur. Doch damit sind wir bereits an der äußerste Grenze angelangt, da sich Objekt und Subjekt nie in der gleichen Kontextur befinden können, denn würden sie es tun, wären sie nicht mehr voneinander unterscheidbar, und es hätte dann überhaupt keinen Sinn mehr, von Subjekt und Objekt zu sprechen. Doch genau diesem Umstande verdankt das Zeichen seine Entstehung und seine Legitimation: als subjektives Objekt umschifft es den prinzipiell unmöglichen Zusammenfall von Subjekt und Objekt im Sinne eines behelfsmäßigen Substitutes, und zwar sowohl für das von ihm bezeichnete Objekt, als dessen Kopie das Zeichen auftritt, als auch für das setzende Subjekt, dem es seine Existenz verdankt.

4.1. Aus den obigen Feststellungen resultiert, daß innerhalb der Peirce-Benseschen Zeichenrelation

$$ZR = R(M, O, I)$$

natürlich nur der Mittelbezug M die epistemische Funktion eines subjektiven Objektes ausübt, denn der Objektbezug O ist per definitionem die Relation des Mittelbezugs als Repräsentamen zum vom Zeichen bezeichneten Objekt (Ω), d.h.

$O = R(M, \Omega)$,

und der Interpretantenbezug I ist die Relation von O zum das Zeichen setzenden und verwendenden Subjekt (Σ), d.h.

$I = R(R(M, \Omega), \Sigma)$.

Doch damit ist M nichts anderes als das Zeichen selbst, das innerhalb von ZR in doppelte Beziehung zu seinem Objekt und Subjekt gesetzt wird:

$ZR = R(Z, R(M, \Omega), R(R(M, \Omega), \Sigma))$,

denn nur M kann ja die definitorische Zeichenfunktion der Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein bzw. Objekt und Subjekt ausüben. Man könnte daher die zehn Benseschen Zeichenklassen hinsichtlich ihres Anteils an Vermittlung, d.h. des Vorkommens der Kategorie M, wie folgt anordnen

(I.M, O.M, M.M)	$M = 4/6$	(I.M, O.O, M.O)	$M = 2/6$
		(I.M, O.O, M.I)	$M = 2/6$
(I.M, O.M, M.O)	$M = 3/6$	(I.M, O.I, M.I)	$M = 2/6$
(I.M, O.M, M.I)	$M = 3/6$		

(I.O, O.O, M.O)	$M = 1/6$
(I.O, O.O, M.I)	$M = 1/6$
(I.O, O.I, M.I)	$M = 1/6$
(I.I, O.I, M.I)	$M = 1/6$

Zeichenklassen mit dem gleichen M-Wert sind damit vermittlungsmäßig gleich, d.h. bei ihnen unterscheidet sich nur die Repräsentationsstärke des Zeichens relativ zu seinem bezeichneten Objekt und seinem setzenden Subjekt. Ordnet man die Zeichenklassen weiterhin nach der Repräsentationsstärke des Zeichens relativ zu seinem Objekt, ergibt sich folgende Ordnung

(I.M, O.M, M.M)	M = 4/6	O = 1/6	S = 1/6
(I.M, O.M, M.O)	M = 3/6	O = 2/6	S = 1/6
(I.M, O.M, M.I)	M = 3/6	O = 1/6	S = 2/6
(I.M, O.O, M.O)	M = 2/6	O = 3/6	S = 1/6
(I.M, O.O, M.I)	M = 2/6	O = 2/6	S = 2/6
(I.M, O.I, M.I)	M = 2/6	O = 1/6	S = 3/6
(I.O, O.O, M.O)	M = 1/6	O = 4/6	S = 1/6
(I.O, O.O, M.I)	M = 1/6	O = 3/6	S = 2/6
(I.O, O.I, M.I)	M = 1/6	O = 2/6	S = 3/6
(I.I, O.I, M.I)	M = 1/6	O = 1/6	S = 4/6

Es gibt also nur zwei Zeichenklassen (und nicht etwa drei!), bei welchen Objekt und Subjekt gleich stark repräsentiert sind, eine einzige Zeichenklasse, bei denen dies für Zeichen, Objekt und Subjekt gilt, auffälligerweise nur eine einzige Zeichenklasse, bei der die Stärke der Vermittlung derjenigen der Repräsentanz des Subjektes entspricht, und ebenfalls nur eine einzige Zeichenklasse, bei der die Stärke der Vermittlung derjenigen der Repräsentanz des Objektes korrespondiert.

4.2. Diese neuerliche Erkenntnis führt uns zu einer Neudarstellung des Peirce-Benseschen Systems der Zeichenklassen auf der Basis der Repräsentanzstärken von Zeichen, Objekt und Subjekt, und dazu benutzen wir die Zähler der obigen Bruchzahldarstellung der Repräsentanzwerte.

(I.M, O.M, M.M) := (M4, O1, S1)

(I.M, O.M, M.O) := (M3, O2, S1)

(I.M, O.M, M.I) := (M3, O1, S2)

(I.M, O.O, M.O) := (M2, O3, S1)

(I.M, O.O, M.I) := (M2, O2, S2)

(I.M, O.I, M.I) := (M2, O1, S3)

(I.O, O.O, M.O) := (M1, O4, S1)

(I.O, O.O, M.I) := (M1, O3, S2)

(I.O, O.I, M.I) := (M1, O2, S3)

(I.I, O.I, M.I) := (M1, O1, S4).

Wie man leicht erkennt, sind die Repräsentationsmöglichkeiten des Zeichens als eines subjektiven Objektes (Mi, Oj, Sk) mit $\Sigma i,j,k = 6$, d.h. in den drei möglichen Formen (M1, M2, M3, M4), auch tatsächlich bereits ausgeschöpft, d.h. das Peirce-Bensesche System ist repräsentationstheoretisch betrachtet vollständig und sollte also (im Gegensatz auch zu meinen eigenen früheren Annahmen) weder relational (d.h. durch Erhöhung der n-adischen Haupt- und/oder der n-tomischen Stellenwerte) noch durch Aufhebung der Inklusionsbeschränkung $a \leqq b \leqq c$ für a, b, c $\in$ {.1, .2, .3} in der Zeichenklassenform (3.a, 2.b, 1.c)) erweitert werden. Konkret gesagt, bedeutet dies also, daß weder Gebilde der Form (3.a, 2.b, 1.c 0.d) noch Zeichenklassen wie z.B. (3.2 2.1 1.3) oder (3.1 2.3 1.1) Repräsentationsschemata sind, d.h. es handelt sich hier nicht nur um irreguläre, sondern um inexistente Pseudo-Zeichenklassen, wie man übrigens leicht selber nachprüft.

4.3. Die Frage der Kontexturierung von Zeichenklassen wurde bereits weiter oben gestreift (vgl. Kap. 3.4). Die bereits von Kaehr (2009) vorgeschlagenen Kontexturierungen sind durchwegs Subjektskontexturierungen, da in der polykontexturalen Logik das Subjekt und nicht das Objekt eine Kontextur bestimmt, denn diese Logik ist eine Logik für mehr als ein Subjekt und nicht für mehr als ein Objekt, d.h. es ändert sich mit dem Wechsel von der aristotelischen zur Günther-Logik für das Objekt überhaupt nichts, und darüber können auch die gebrochenen epistemischen Funktionen des subjektiven Objekts und des objektiven Subjekts, auf die Günther immer wieder hingewiesen hatte, nichts ändern. Wenn man also nicht wieder einer pansemiotischen Zeichentheorie wie derjenigen von Peirce huldigen möchte, die zwar qua Metaobjektivation das Objekt einerseits voraussetzt, es dann aber nach Abschluß des Metaobjektivationsprozesses sogleich wieder vergißt und als angeblichen Realitätsbezug nur mehr die ad hoc erzeugten sog. Realitätsthematiken zuläßt, dann muß man explizite Objektkontexturierungen in Ergänzung zu den Subjektkontexturierungen einführen, da das Zeichen, wie bereits gesagt, ja nicht nicht nur die epistemischen Funktionen von Objekt und Subjekt, sondern natürlich auch deren Kontexturen vermittelt.

4.4. Damit stellt sich abschließend die bereits angeschnittene Problematik der von Bense (1975, S. 100 ff.; 1976, S. 53 ff.) eingeführten Realitätsthematiken. Sie entsprechen formal den Konversionen der Zeichenklassen, d.h. sie haben die allgemeine Form

Rth := Zkl-1 = (3.a, 2.b, 1.c)-1 = (c.1, b.2, a.3).

Damit kehrt sich das Verhältnis der sog. Subzeichen um, d.h. es wird z.B. ein Legizeichen (1.3) zum Rhema (3.1), d.h. es soll angeblich der Realitätstbezug z.B. eines konventionell vermittelnden Zeichens qua "Dualisation" (×(1.3) = (3.1)) ein offener und logisch nicht beurteilbarer Zeichenzusammenhang im Sinne der Thematik der Realität sein. Dagegen besitzen die beiden anderen möglichen Mittelbezuge, d.h. das Qual- (1.1) und das Sinzeichen (1.2), überhaupt keine Zeichenzusammenhänge als Realitätskorrelat, sondern nur sich selber (×(1.1) = (1.1)) sowie die iconische Relation (2.1) des Zeichens zu seinem bezeichneten Objekten (×(1.2) = (2.1)). Es dürfte klar sein, daß diese beispielhaft erwähnten sowie alle übrigen neun möglichen Fälle jeglicher sinnvollen Interpretation entbehren. Vor allem aber ändert die "Dualisation" einer

Zeichenklasse in ihre Realitätsthematik rein gar nichts an der repräsentationstheoretischen Struktur der Zeichenklassen (vgl. Kap. 4.2). Z.B. haben wir

$\times$(I.M, O.M, M.O) = (O.M, M.O, I.M) = (M3, O2, S1).

Realitätsthematiken sind also vom repräsentationstheoretischen Standpunkt aus, der das Zeichen als subjektives Objekt in Relation zu seinem bezeichneten objektiven Objekt und zu seinem setzenden subjektiven Subjekt betrachtet, vollkommen überflüssig.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Kaehr, Rudolf, Sketch on semiotics in diamonds. Glasgow, ThinkartLab, 2009

Kaehr, Rudolf, Quadralectic diamonds: four-foldness of beginnings. Semiotic Studies with Toth's 'Theory of the Night'. Glasgow, ThinkartLab, 2011

Toth, Alfred, Elements of a Theory of the Night. Teile I-VII. Tuscon, AZ 2011

Konverse Systemeinbettungen

1. In der allgemeinen Objekttheorie (Ontik, vgl. Toth 2012-14) ist das System selbstenthaltend definiert

S* = [S, U],

d.h. isomorph zur Definition des Zeichens durch Bense (1979, S. 53, 67), das sich als triadische Relation selbst in seiner drittheitlichen Interpretantenrelation enthält. Nun ermöglicht die von Bense (1975, S. 94 ff.) gegebene systemtheoretische Definition der Zeichenrelation

Z = (K, U, Ie),

das Zeichen selbst als System aufzufassen, d.h. wir können definieren

Z* = [Z, U] = [Z, Ω]

Da sowohl S* als auch Z* Dichotomien im Sinne der aristotelischen 2-wertigen Logik sind, ist also U alles das, was nicht Zeichen ist, d.h. also Objekt (Ω).

2. Ein zwar zunächst absurd erscheinender, angesichts verschiedener metaphyischer Theorien (v.a. der Heideggerschen Fundamentalontologie) aber alles andere als abwegiger Gedanke besteht in der Konversion solcher Dichotomien, d.h.

U* = [U, S]

Ω* = [Ω, Z].

Diese Dichotomien wiederholen natürlich die fundamentale Zweiwertigkeit von Wahr und Falsch bzw. Position und Negation der Logik. Da es sich bei den dichotomischen Gliedern, wie Kronthaler (1986) sehr klar erkannt hatte, um "Spiegelungen" eines und desselben Etwas handelt, das quasi – mit Panizza (1895) zu sprechen - als "janusköpfiger Dämon" fungiert, spielt es im Grunde also überhaupt keine Rolle, ob man die Ordnung der dichotomischen Glieder vertauscht oder nicht, d.h., ob man eine Logik auf der Negation statt der Position, eine Semiotik auf dem Objekt- statt dem Zeichenbegriff oder eine

Systemtheorie auf dem Begriff der Umgebung statt auf demjenigen des Systems aufbaut.

3. Diese beinahe als trivial zu bezeichnende Konversion der Glieder von dichotomischen Relationen ändert sich aber schlagartig, wenn diese Glieder nicht mehr unabhängig, sondern durch Einbettung des einen ins andere abhängig werden, d.h. wenn wir von Definitionen wie den folgenden ausgehen müssen

$S^* = [S \subset U]$ oder $S^* = [S \supset U]$

$Z^* = [Z \subset \Omega]$ oder $Z^* = [Z \supset \Omega]$

Ist das Nichts ein Teil des Seins oder ist umgekehrt das Sein ein Teil des Nichts? Bense stellte in seinem wundervollen Kafka-Buch fest: "So tritt also das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt, infolgedessen ist es beständig gegenwärtig wie auch beständig abwesend. Die meontologische Differenz erscheint als ontologische Ambivalenz. Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden, sofern sich dieses in jedem Seienden kundgibt" (Bense 1952, S. 81).

Vor allem aber betreffen die beiden obigen alternativen Definitionen den seit Kant, spätestens aber seit dem Transzendentalen Idealismus immer wieder diskutierten Problem, wie Wahrnehmung einer Außenwelt in der Innenwelt von Subjekten überhaupt möglich sei. Um es sehr vereinfacht auszudrücken: Die materialistische Position gipfelt in der Vorstellung, daß Teile des Außen ins Innen dringen, während die idealistische Position die dazu konverse Auffassung vertritt. Für den Materialismus ist somit die Innenwelt, sofern ihr nicht überhaupt jede Existenz abgesprochen wird, ein Teil der Außenwelt, während für den Idealismus die Außenwelt eine Projektion der Innenwelt und somit deren Teil ist.

4. Nun hatte ich bereits in einer Reihe von Arbeiten zu Oskar Panizzas Werk die Gelegenheit, mich von verschiedenen, sowohl rein semiotischen als auch ontischen, Standpunkten aus, zu dessen einzigartiger philosophischer Position innerhalb des Materialismus-Idealismus-Streites zu äußern. Stellvertretend für

Panizzas in dessen philosophischem Hauptwerk (Panizza 1895) vertretene Position stehe das folgende längere Zitat4: "Leugnung der Aussenwelt! – In der Tat ist dies die selbverständliche und unvermeidliche Konsequenz unserer Anschauung. Wenigstens, wenn man die materjalistische Aussenwelt darunter versteht, eine ausserhalb und unabhängig von unserem Denken gegebene räumliche Welt, deren Gegenstände unser Denken beeinflussen sollen. Wir leugnen DIESE Welt, wie wir die 'Gestalten' des Halluzinanten leugnen. Unsere Welt ist für unser Denken eine Halluzinazion, mit der wir übrigens umso mehr rechnen müssen, als unser gleichzeitig mithalluzinirter Körper mit diesem Denken, unserer gegenwärtigen Betätigung, unzertrennlich verbunden ist. Wir leugnen also nicht die halluzinirte Welt. Sie ist eine unvermeidliche Illusion, deren Erkenntnis nur für unser Denken von Bedeutung, die Erscheinungen dieser Welt selbst aber, unter sich, wie in ihrem scheinbaren Verhältnis zu unserem Denken, im Uebrigen intakt lässt (...). Sicher sind wir nur, dass diese Insel-Welt – die Aussenwelt – nicht die unsrige ist, und dass irgend eine Verbindung mit unserer Heimat – Denken existiert, oder bestanden hat, sonst wären wir nicht hier" (Panizza 1895, § 17).

Wie man sieht, leugnet also Panizza die Außenwelt nicht. Vielmehr setzt er einen "Dämon" an den Rand des Systems von Außen und Innen, und zwar ausdrücklich als "transcendentale causa": "Was mir in der Natur entgegentritt, nach Abzug der Wirkung meiner Sinne, ist der Dämon (...). In der Erscheinungswelt trift sich also der Dämon von zwei Seiten, maskirt, wie auf einem Maskenball. In zwei einander gegenüberstehenden Menschen, die sich messen, spielt also der Dämon mit seinem 'alter ego'; beide, nur gut zum Maskenspiel. Wir sind nur Marjonetten, gezogen an fremden uns unbekannten Schnüren" (1895, § 23).

5. Vermöge der Ergebnisse von kürzlich publizierten Arbeiten (Toth 2014d-g) kann man nun die Einbettungen dichotomischer Glieder

$S^* = [S \subset U]$ oder $S^* = [S \supset U]$

4 Panizzas absichtlich eigenartige Orthographie wird beibehalten.

$Z^* = [Z \subset \Omega]$ oder $Z^* = [Z \supset \Omega]$

und die auf ihnen beruhenden metaphysischen Positionen in relativ präziser Weise rekonstruieren.

5.1. Aus Benses Unterscheidung zwischen Relationszahlen und Kategorialzahlen kann mittels der Abbildung

f: $R \rightarrow K$ (mit $R \supset K$)

die folgende ontisch-semiotische Matrix konstruieren.

	0	1	2	3
0	0.0	0.1	0.2	0.3
1	1.0	1.1	1.2	1.3
2	2.0	2.1	2.2	2.3
3	3.0	3.1	3.2	3.3

Wie man leicht erkennt, enthält diese die semiotische Matrix als Submatrix. Hier liegt also der folgende Fall vor

$Z^* = [Z \subset \Omega]$.

5.2. Für die konverse Teilmengenbeziehung ergeben sich die beiden folgenden Matrizen.

	1	0	2	3
1	$\underline{1.1}$	1.0	$\underline{1.2}$	$\underline{1.3}$
0	0.1	0.0	0.2	0.3
2	$\underline{2.1}$	2.0	$\underline{2.2}$	$\underline{2.3}$
3	$\underline{3.1}$	3.0	$\underline{3.2}$	$\underline{3.3}$

	1	2	0	3
1	$\underline{1.1}$	$\underline{1.2}$	1.0	$\underline{1.3}$
2	$\underline{2.1}$	$\underline{2.2}$	2.0	$\underline{2.3}$
0	0.1	0.2	0.0	0.3
3	$\underline{3.1}$	$\underline{3.2}$	3.0	$\underline{3.3}$

Während also für diese beiden Matrizen Z* = [Z ⊃ Ω] gilt, stellt die vierte der vier möglichen ontisch-semiotischen Matrizen

	1	2	3	0
1	1.1	1.2	1.3	1.0
2	2.1	2.2	2.3	2.0
3	3.1	3.2	3.3	3.0
0	0.1	0.2	0.3	0.0

eine Transposition der 1. Matrix des Falles Z* = [Z ⊂ Ω] dar.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Panizza, Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig 1895

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Objekttheoretische Invarianten I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Objektstellung I-XXXVI. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Systemstrukturen I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Grundlegung einer Theorie ontischer Konnexe I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Toth, Alfred, Relationszahlen und Kategorialzahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014d

Toth, Alfred, Vorthetische Dualsysteme. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014e

Toth, Alfred, Vorthetische und objektale Relation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014f

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014g

Herr Brink und die Jeeinzigkeit des Subjekts

1. Kurt Frühs später Film "De Tod uf em Öpfelbaum" (1966), bei dem Joschi Scheidegger Regie führte, ist eine adaptierte Studioverfilmung von "On Borrowed time" (1939, Regie: Harold S. Bucquet), der auf dem gleichnamigen Theaterstück von Paul Osborn beruht. Der Tod tritt in der Gestalt des Herrn Brink auf, ein Subjekt, das jedoch nur vom Großvater und dessen Enkel wahrgenommen werden kann. Nachdem Herr Brink sich die Großmutter geholt hatte, möchte er auch den Großvater mitnehmen, aber dieser versteht es, den Herrn Brink auf einen Apfelbaum zu bannen. Da des Großvaters Hausarzt und ein beigezogener Rechtsanwalt ebenso wie die Tante des Enkels den Herrn Brink nicht sehen können, folgern sie daraus eine Geisteskrankheit des Großvaters und wollen ihn in eine psychiatrische Klinik einweisen. Um nicht ohne seinen geliebten Großvater weiterleben zu müssen, steigt der Enkel auf einer Leiter zu Herrn Brink auf den Apfelbaum. Er stirbt im gleichen Moment. Als der Großvater dies bemerkt, hebt er den Bann auf und folgt seinem Enkel in den Tod.

2. Während Heideggers Jemeinigkeit die Subjektabhängigkeit von Objekten betrifft und daher mit der Grundannahme der Ontik (vgl. Toth 2012) konform geht, wonach eine der Zeichentheorie an die Seite gestellte Objekttheorie nur auf dem Begriff des subjektiven, nicht aber eines absoluten, objektiven Objektes, aufgebaut werden kann, liegt bei Objekten, die nur von bestimmten Subjekten wahrgenommen werden können, eine Filterung der Jemeinigkeit zur Jeeinzigkeit vor. Da der Begriff des subjektiven Objektes wie sein dualer Begriff des objektiven Subjektes ein elementares Kommunikationsschema der Form

Objekt → Wahrnehmung → Subjekt

bzw.

Objekt ← Wahrnehmung ← Subjekt

voraussetzen, kann man die Differenz zwischen Jemeinigkeit und Jeeinzigkeit von Objekten und von Subjekten durch

f: $\Omega i \rightarrow \Sigma j$

darstellen. Im Gegensatz zu Jeeinzigkeit schließt Jemeinigkeit den Fall i = j aus, d.h. Jeeinzigkeit ist eine je nach dem nach Objekten oder nach Subjekten "gefilterte" Jemeinigkeit. Im Falle des Herrn Brink gilt z.B. für die sechs involvierten Subjekte des Herrn Brink (Σ1), des Großvaters (Σ2), des Enkels (Σ3), des Arztes (Σ4), des Anwaltes (Σ5) und der Tante (Σ6) das folgende Schema

$$
\begin{tikzcd}
\Sigma 1 \arrow[r, leftrightarrow] \arrow[dr] \arrow[ddr] \arrow[dddr] \arrow[ddddr] & \Sigma 2 \\
& \Sigma 3 \\
& \Sigma 4 \\
& \Sigma 5 \\
& \Sigma 6
\end{tikzcd}
$$

Σ1 ist also nur für die subjektiven Subjekte Σ2 und Σ3 ein objektives Subjekt, nicht aber für die subjektiven Subjekte Σ4, Σ5 und Σ6. Hingegen sind Σ2 ... Σ6 natürlich objektive Subjekte für das subjektive Subjekt Σ1. Alle Abbildungen f1 ... f6 sind somit jemeinig, aber nur die beiden Abbildungen f1 und f2 sind jeeinzig.

3. Auf dem Hintergrund der 2-wertigen aristotelischen Logik gibt es weder die Differenzierung zwischen Jemeinigkeit und Jeeinzigkeit noch die Jemeinigkeit, denn die Annahme eines objektiven Subjektes würde die Existenz eines Tertium comparationis zwischen Position und Negation, d.h. zwischen Objekt und Subjekt, voraussetzen und damit mit dem Drittensatz die gesamte Grundlage der klassischen Logik aufheben. Für die Semiotik hingegen ist die Differenz zwischen subjektivem und objektivem Subjekt insofern relevant, als Bense (1971, S. 39 ff.) den Sender des semiotischen Kommunikationsschemas mit der Objektrelation und dem Empfänger mit der Interpretantenrelation thematisierte. Sehr schön kann man nicht nur die Differenz zwischen Jemeinigkeit und Jeeinzigkeit, sondern Übergänge zwischen ihnen auf metasemiotischer Ebene aufzeigen, vgl. die folgenden Sätze des Deutschen.

(1) Ich habe geträumt, daß der Mond quadratisch ist.

(2) ? Ich glaube, daß der Mond quadratisch ist.

(3) ?* Ich sehe, daß der Mond quadratisch ist.

(4) * Ich weiß, daß der Mond quadratisch ist.

Üblicherweise wird in der Linguistik die Grammatikalitätdifferenz von Sätzen solcher Art lediglich durch die Differenz zwischen epistemischen und nicht-epistemischen Verben "erklärt" (vgl. dazu Toth 1997, S. 85). Danach ist Satz (1) grammatisch, weil man auch solche Eigenschaften von Objekten oder Subjekten (Prädikationen von Argumenten) träumen kann, die diesen nicht zukommen. (4) ist ungrammatisch, weil hier eine Eigenschaft, die einem Objekt nicht zukommt, trotzdem behauptet wird. Schwieriger wird es jedoch, wenn man die Übergangsformen (2) und (3) hinzunimmt. Das Sehen einer einem Objekt nicht-zukommenden Eigenschaft ist eine stärkere Form der Jemeinigkeit als es das Glauben einer solchen, einem Objekt nicht-zukommenden Eigenschaft ist, denn das Glauben schließt die Möglichkeit der Falschheit der Prädikation über das Argument nicht aus, während das Sehen diesen Ausschluß impliziert. Somit ist für alle vier subjektiven, in (1) bis (4) als Ich-deiktische kodierten subjektiven Subjekte das subjektive Objekt des Mondes zwar jemeinig, aber nur in (4) ist es jeeinzig, während in (2) und (3) die Filterung der Jemeinigkeit zur Jeeinzigkeit vollzogen wird.[5]

Literatur

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

5 Übrigens läßt sich mittels der in diesem Aufsatz besprochenen Probleme natürlich der Weg, der vom transzendentalen Idealismus Hegels über den Solipsismus Stirners bis zum Illusionismus Panizzas führt, nachzeichnen.

Selbstidentität und Selbstreflexivität

1. Daß ein Objekt (Ding) mit sich selbst identisch ist, bedeutet, daß "sein Sein, seine Existenz, seine Prädikate unabhängig davon sind, daß ich sie denke, und durch meinen Reflexionsprozeß nicht verändert werden können" (Günther 1991, S. 141). Da ein Zeichen als durch ein Subjekt thetisch eingeführtes "Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9) definiert wird, folgt daraus, daß es keine semiotische Selbstidentität geben kann, wenigstens so lange nicht, als der logische Drittensatz gültig bleibt, der eine Identiät von Objekt und Subjekt nicht mehr 2-wertig ausschließt.

2. Mit dem dergestalt etablierten Gegensatz von ontischer Selbstidentität und semiotischer Fremdidentität geht das von Bense formulierte semiotische Invarianzprinzip konform. Dieses besagt, "daß ein Objekt, das in eine Semiose eingeführt und bezeichnet oder bedeutet wird, durch einen solchen präsentierenden, repräsentierenden und interpretierenden Prozeß nicht verändert wird; d.h. ein Zeichen fixiert Unveränderlichkeiten, Invarianzen dessen, worauf es sich bezieht" (Bense 1975, S. 40). Andererseits folgt aber mit Günthers Bestimmung der Selbstidentiät von Objekten, daß wegen des 2-wertigen Gegensatzes von Zeichen und Objekt all das Zeichen sein muß, was durch Reflexionsprozesse veränderbar ist, d.h. also Zeichen. Wenn jedoch Zeichen zwar Objekte vermöge des semiotischen Invarianzprinzips nicht verändern können, warum sind dann Objekte imstande, Zeichen zu verändern, obwohl sie doch selbst Reflexionsprozessen nicht fähig sind?

3. Dieses ontische-semiotische Paradox kann nur aufgelöst werden, indem man die 2-wertige Dichotomie von Zeichen und Objekt auflöst und also nicht länger das Zeichen mit dem Subjekt und das Objekt mit dem (objektiven) Objekt identifiziert. Dadurch wird im Einklang mit Günther (1991, S. 59 ff.) eine mindestens 3-wertige, nicht-aristotelische Logik als Basis der Semiotik erforderlich. Tut man dies nicht, hält man also an der 2-wertigen aristotelischen Basis der peirceschen Semiotik fest, resultierenden Sätze wie der folgende, der in seiner Opazität Heideggers verzweifelten Versuchen, die logische Mehrwertigkeit ins Prokrustesbett der Zweiwertigkeit zu zwängen, in

Nichts nachsteht: "Ein Zeichen ist selbstreferierend im Sinne der Selbstgegebenheit des Seienden" (Bense 1992, S. 16). Wenn das Zeichen auf sich selbst referieren kann, muß es selbstreflexiv und damit Subjekt sein. Wenn sich diese Aussage aber auf die Selbstgegebenheit des Seienden bezieht, muß es jedoch Objekt und kann deshalb nicht selbstreflexiv sein. Offenbar ist es also so, daß sowohl das Zeichen qua Subjekt als auch das Objekt qua Objekt beide sowohl subjektive als auch objektive Eigenschaften aufweisen können. Das von Günther (1976, S. 337) abgeleitete Schema lautet

	Subjekt	Objekt
Subjekt	subjektives Subjekt	subjektives Objekt
Objekt	objektives Subjekt	objektives Objekt

Subjektives Subjekt ist nur dasjenige Subjekt, das nicht in eine Metaobjektivation involviert ist, und dasselbe gilt für das objektive Objekt. Sobald wir es aber mit bezeichneten Objekten bzw. mit sie bezeichnenden Zeichen zu tun haben, haben wir es mit subjektiven Objekten bzw. objektiven Subjekten zu tun. Es dürfte unmittelbar einleuchten, daß es die beiden letzteren "gemischten" epistemologischen Kategorien sind, welche die entscheidenden Rollen als Sender und Empfänger in Kommunikationsschemata spielen (vgl. Toth 2014). Vom Sender als Subjekt aus gesehen ist der Empfänger ein Objekt, und von ihm als Subjekt aus gesehen ist der vormalige Sender nunmehr ebenfalls ein Objekt, d.h. es herrscht eine auf dem Boden der aristotelischen Logik ausgeschlossene Austauschrelation zwischen Subjekt und Objekt, als deren vermittelnde Glieder das subjektive Objekt und das objektive Subjekt auftreten in Verletzung des Drittensatzes. In der Ontik ist das von Bense als präsemiotisch interpretierte "disponible" bzw. "vorthetische" Objekt (vgl. Bense 1975, S. 64 ff.) ein subjektives Objekt, da es ja eben bereits selektiert und nur insofern vorthetisch sein kann. Sobald auf dieses subjektive Objekt ein als Metaobjektiv definiertes Zeichen abgebildet ist, fungiert dieses dual als objektives Subjekt. Statt also das Zeichen als Subjekt und das Objekt als Objekt 2-wertig zu interpretieren, können wir im Rahmen einer 3-wertigen Günther-

Logik das zur Repräsentation disponible Objekt als subjektives Objekt und das es repräsentierende Zeichen als objektives Subjekt bestimmen.

Wenn also Bense die Selbstreferenz des Zeichens ontisch als "Eigenrealität" interpretiert, dann kann sich diese Aussage nur darauf beziehen, daß im selbstidentischen Dualsystem

$DS = [3.1, 2.2, 1.3] \times [3.1, 2.2, 1.3]$

mit $\times[3.1, 2.2, 1.3] \equiv [3.1, 2.2, 1.3]$

subjektives Objekt und objektives Subjekt semiotisch nicht mehr unterscheidbar sind. Würde Benses Aussage nämlich ontisch aufzufassen sein, würde sie nicht nur, wie bereits gesagt, eine Paradoxie darstellen, insofern ein Etwas nicht gleichzeitig als Objekt selbstgegeben und als Subjekt selbstreflexiv sein kann, sondern es würde bedeuten, daß Zeichen und Objekt in ein Nichts koinzidieren, für das in einer 2-wertigen Logik natürlich ebenfalls kein Platz vorhanden ist, d.h. es gäbe nur zwei Möglichkeiten: Entweder das Objekt verschwindet im Zeichen, dann aber hat das Zeichen keine Referenz mehr und hört auf, Zeichen zu sein. Oder das Zeichen verschwindet im Objekt, dann gibt es sowieso kein Zeichen mehr. Eigenrealität bedeutet also 3-wertige, nicht-aristotelische Homöostase zwischen subjektiver Objektivität und objektiver Subjektivität.

Literatur

Bense, Max, Semotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. I. Hamburg 1976

Günther, Gotthard, Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Toth, Alfred, Kommunikationsschemata. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

"Die Unterschiede wären, wenn sie wären, alles oder leer"

1. Das vollständige Zitat, das hier verkürzt als Titel verwendet wird, lautet: "Die grauen Unterschiede,/ weder Ding noch Schatten,/wären, wenn sie wären,/ alles oder leer (Bense 1983, S. 21). Diese Aussage nimmt natürlich Bezug auf das dichotomische Basisschema der 2-wertigen aristotelischen Logik

L = [0, 1],

darin die Ränder zwischen den Werten leer sind, d.h. es gilt

R[0, 1] = R[1, 0] = Ø.

Ferner gilt

L = [0, 1] = L-1 = [1, 0],

wozu es eine unübertreffliche Kommentierung gibt: "Beide Werte einer solchen Logik aber sind metaphysisch äquivalent. Das heißt, man kann sie beliebig miteinander vertauschen. Sie verhalten sich zueinander in einer totalen logischen Disjunktion, wie rechts und links. Es gibt keinen theoretischen Grund, welche Seite rechts und welche Seite links von der Zugspitze ist. Die Benennung beruht auf einer willkürlichen Entscheidung, und wenn man seinen Standpunkt wechselt, sind die rechte und die linke Seite miteinander vertauscht (Günther 2000, S. 230 f.).

2. Die Lösung der polykontexturalen Logik Günthers besteht nun darin, L = [0, 1] in ein Verbundsystem theoretisch unendlich vieler Logiken einzubetten, zwischen denen Transoperatoren vermitteln. Für jede durch L definierte Kontextur gilt aber weiterhin die 2-wertige aristotelische Logik, d.h. wir haben hier die von Bense angedeutete Alternative zur Leerheit des Randes von L, nämlich die Allesheit von L. Genau genommen determinieren sich Leerheit und Allesheit gegenseitig, denn auch in der polykontexturalen Logik gibt es keine Vermittlung zwischen den Werten 0 und 1 bzw. 1 und 0 in jedem eine Monokontextur definierenden L innerhalb des gesamten polykontexturalen Systems. Transoperatoren gibt es also nur durch Verwerfung ganzer L's, nicht

aber durch Übergänge zwischen 0 und 1, wie sie in Toth (2015) durch Einführung eines Einbettungsoperators E

E: x → [x]

vorgeschlagen wurden, der L = [0, 1] auf das Quadrupel

L1 = [0, [1]]

L2 = [[1], 0]

L3 = [[0], 1]

L4 = [1, [0]]

(mit L2 = L1-1 und L4 = L3-1) abbildet. Erst durch Sub- bzw. Superordination, d.h. durch die Aufbrechung der Koordination der spiegelbildlichen Werte in L = [0, 1] kann es eine Vermittlung zwischen 0 und 1 bzw. 1 und 0 geben, die nicht durch einen dritten, vierten, fünften, ... logischen Wert vonstatten geht, der lediglich zur Folge hätte, daß das 2-wertige Tertium non datur zu einem 3-wertigen Quartum non datur, einem 4-wertigen Quintum non datur, usw. verschoben würde. Für dieses Quadrupel gibt es also eine dritte Alternative neben der Leerheit und der Allesheit, nämlich vier Formen von gegenseitiger Abhängigkeit von 0 und 1, die durch Einbettung bewirkt wird und dadurch differentiell, d.h. nicht-substantiell, nichtleere Ränder erzeugt. Hier handelt es sich somit um echte Differenzen, denn es gilt natürlich z.B.

[0, [1]] ≠ [0, 1] ≠ [[0], 1],

d.h. ein Wert, der in einen anderen eingebettet ist, bekommt durch diese Einbettung Anteile dieses anderen Wertes. Beispielsweise bekommt also ein Objekt Subjektanteile, indem es von einem Subjekt wahrgenommen wird, und umgekehrt bekommt ein Subjekt Objektanteile, indem es ein Objekt wahrnimmt. Man kann, wenn man will, hier die heideggersche Jemeinigkeit des Etwas erkennen, nur ist sie insofern unvollständig, da es konvers dazu auch eine Jeetwasigkeit der Meinigkeit geben muß.

Literatur

Bense, Max, Das graue Rot der Poesie. Baden-Baden 1983

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Toth, Alfred, Der Jäger Gracchus und die Vermittlung von Diesseits und Jenseits.

Grundriss einer "objektiven Semiotik"

1. Wie ich bereits in Toth (2008b, S. 47 ff.) dargestellt hatte, gibt es mehrere sehr gute Gründe für die Nicht-Arbitrarität von Zeichen. Diese sollen hier ausführlich angegeben werden.

Sowohl Erstheit, Zweitheit als auch Drittheit von Zeichen treten als Triaden selber trichotomisch auf, und zwar im Sinne von kartesischen Produkten aus diesen Triaden:

Trichotomie der Erstheit:	(1.1), (1.2), (1.3)
Trichotomie der Zweitheit:	(2.1), (2.2), (2.3)
Trichotomie der Drittheit:	(3.1), (3.2), (3.3)

Bei der Einführung eines Zeichens setzt also ein Jemand ein Mittel (.1.) als Substitut für ein Objekt (.2.), das dann im Bewusstsein dieses Zeichensetzers in einem Bedeutungskonnex (.3.) fungiert. Hier ergibt sich also ein

Erster Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die kategoriale Reihenfolge bei der Semiose, d.h. der Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 8) ist nicht willkürlich, sondern hat die folgende semiosisch-generative Ordnung: (.1.) > (.2.) > (.3.).

Unter Berücksichtigung der obigen Trichotomien folgt hieraus aber bereits ein

Zweiter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Schon in der ersten Phase der Semiotik, nämlich der thetischen Setzung eines Mittels für ein Objekt, muss der Zeichensetzer sich entscheiden, aus welcher trichotomischen Erstheit er dieses Mittel wählt, d.h. (1.1), (1.2) oder (1.3).

Dasselbe gilt aber natürlich für alle Trichotomien aller Triaden des Zeichens: Es gibt grundsätzlich immer drei Möglichkeiten ((1.1, 1.2, 1.3), (2.1, 2.2, 2.3), (3.1, 3.2, 3.3)) aus denen je ein Subzeichen zur Bildung einer triadisch-trichotomischen Zeichenrelation ausgewählt werden muss:

Dritter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Sowohl im Mittel-, Objekt als auch im Interpretantenbezug muss sich der Zeichensetzer bei der Semiose für je ein trichotomisches Subzeichen zur Bildung einer traidisch-trichotomischen Zeichenrelation entscheiden. Die angebliche Willkürlichkeit von Zeichen ist hier also zunächst doppelt eingeschränkt: Erstens muss je ein monadisches, ein dyadisches und ein triadisches Subzeichen seligiert werden, und zweitens ist diese Wahl auf ein Repertoire von je drei verfügbaren Subzeichen pro Trichotomie beschränkt. Ferner kommt eine weitere Beschränkung dazu: Bei der Semiose müssen sich die ausgewählten trichotomischen Subzeichen auf die semiosische Inklusionsordnung ((1.a), (2.b), (3.c)) mit a ≥ b ≥ c beschränken, wodurch also Pseudo-Zeichenklassen wie *(1.1, 2.2, 3.3) ausgeschlossen und damit die Wahlfreiheit weiter eingeschränkt wird.

Sobald also eine reguläre Zeichenklasse, d.h. eine Zeichenklasse, welche die oben dargestellten Restriktionen befolgt, gebildet ist, ist es möglich, ein Objekt dergestalt in ein Meta-Objekt zu transformieren, dass das es substituierende Zeichen im Sinne einer triadisch-trichotomischen Zeichenklasse dieses Objekt unter möglichst geringem Qualitätsverlust repräsentiert:

Vierter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Wenn ein Objekt durch ein Zeichen substituiert wird, muss verlangt werden, dass die Zeichenklasse, zu welcher das das Objekt repräsentierende Zeichen gehört, die qualitativen Eigenschaften des Objekts bestmöglich erhält.

Wenn also jemand das aktuale Wetter an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit durch ein Zeichen repräsentieren möchte, so wird er beispielsweise nicht ein Zeichen wählen, welches die Farbe des Himmels, also eine nicht-repräsentative Qualität, substituiert, sondern einen Wetterhahn aufs Dachs montieren, dessen durch den Wind je verschieden gesteuerte Stellung ein bestmögliches mechanisches Abbild einer augenblicklichen Wetterlage abgibt. Da das erste, rein qualitative Zeichen der Zeichenklasse (3.1 2.1 1.1) angehört, während das zweite Zeichen, der Wetterhahn, der Zeichenklasse (3.2 2.2 1.2) zugehört (Walther 1979, S. 82 f.), folgt also die Zuordnung eines Zeichens zu einer Zeichenklasse aus dem oben erwähnten Prinzip der maximalen Qualitätserhaltung eines Objekts durch ein Zeichen in der Semiose. Daraus folgt nun ein

Fünfter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die Zuordnung von Zeichen zu Objekten ist insofern nicht willkürlich, als der theoretisch unendlichen Menge von Qualitäten der Welt nur 10 Zeichenklassen gegenüberstehen, welche diese Objekte der Welt im Einklang mit dem semiotischen Prinzip der maximalen Qualitätserhaltung von Objekten in Zeichen repräsentieren müssen.

2. Die genannten fünf Gründe für die Nichtarbitrarität von Zeichen könnten nun aber dadurch als sekundär abgetan werden, dass jemand erklärte, immerhin seien Zeichen und ihre Objekte ja zueinander transzendent, und weil zwischen ihnen keine "Brücke hin- und herüberführe" (Hausdorff 1976, S. 27), sei die Entscheidung, welches Zeichen welches Objekt substituiere, primär eben doch arbiträr. Dem widerspricht aber die Möglichkeit, eine Präsemiotik im Sinne einer zwischen ontologischen und semiotischen Räumen (Bense 1975, S. 45, 65 f., Toth 2008a, b) vermittelnden Wissenschaft einzuführen, welche einerseits zwischen Relational- und Kategorialzahlen unterscheidet (Bense 1975, S. 65) und welche anderseits auf dieser Unterscheidung die präsemiotische Trichotomie von "Sekanz, Semanz und Selektanz" (Goetz 1982, S. 28) einführt.

Sehr einfach gesagt, besagt die Unterscheidung von Relational- und Kategorialzahlen, dass ein bei der Zeichensetzung vorgegebenes Objekt zwar noch keine Relationalzahl r, aber bereits die Kategorialzahl $k = 0$ trägt. Daraus folgt, dass in Zeichen bei monadischen Relationen $r = 1$, bei dyadischen Relationen $r = 2$ und bei triadischen Relationen $r = 3$, dass also $r > 0$ und dass daher die zur Kennzeichnung einer Zeichenrelation verwendeten Indizes k und r nur im Falle der triadisch-trichotomischen Semiotik identisch sind. So können also im Anschluss an Bense (1975, S. 65) die drei Trichotomien des Zeichens wie folgt notiert werden:

ZRk=r=1 , ZRk=1, r=2 , ZRk=1, r=2 ,
ZRk=2, r=1 , ZRk=r=2 , ZRk=2, r=3 ,
ZRk=3, r=1 , ZRk=3, r=2 , ZRk=r=3.

Wie man leicht erkennt, kann man mit Hilfe des Benseschen "Tricks" der Zuschreibung einer Kategorialzahl zu einem Objekt dieses Objekt gerade durch diese Kategorialzahl in eine präsemiotische tetradische Relation einführen:

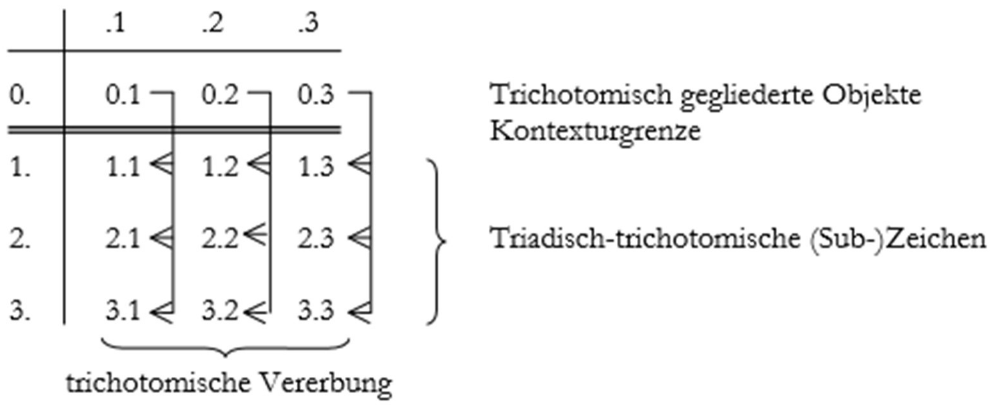
PZR = (0., .1., .2., .3.)

Durch diese Kategorialisierung eines Objekts wird also dieses Objekt zwar nicht zum Zeichen, aber als 0-stellige Relation Teil der tetradischen präsemiotischen Relation, welche das bisher fehlende Verbindungsglied zwischen den Objekten der ontologischen Räume und den Zeichen der semiotischen Räume darstellt, wie Bense im Anschluss an seinen Lehrer Oskar Becker formulierte. Damit ist also kurz gesagt der angeblich transzendentale Abgrund zwischen Zeichen und Objekten überbrückbar und im Sinne des Novalis zu einem "sympathischen Abgrund" geworden.

Wenn aber Zeichen und Objekte nicht länger ewig transzendent zueinander sind, folgt automatisch, dass von einer Arbitrarität der Zeichen nicht die Rede sein kann. Bevor wir in einer späteren Arbeit aufzeigen werden, dass der weitaus grösste Teil der Semiotiken vor der Saussureschen linguistischen Semiotik (1916) nicht-arbiträre Zeichentheorien waren und dass die Semiotik hier insofern das Schicksal der Logik teilt, als die nicht-arbiträre Semiotik ebenso wie die qualitativ-quantitative Logik Platons dem Aristotelischen Reduktionismus der Elimination aller Qualitäten bis auf die eine Qualität der Quantität, wie sich Hegel ausgedrückt hatte, zum Opfer fiel, wollen wir noch eine weitere, und zwar die grundlegendste Restriktion der angeblichen Arbitrarität der Zeichen formulieren:

Sechster Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die Einführung der präsemiotischen Trichotomie von Sekanz (0.1), Semanz (0.2) und Selektanz (0.3) besagt, dass die trichotomische Struktur der monadischen, der dyadischen und der triadischen Zeichenrelation aus der präsemiotischen Phase zwischen Objekten und ihrer Einbindung in Semiosen in die semiotische Phase der repräsentierenden Substitution von Objekten durch Zeichen vererbt sind.

Das bedeutet also, dass bereits kategoriale Objekte (Ok=0) präsemiotisch "imprägniert" sind, je nachdem, ob sie später durch ein erstheitliches, ein zweitheitliches oder ein drittheitliches Mittel repräsentiert werden. Diese präsemiotische Trichotomie ist also der tiefste Grund dafür, weshalb nach der Entfernung der künstlich eingeführten transzendenten Distanz zwischen Zeichen und Objekten keine Arbitrarität mehr möglich ist:



Nur weil den in eine Semiose einzuführenden vorgegebenen Objekten bereits eine dreifache präsemiotische Kategorisierung eignet, die später auf die semiotischen trichotomischen Triaden weitervererbt wird, ist es unmöglich, etwa in dem weiter oben gegebenen Beispiel das aktuelle Wetter im Einklang mit dem Prinzip der maximalen qualitativen Erhaltung von Objekten durch Zeichen mittels der Zeichenklasse der reinen Qualität und statt dessen mittels der Zeichenklasse des vollständigen Objektes zu repräsentieren. Falls nämlich diese kategoriale Aufsplitterung der Objekte erst semiotisch, d.h. post-objektiv wäre, gäbe es keine Möglichkeit, die angebliche Transzendenz zwischen Objekten und Zeichen kategoriell zu überbrücken, und die trichotomische Zugehörigkeit jeder monadischen, dyadischen und triadischen Zeichenrelation wäre erst post semiosem, also nach der thetischen Einführung von Zeichen eingeführt und damit natürlich arbiträr. Eine solche Arbitrarität würde aber den 5 Gründen für die Nichtarbitrarität von Zeichen widersprechen, die unabhängig von der präsemiotischen Ebene und erst auf semiotischer Ebene fungieren. Würde man also die trichotomische Aufsplitterung erst für die semiotischen Triaden und damit nach der Einführung eines Zeichens für ein Objekt ansetzen, dann könnte man nicht erklären, warum neben (3.2 2.2 1.2) nicht auch (3.1 2.1 1.1) oder eine beliebige der 10 möglichen Zeichenklassen das aktuale Wetter repräsentieren kann und generell warum es überhaupt nur 10 Zeichenklassen gibt, warum es überhaupt verschiedene Zeichen gibt (d.h. warum Zeichen verschiedenen Zeichenklassen angehören), etc. Kurz: Die 5 rein semiotischen Gründe wären nicht erklärbar. Mit dem 6. präsemiotischen Grund für die Nicht-Arbitrarität von Zeichen werden sie jedoch in den Rahmen einer konsistenten präsemiotisch-semiotischen Theorie der Semiose eines Zeichens zwischen dem Objekt, das es substituiert und der Zeichenklasse, in der es repräsentierend fungiert, eingebaut, welche mit der natürlichen Vorstellung der Genese eines Zeichens in Einklang steht.

8	(3.1 2.2 1.2	0.3) × (3.0	2.1 2.2 1.3)
9	(3.1 2.2 1.3	0.3) × (3.0	3.1 2.2 1.3)
10	(3.1 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 1.3)
11	(3.2 2.2 1.2	0.2) × (2.0	2.1 2.2 2.3)
12	(3.2 2.2 1.2	0.3) × (3.0	2.1 2.2 2.3)
13	(3.2 2.2 1.3	0.3) × (3.0	3.1 2.2 2.3)
14	(3.2 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 2.3)
15	(3.3 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 3.3),

dann sehen wir nicht nur, dass sie eine Faserung der 10 semiotischen Zeichenklassen darstellen (Toth 2008a, S. 202 ff.), sondern auch, dass innerhalb von SS15 mehrfach auftretende Zeichenklassen aus SS10 durch deren Lokalisierung desambiguiert werden, wobei folgende Regel gilt:

$$(0.1) \to (1.1) \qquad (0.2) \to \begin{cases}(1.2)\\(1.3)\end{cases} \qquad (0.3) \to \begin{cases}(1.1)\\(1.2)\\(1.3)\end{cases}$$

Man sieht hier erneut, dass auch der kontexturale Übergang von der kategorialen Nullheit zur kategorial-relationalen Erstheit nicht willkürlich ist. Innerhalb der Realitätsthematiken treten nun die dualisierten realitätstheoretischen Gegenstücke der präsemiotischen Trichotomien Sekanz, Semanz und Selektanz auf: (1.0), (2.0), (3.0). Die realitätstheoretische Matrix für präsemiotische Zeichenklassen sieht also wie folgt aus:

	.1	.2	.3	
0.	1.0	2.0	3.0	Triadisch gegliederte Objekte
				Kontexturgrenze
1.	1.1	2.1	3.1	
2.	1.2	2.2	3.2	Triadisch-trichotomische (Sub-)Zeichen
3.	1.3	2.3	3.3	
	triadische Vererbung			

Man kann nun unschwer in den dualisierten realitätsthematischen Gegenstücken zur Sekanz, Semanz und Selektanz vor-semiotische trichotomische Schemata wie "Form, Eigenschaft, Essenz", "Form, Gestalt, Funktion" oder sogar die paracelsische Trias von Leib, Seele und Geist sehen (Böhme 1988). Diese trichotomischen Klassifikationen inhärieren den Objekten, denn sie müssen der Zeichensetzung primordial sein, da man sonst die 5 von der Präsemiotik unabgängigen semiotischen Gründe für die Nicht-Arbitrarität der Zeichen nicht erklären kann, und es ist in der Tat nicht schwer, etwa Form, Gestalt und Funktion an einem beliebigen vorgegebenen Objekt zu entdecken.

Schwerer ist es allerdings mit der Triade “Leib, Seele, Geist”, denn sie setzt in der bekannten neuplatonischen Weise die Präsenz eines Schöpfers in der unbelebten Natur voraus, eine Annahme, welche für eine formale Wissenschaft mindestens unnötig ist. Besser scheint mir jedenfalls der von Heidegger eingeführte Begriff der “Jemeinigkeit” im Sinne der sowohl vom “Sein” wie vom “Seienden” unterschiedenen “Existenz” eines (belebten oder unbelebten) Objekts zu sein: “Dasein ist Seiendes, das sich in seinem Sein verstehend zu diesem Sein verhält. Damit ist der formale Begriff von Existenz angezeigt. Dasein existiert. Dasein ist ferner Seiendes, das je ich selbst bin. Zum existierenden Dasein gehört die Jemeinigkeit als Bedingung der Möglichkeit von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit. Dasein existiert in je einem dieser Modi, bzw. in der modalen Indifferenz ihrer” (Heidegger 1986, § 12, S. 53).

Davon abgesehen, dass Heidegger hier ebenfalls mit “präsemiotischen” Triaden operiert, trifft die Umschreibung unserer präsemiotischen Trichtomie von Sekanz, Semanz und Selektanz als “Bedingung der Möglichkeit” hervorragend, denn es geht hier auf präsemiotischer Ebene um den Satz vom Grunde, also um die präsemiotische Ermöglichung der semiotischen Möglichkeit im Sinne von repräsentationaler Erstheit, denn bei der Semiose kommt ja das erstheitliche Mittel zuerst. Jedenfalls aber ermöglicht erst unsere hier und vor allem in Toth (2008b) skizzierte Theorie der Präsemiotik eine Annahme der Nicht-Arbitrarität von Zeichen ohne Rekurrierung auf einen wiederum transzendenten Schöpfergott. Eine solche Möglichkeit hatte schon Hartmut Böhme geahnt, wenn er zu Paracelsus nicht-arbiträrer Zeichentheorie oder Signaturenlehre bemerkt: “Die Naturforschung folgt einem grammatologischen Modell. Die Dinge haben eine sprachlose Bedeutung, die sich im Sich-Zeigen des Namens zur Entzifferung anbieten; das sich-zeigende Zeichen ist ‘ein Zuwerfen’ (Paracelsus, Werke, ed. Peuckert, Bd. II, S. 450) der Bedeutung zum ‘Lesen’ durch den Menschen ‘im Licht der Natur’” (Böhme 1988, S. 13). Noch deutlicher heisst es etwas später: “Das, worin Menschensprache und Dingsignaturen am engsten zusammenhängen, ist das tertium datur einer Zeichenlehre, welche die metaphysische Kluft zwischen Dingen und Menschen durch das Spiel der wesentlichen Ähnlichkeiten überbrückt”. Es handelt sich also sowohl bei Paracelsus als auch bei der Präsemiotik um Zeichentheorien, welche eine Logik voraussetzen, in welcher der Drittensatz suspendiert ist, also eine polykontexturale Logik vom Güntherschen Typ. Foucault sprach von der “Zerschlagung der Zusammengehörigkeit von Sprache und Welt in den konventionalistischen Zeichentheorien, die im 17. und 18. Jahrhundert das Wissen als

System nosographischer Repräsentation bestimmten" (Böhme 1988, S. 14 f.). Allerdings braucht man im Rahmen unserer Präsemiotik hierfür nicht eine "adamitische Sprache" im Sinne Walter Benjamins anzunehmen (Benjamin 1977), für die indirekt wieder ein Schöpfergott stipuliert werden muss, welcher dem "ersten Menschen" die "korrekten" Bezeichnungen der Dinge mitgeteilt hat, so dass wir also keineswegs von einer "Sprache" ausgehen müssen, "in der jedes Wort ein Ikon des Dinges ist" (Böhme 1988, S. 16), denn selbstverständlich gelten alle 10 und also nicht nur die iconischen semiotischen Zeichenklassen auch im System der Präsemiotik, sie sind dort nur gleichzeitig ambiguiert, indem sie mehrfach auftreten, und desambiguiert, indem sie in als Lokalisationen fungierende trichotomisch geteilte kategoriale Objektrelationen eingebettet sind.

Bibliographie

Benjamin, Walter, Gesammelte Schriften. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. II/1. Frankfurt am Main 1977

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988. Kapitel "Denn nichts ist ohne Zeichen" als Digitalisat: www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html

Goetz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Hausdorff, Felix, Zwischen Chaos und Kosmos. 2. Aufl. hrsg. von Max Bense. Baden-Baden 1976

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 17. Aufl. Tübingen 1986

Paracelsus, Theophrastus, Werke. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. 5 Bde. Darmstadt 1968

Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zyklische präsemiotische Reflexionsstrukturen

1. Gotthard Günthers letzte Arbeit hat “Die Metamorphose der Zahl” zum Thema (Günther 1991). Darin geht es Günther u.a. um die seit Platon offene Frage der Primordialität der Zahl vor der Idee oder der Idee vor der Zahl (1991, S. 432). Die in Toth (2008b, c) dargestellte Präsemiotik geht von der Annahme aus, dass bereits die vorgegebenen Objekte des ontologischen Raums “materiae signatae” sind, insofern sie hinsichtlich der präsemiotischen Triade von Form, Gestalt und Funktion wahrgenommen werden. Bei der Zeicheninterpretation und der Zeichensetzung wird die entsprechende präsemiotische Trichotomie auf die semiotischen Trichotomien vererbt. Dies kann man dahingehend interpretieren, dass in der Präsemiotik eine “Parusie” der Präzeichen in den Zeichen vorliegt. Oder anders ausgedrückt: Die Zeichen zeigen eine präsemiotische “Methexis”. Da nach Bense (1992) die “Zahl an sich” durch dieselbe Zeichenklasse repräsentiert wird wie das “Zeichen an sich”, nämlich die eigenreale, dual-invariante Zeichenklassse (3.1 2.2 1.3 × 3.1 2.2 1.3), würde die Präsemiotik die platonisch-günthersche Frage dahingehend beantworten, dass die Ideen deshalb vor den Zeichen sind, weil sie kraft der präsemiotischen Trichotomie in den Dingen verankert sind, und da die Zahlen Zeichen, aber primär keine Prä-Zeichen sind, sind also die Ideen den Zahlen primordial.

Günthers “Metamorphose der Zahl” wurzelt aber bereits in dem 1980 für eine Festschrift für Heidegger geschriebenen Aufsatz “Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts”. Darin stellte Günther fest: “Die Positivität ist also, vom Wertstandpunkt aus gesehen, eine Konstante, die keiner Veränderung unterliegen kann. Negativität hingegen wird immer durch (reflexive) Wiederholungswerte dargestellt, und die Wiederholung kann sich unbeschränkt fortsetzen, ohne zum Originalwert zurückkehren zu müssen” (Günther 1980, S. 281). Die Metamorphosen der Zahl wurzeln also in Negationszyklen: “Der Positivität der Umgangssprache steht jetzt in der Negativsprache ein sogenannter Hamiltonkreis gegenüber, der wie jeder Kreis entweder im Uhrzeigersinne oder im Gegensinne durchlaufen werden kann (...). Ein n-wertiger Hamiltonkreis umfasst, wenn er vollständig sit, n! Negationsschritte” (1980, S. 286). Von den Reflexionsstrukturen, wie sie durch die Negationszyklen mehrwertiger Logiken eröffnet werden, sagt Günther: “In diesen geistigen Räumen, die unter dem Verlegenheitsnamen ‘Nichts’ sich in tiefster philosophischer Dunkelheit ausbreiten, begegnen uns ungemessene Relationslandschaften” (1980, S. 287).

2. In der vorliegenden Arbeit wollen wir zyklische präsemiotische Reflexionsstrukturen untersuchen. Ebenso wie eine 3-wertige nicht-aristotelische Logik 3! = 6 Hamiltonkreise oder Negationszyklen umfasst, besitzt eine triadische Semiotik 6 Permutationen für ihre Zeichenklassen und Realitätsthematiken (vgl. Toth 2008a, S. 177 ff.). Für eine tetradische Semiotik, wie sie die Präsemiotik darstellt, bekommen wir also 4! = 24 zeichen- und 24 realitätsthematische Permutationen, entsprechend der Anzahl von Negationszyklen einer 4-wertigen nicht-aristotelischen Logik. In der vorliegenden Arbeit werden wir einige solcher Zyklen im Hinblick auf ihre zeicheninterne Symmetrie untersuchen und daher neben den präsemiotischen Reflexionszyklen auch ihre Zeichenverbindungen darstellen.

Als Beispiel stehe die präsemiotische Zeichenklasse (3.1 2.1 1.2 0.3) und ihre duale Realitätsthematik (3.0 2.1 1.2 1.3). Ihre 2 mal 24 Permutationen sind:

(3.1 2.1 1.2 0.3) × (3.0 2.1 1.2 1.3)
(2.1 3.1 1.2 0.3) × (3.0 2.1 1.3 1.2)
(2.1 1.2 3.1 0.3) × (3.0 1.3 2.1 1.2)
(1.2 2.1 3.1 0.3) × (3.0 1.3 1.2 2.1)
(3.1 1.2 2.1 0.3) × (3.0 1.2 2.1 1.3)
(1.2 3.1 2.1 0.3) × (3.0 1.2 1.3 2.1)

(2.1 3.1 0.3 1.2) × (2.1 3.0 1.3 1.2)
(3.1 2.1 0.3 1.2) × (2.1 3.0 1.2 1.3)
(2.1 1.2 0.3 3.1) × (1.3 3.0 2.1 1.2)
(1.2 2.1 0.3 3.1) × (1.3 3.0 1.2 2.1)
(3.1 1.2 0.3 2.1) × (1.2 3.0 2.1 1.3)
(1.2 3.1 0.3 2.1) × (1.2 3.0 1.3 2.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2) × (2.1 1.3 3.0 1.2)
(3.1 0.3 2.1 1.2) × (2.1 1.2 3.0 1.3)
(2.1 0.3 1.2 3.1) × (1.3 2.1 3.0 1.2)
(1.2 0.3 2.1 3.1) × (1.3 1.2 3.0 2.1)
(3.1 0.3 1.2 2.1) × (1.2 2.1 3.0 1.3)

(1.2 0.3 3.1 2.1) × (1.2 1.3 3.0 2.1)

(0.3 2.1 3.1 1.2) × (2.1 1.3 1.2 3.0)
(0.3 3.1 2.1 1.2) × (2.1 1.2 1.3 3.0)
(0.3 1.2 2.1 3.1) × (1.3 1.2 2.1 3.0)
(0.3 2.1 1.2 3.1) × (1.3 2.1 1.2 3.0)
(0.3 3.1 1.2 2.1) × (1.2 2.1 1.3 3.0)
(0.3 1.2 3.1 2.1) × (1.2 1.3 2.1 3.0)

Zur Vermeidung von Redundanz (Zeichenklassen und Realitätsthematiken sind ja dual zueinander), beschränken wir uns im folgenden auf die Darstellung der Permutationen der Zeichenklassen.

2.1. Reflexionsstrukturen mit R(3.a 2.b 1.c 0.d) = (0.d 3.a 2.b 1.c)

(3.1 2.1 1.2 0.3) → (0.3 3.1 2.1 1.2) → (1.2 0.3 3.1 2.1) → (2.1 1.2 0.3 3.1) → (3.1 2.1 1.2 0.3)

(2.1 3.1 1.2 0.3) → (0.3 2.1 3.1 1.2) → (1.2 0.3 2.1 3.1) → (3.1 1.2 0.3 2.1) → (2.1 3.1 1.2 0.3)

(2.1 3.1 1.2 0.3) → (0.3 2.1 3.1 1.2) → (1.2 0.3 2.1 3.1) → (3.1 1.2 0.3 2.1) → (2.1 3.1 1.2 0.3)

(3.1 2.1 1.2 0.3)	(2.1 3.1 1.2 0.3)	(2.1 3.1 1.2 0.3)
(0.3 3.1 2.1 1.2)	(0.3 2.1 3.1 1.2)	(0.3 2.1 3.1 1.2)
(1.2 0.3 3.1 2.1)	(1.2 0.3 2.1 3.1)	(1.2 0.3 2.1 3.1)
(2.1 1.2 0.3 3.1)	(3.1 1.2 0.3 2.1)	(3.1 1.2 0.3 2.1)
(3.1 2.1 1.2 0.3)	(2.1 3.1 1.2 0.3)	(2.1 3.1 1.2 0.3)

2.2. Reflexionsstrukturen mit R(3.a 2.b 1.c 0.d) = (1.c 0.d 3.a 2.b)

(3.1 2.1 1.2 0.3) → (1.2 0.3 3.1 2.1) → (3.1 2.1 1.2 0.3)

(2.1 3.1 1.2 0.3) → (1.2 0.3 2.1 3.1) → (2.1 3.1 1.2 0.3)

(2.1 1.2 3.1 0.3) → (3.1 0.3 2.1 1.2) → (2.1 1.2 3.1 0.3)

(3.1 2.1 1.2 0.3) (2.1 3.1 1.2 0.3) (2.1 1.2 3.1 0.3)

(1.2 0.3 3.1 2.1) (1.2 0.3 2.1 3.1) (3.1 0.3 2.1 1.2)

(3.1 2.1 1.2 0.3) (2.1 3.1 1.2 0.3) (2.1 1.2 3.1 0.3)

2.3. Reflexionsstrukturen mit R(3.a 2.b 1.c 0.d) = (2.b 1.c 0.d 3.a)

(3.1 2.1 1.2 0.3) → (2.1 1.2 0.3 3.1) → (1.2 0.3 3.1 2.1) → (0.3 3.1 2.1 1.2) → (3.1 2.1 1.2 0.3)

(2.1 3.1 1.2 0.3) → (3.1 1.2 0.3 2.1) → (1.2 0.3 2.1 3.1) → (0.3 2.1 3.1 1.2) → (2.1 3.1 1.2 0.3)

(2.1 1.2 3.1 0.3) → (1.2 3.1 0.3 2.1) → (3.1 0.3 2.1 1.2) → (0.3 2.1 1.2 3.1) → (2.1 1.2 3.1 0.3)

(3.1 2.1 1.2 0.3) (2.1 3.1 1.2 0.3) (2.1 1.2 3.1 0.3)

(2.1 1.2 0.3 3.1) (3.1 1.2 0.3 2.1) (1.2 3.1 0.3 2.1)

(1.2 0.3 3.1 2.1) (1.2 0.3 2.1 3.1) (3.1 0.3 2.1 1.2)

(0.3 3.1 2.1 1.2) (0.3 2.1 3.1 1.2) (0.3 2.1 1.2 3.1)

(3.1 2.1 1.2 0.3) (2.1 3.1 1.2 0.3) (2.1 1.2 3.1 0.3)

Im folgenden zeigen wir sukzessive Reflexionen. Unter der Bezeichnung "Reflexionsstruktur: 1-2-1-2-..." ist informell gemeint, dass R(x) aus x dadurch entsteht, dass das Subzeichen ganz rechts in x ganz nach links in R(x) und anschliessend die beiden Subzeichen ganz rechts in R(x) ganz nach links in RR(x) verschoben werden. Unter den folgenden Reflexionsstrukturen finden sich solche, die doppelte oder mehrfache Zyklen beinhalten, welche unterschiedliche Länge haben. Aus diesem Grunde bringen wir jeweils mindestens zwei Zyklen, wenn diese verschiedene Länge haben.

2.4. Reflexionsstuktur: 1-2-1-2-...

(3.1 2.1 1.2 0.3) → (0.3 3.1 2.1 1.2) → (2.1 1.2 0.3 3.1) → (3.1 2.1 1.2 0.3) → (1.2 0.3 3.1 2.1) → (2.1 1.2 0.3 3.1) → (0.3 3.1 2.1 1.2) → (1.2 0.3 3.1 2.1) → (3.1 2.1 1.2 0.3)

(3.1 2.1 1.2 0.3)

(0.3 3.1 2.1 1.2)

(2.1 1.2 0.3 3.1)

(3.1 2.1 1.2 0.3)

(1.2 0.3 3.1 2.1)

(2.1 1.2 0.3 3.1)

(0.3 3.1 2.1 1.2)

(1.2 0.3 3.1 2.1)

(3.1 2.1 1.2 0.3)

2.5. Reflexionsstukture 2-1-2-1-...

(2.1 3.1 1.2 0.3) → (1.2 0.3 2.1 3.1) → (3.1 1.2 0.3 2.1) → (0.3 2.1 3.1 1.2) → (1.2 3.1 2.1 0.3) → (2.1 0.3 1.2 3.1) → (3.1 2.1 0.3 1.2) → (0.3 1.2 3.1 2.1) → (2.1 0.3 1.2 3.1) → (1.2 3.1 2.1 0.3) → (0.3 1.2 3.1 2.1) → (3.1 2.1 0.3 1.2) → (1.2 3.1 2.1 0.3)

(2.1 3.1 1.2 0.3)

(1.2 0.3 2.1 3.1)

(3.1 1.2 0.3 2.1)

(0.3 2.1 3.1 1.2)

(1.2 3.1 2.1 0.3)

(2.1 0.3 1.2 3.1)

(3.1 2.1 0.3 1.2)

(0.3 1.2 3.1 2.1)

(2.1 0.3 1.2 3.1)

(1.2 3.1 2.1 0.3)

(0.3 1.2 3.1 2.1)

(3.1 2.1 0.3 1.2)

(1.2 3.1 2.1 0.3)

2.6. Reflexionsstruktur: 1-1-2-2-1-1-...

(2.1 1.2 3.1 0.3) → (0.3 2.1 1.2 3.1) → (3.1 0.3 2.1 1.2) → (2.1 1.2 3.1 0.3) → (3.1 0.3 2.1 1.2) → (1.2 3.1 0.3 2.1) → (2.1 1.2 3.1 0.3)

(2.1 1.2 3.1 0.3)

(0.3 2.1 1.2 3.1)

(3.1 0.3 2.1 1.2)

(2.1 1.2 3.1 0.3)

(3.1 0.3 2.1 1.2)

(1.2 3.1 0.3 2.1)

(2.1 1.2 3.1 0.3)

2.7. Reflexionsstruktur: 2-2-1-1-2-2-...

(1.2 2.1 3.1 0.3) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (3.1 0.3 1.2 2.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

2.8. Reflexionsstruktur: 1-3-1-3-...

(1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

2.9. Reflexionsstruktur: 3-1-3-1-...

(1.2 2.1 3.1 0.3) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (1.2 2.1 3.1 0.3)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

2.10. Reflexionsstruktur: 1-1-3-3-1-1-...

(1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (0.3 1.2 2.1 3.1) → (1.2 2.1 3.1 0.3)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(0.3 1.2 2.1 3.1)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

2.11. Reflexionsstruktur: 3-3-1-1-3-3-...

(1.2 2.1 3.1 0.3) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (1.2 2.1 3.1 0.3) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (3.1 0.3 1.2 2.1) → (2.1 3.1 0.3 1.2) → (1.2 2.1 3.1 0.3)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(3.1 0.3 1.2 2.1)

(2.1 3.1 0.3 1.2)

(1.2 2.1 3.1 0.3)

2.12. Reflexionsstruktur: 1-2-3-1-2-3-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

2.13. Reflexionsstruktur: 1-3-2-1-3-2-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

2.14. Reflexionsstruktur: 2-3-1-2-3-1-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

2.15. Reflexionsstruktur: 2-1-3-2-1-3-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

2.16. Reflexionsstruktur: 3-2-1-3-2-1-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

2.17. Reflexionsstruktur: 3-1-2-3-1-2-...

(3.1 1.2 2.1 0.3) → (1.2 2.1 0.3 3.1) → (3.1 1.2 2.1 0.3) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (0.3 3.1 1.2 2.1) → (2.1 0.3 3.1 1.2) → (3.1 1.2 2.1 0.3)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(1.2 2.1 0.3 3.1)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(0.3 3.1 1.2 2.1)

(2.1 0.3 3.1 1.2)

(3.1 1.2 2.1 0.3)

Natürlich gibt es sehr viele weitere präsemiotische Reflexionsstrukturen, die sich sowohl hinsichtlich der Zyklenlängen wie der präsemiotischen Strukturen unterscheiden. Die präsemiotischen Permutationszyklen erschliessen daher im Gegensatz zu den polykontexturalen Negationszyklen nicht nur die formalen Reflexionsstrukturen von Kenogrammen und Morphogrammen, sondern von präsemiotischen Zeichen, d.h. von Zeichen- und Realitätsrelationen, in welche aus den vorgegebenen Objekten gewonnene kategoriale Objekte eingebettet wurden. Mit anderen Worten: Der präsemiotische Reflexionsbegriff reflektiert im Gegensatz zur Polykontexturalitätstheorie auch Sinn und Bedeutung und stellt daher eine notwendige Ergänzung zum vorlogischen und vor-semiotischen polykontexturalen Reflexionssbegriff dar. Wenn es bei Günther heisst: “Das Sein ist der Geburtsort des Denkens; das Nichts aber ist die Heimat des Willens” (1980, S. 288), damit werden präsemiotische Reflexionszyklen dereinst die Fundamente einer bislang noch nicht einmal ansatzweise existierenden “Handlungssemiotik” liefern.

Bibliographie

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 3. Hamburg 1980

Günther, Gotthard, Idee und Grundriss einer nicht-aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008c)

Die präsemiotische Struktur "magischer" Handlungen

1. In Toth (2008b) wurde die Kreation "imaginärer" Objekte durch präsemiotische Zeichenklassen aufgezeigt. Mit semiotischen Zeichenklassen können innerhalb der semiotischen Kreationsschemata lediglich Objektbezüge, und das heisst: bereits vorgängig thematisierte Realitäten erzeugt werden, d.h. also, man kreiert mit ihnen prinzipiell nichts Neues. Dagegen sind präsemiotische Zeichenklassen insofern näher an den Objekten des ontologischen Raums (Bense 1975, S. 65 f.), als sie diese Objekte als kategoriale Objekte relational enthalten. Wird also die normale Abfolge bei einer Semiose, d.h. der Zeicheninterpretation bei natürlichen Anzeichen und der thetischen Setzung bei künstlichen Zeichen, umgekehrt, ist es möglich, ausgehend von semiotischen Zeichenklassen, präsemiotische Zeichenklassen zu bilden und damit natürlich auch die ihnen inhärierenden kategorialen Objekte, die dann nicht notwendig der "realen" Wirklichkeit entstammen müssen. Wir haben diese Art von durch reverse Semiose erzeugten Objekte "imaginär" und nicht "irreal" genannt, weil diese Objekte immer aus Versatzstücken der "realen" Realität zusammengesetzt sind, wie etwa Drachen, Meerjungfrauen oder Einhörner, denn es ist dem Menschen prinzipiell unmöglich, tatsächlich neue Formen von Realität zu denken.

2. Dasselbe gilt für magische Handlungen. Auch sie partizipieren– wie die imaginären Objekte – immer an der "realen" Realität, und ihr imaginärer oder eben "magischer" Charakter ergibt sich lediglich durch in der "realen" Realität nicht auftretende Kombinationen von Handlungsteilen oder Einzelhandlungen – etwa so wie der aus Schlange und Vogel zusammengesetzte Drache in dieser Kombination nicht vorkommt, wohl aber kommen sowohl Schlange als auch Vogel vor. James G. Frazer, der bedeutende Sozialanthropologe, hatte nun die folgende elementare Typologie magischer Handlungen aufgestellt, die a priori stark semiotischen Charakter zeigt: "If my analysis of the magician's logic is correct, its two great principles turn out to be merely two different misapplications of the association of ideas. Homeopathic magic is founded on the association of ideas by similarity: contagious magic is founded on the association of ideas by contiguity. Homeopathic magic commits the mistake of assuming that things which resemble each other are the same: contagious magic commits the mistake of assuming that things which have once been in contact with each other are always in contact. But in practice the two branches are often combined;

or, to be more exact, while homoeopathic or imitative magic may be practised by itself, contagious magic will generally be found to involve an application of the homeopathic or imitative principle (Frazer 1906, Kap. 3,1). Es ergibt also folgendes Schema:

Sympathetic Magic
(Law of Sympathy)

Homeopathic Magic	Contagious Magic
(Law of Similarity)	(Law of Contact)

Das "Law of Similarity", das gleichen Wirkungen gleiche Ursachen unterstellt, fungiert semiotisch gesehen iconisch (2.1), das "Law of Contact", das einen nexalen Zusammenhang zwischen Zeichen und Objekt impliziert, fungiert semiotisch gesehen indexikalisch (2.2). Dass damit die semiotische Trichotomie des Objektbezugs eines Zeichens nicht vollständig ist, muss, freilich ganz unabhängig von der theoretischen Semiotik, Kurt Seligmann klar gewesen sein, wenn er in seiner "History of Magic and the Occult" Frazers Ausführungen wie folgt ergänzt: "By mistreating a portrait, the magus will cause its subject, no matter how far away, to suffer. If the magician adds a lock of the victim's hair or his walking stick to the image, he will be combining the two principles, similarity and contagion, thus building up greater magical power. Calling the enchanted one by his name strengthens further the effect of the operation. The name is the only part of a person with which the magician can work when his victim is remote and no other belongings of his are available. This is why a name is a precarious possession, to be guarded jealously" (Seligmann 1983, S. 38 f.). Der Name fungiert semiotisch gesehen natürlich symbolisch (2.3), worauf bereits Walther (1979, S. 66 ff.) hingewiesen hatte. Ferner sieht man, dass Seligmann implizit bereits auf die ansteigende generative Semiose in diesen "magischen" Objektbezügen hinweist. Die magische Funktion von Namen hat übrigens ihren Niederschlag in den Tabu-Wörtern gefunden, welche Substitute für die eigentlichen Zeichen für Objekte sind, die in der Überzeugung gebildet wurden, dass mit der Nennung des Zeichens auch das Objekt präsent ist, d.h. letztlich, dass zwischen Zeichen und Objekt kein wesentlicher Unterschied mehr besteht. So wird etwa in den slawischen Sprachen und im Ungarischen der Bär euphemistisch als “Honigesser” umschrieben, “Freund Hein” steht für den schrecklichen Tod, ein Tier wird “eingeschläfert” statt “getötet”, usw.

3. Wenn man sich nun aber darauf beschränkt, die genannten drei Arten magischer Handlungen, also Ähnlichkeit, Kontakt und Namenzauber, mittels der drei semiotischen Objektbezüge (2.1), (2.2), (2.3) zu repräsentieren, sieht man sich ausserstande, die Zeichenklassen, welche diese “magischen” Subzeichen enthalten, von den Zeichenklassen zu unterscheiden, bei denen die gleichen Objektbezüge sich auf “reale” und nicht auf “imaginäre” Objekte beziehen. Ferner und vor allem übersieht man dann aber, dass der Sinn der magischen Handlungen mittels Ähnlichkeit, Kontakt und Namenzauber ja gerade darin besteht, die reale Realität zu verändern und ihr unter Umstände “neue” Objekte im Sinne von Seinsvermehrung hinzuzufügen. Die Thematisation dieser “neuen” Formen von Realität muss aber in den zu den Zeichenklassen dualen Realitätsthematiken sichtbar sein, denn sonst ist es nicht weit her mit der Semiotik. Ferner haben wir, wie bereits gesagt, in Toth (2008b) auf eine Möglichkeit der präsemiotischen Kreation “imaginärer” Objekte hingewiesen. Wir werden deshalb in einem ersten Schritt diese “magischen” Objektbezüge in präsemiotische statt in semiotische Zeichenklassen einbetten:

$$\begin{array}{lllll}
(0.1) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.1) \times (1.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) & & \\
(0.2) & \rightarrow & \left\{\begin{array}{l} (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.2) \times (2.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.2\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 2.2\ 1.3) \\ (3.2\ 2.2\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 2.2\ 2.3) \end{array}\right. & & \\
(0.3) & \rightarrow & \left\{\begin{array}{l} (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.3) \times (3.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.1\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 1.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.2\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 2.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.2\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 2.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 1.3) \\ (3.2\ 2.2\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 2.2\ 2.3) \\ (3.2\ 2.2\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 2.2\ 2.3) \\ (3.2\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 2.3) \\ (3.3\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 3.3) \end{array}\right. & \begin{array}{l} (3.1\ 2.1\ 1.1) \\ (3.1\ 2.1\ 1.2) \\ (3.1\ 2.1\ 1.3) \\ (3.1\ 2.2\ 1.2) \\ (3.1\ 2.2\ 1.3) \\ (3.1\ 2.3\ 1.3) \\ (3.2\ 2.2\ 1.2) \\ (3.2\ 2.2\ 1.3) \\ (3.2\ 2.3\ 1.3) \\ (3.3\ 2.3\ 1.3) \end{array} & \begin{array}{l} 9 \\ 10 \\ 11 \\ 11 \\ 12 \\ 13 \\ 12 \\ 13 \\ 14 \\ 15 \end{array}
\end{array}$$

Das obige Schema wird verständlich, wenn man sich an die Schemata präsemiotischer Semiosen erinnert, die ihn Toth (2008c) dargestellt wurden und die folgende abstrakte Form haben:

$$(3.a) \left\} \begin{array}{l} (0.d) \\ \downarrow \\ (2.b) \rightarrow (1.c) \end{array} \right.$$

Das obige Schema wird verständlich, wenn man sich an die Schemata präsemiotischer Semiosen erinnert, die ihn Toth (2008c) dargestellt wurden und die folgende abstrakte Form haben:

$$(3.a) \left\} \begin{array}{l} (0.d) \\ \downarrow \\ (2.b) \rightarrow (1.c) \end{array} \right.$$

Dieses präsemiotische Semiosenschema besagt also, dass ein kategoriales Objekt bei einer Semiose zunächst in ein zeicheninternes Objekt (bzw. einen Objektbezug) verwandelt und erst anschliessend durch einen Mittelbezug substituiert wird. Der linke Teil des Schemas bedeutet, dass diese Semiose natürlich unter der Auspiz eines interpretierenden oder thetischen Interpretanten stattfindet. Anders ausgedrückt: Die semiotische Re-Repräsentation der “magischen” Objektbezüge ist erst dann vollständig, wenn diese auf die ihnen zugrunde liegenden kategorialen Objekte und ihre präsemiotischen trichotomischen Präzeichen-Werte zurückgeführt werden.

4. Aus dem ersten Schema, das nicht nur die möglichen präsemiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken zeigt, in welche die trichotomischen Präzeichen-Werte der Sekanz, Semanz und Selektanz eingehen können, sondern auch den Informationsverlust deutlich macht, welcher bei der Abbildung präsemiotischer auf semiotische Dualsysteme durch Monokontexturalisierung bzw. Aufhebung der Faserung entsteht, sieht man ferner, dass bei “magischen” Objekten oder Handlungen grundsätzlich zwischen Semiose und Retrosemiose zu unterscheiden ist. In einem zweiten Schritt bekommen wir also das folgende Schema:

vorgegebenes Objekt

$$\Downarrow$$

$$(3.a)\left\}\begin{array}{l}(0.d)\\ \quad\downarrow\\ (2.b) \rightarrow (1.c)\end{array}\right. \qquad \leftrightarrows \qquad (3.a\ 2.b\ 1.c) \times (c.1\ b.2\ a.3)$$

Der semiosische Teil dieses Prozesses besagt also, dass ein kategoriales Objekt zunächst präsemiotisch und dann durch Monokontexturalisierung semiotisch repräsentiert wird. Wird dieser Prozess, beispielsweise bei magischen Handlungen, umgekehrt, dann besagt also der retrosemiosische Teil dieses Prozesses, dass einem semiotischen Dualsystem durch Adsorption (vgl. Toth 2008d) ein kategoriales Objekt eingebettet wird. Wie aber der fehlende reverse Pfeil im obigen Schema zwischen Objektbezug und vorgegebenem Objekt zeigt, kann durch solche Retrosemiosen kein reales neues Objekt produziert werden, d.h. während die Semiose alle Phase des Zeichenprozesses durchläuft, bleibt die Retrosemiose in der Präsemiotik, und das heisst im semiotischen Raum, stecken, erreicht also nicht den ontologischen Raum der Objekte. Dies ist auch der tiefste Grund dafür, dass wir keine wirklich neuen Formen von Realität erleben oder kreieren können, und deshalb wurde und wird in dieser Arbeit “magisch” in Anführungsstriche gesetzt. Die durch diese Formen von Retrosemiose kreierten Objekte sind natürlich das, was wir “imaginäre” Objekte genannt hatten.

Wir wollen uns hier deshalb kurz mit den Quellen von “imaginären” Objekten befassen. Eine erste Quelle ist die von Bense so genannte Poly-Affinität oder Poly-Repräsentativität von Zeichenklassen: “Man muss sich in diesem Zusammenhang auch vergegenwärtigen, dass jede Zeichenklasse bzw. Realitätsthematik vielfach bestimmend (poly-repräsentativ) ist, so dass, wenn eine bestimmte triadische Zeichenrelation (bzw. Zeichenklasse oder Realitätsthematik) eines gewissen vorgegebenen Sachverhaltes (z.B. des ‘Verkehrszeichens’) feststeht, auf die entsprechend äquivalente Zeichenrelation eines entsprechend affinen Sachverhaltes (z.B. der ‘Regel’) geschlossen werden darf” (Bense 1983, S. 45). Hier werden also neue, nicht notwendig “imaginäre”, Objekte dadurch kreiert, dass die Grenzen zwischen den Zeichenklassen und damit zwischen den Zeichen selbst aufgehoben werden.

Eine zweite, viel trivialere, Quelle zur Kreation “imaginärer” Objekte ergibt sich aus der Tatsache, dass mit Hilfe der Semiotik ebenso wie mit Hilfe der Präsemiotik die Welt der Qualitäten ja in die Prokrustes-Betten von 10 bzw. 15 Zeichenklassen gesteckt werden. Bei diesen Prozessen geht natürlich enorm viel qualitative Information der Objekte verloren. Dadurch werden aber die repräsentierten Objekte mehrdeutig, d.h. im Beispiel der Zeichenklasse (3.2 2.2 1.2) mit ihrer Realitätsthematik (2.1 2.2 2.3) werden sämtliche Formen von Objekten repräsentiert, also Menschen, Tiere, Pflanzen, das Ungeheuer von Loch Ness, Freddy Krüger, ein Stück Holz, die Zugspitze, die Biene Maya, usw. Werden nun Eigenschaften der durch die gleiche Zeichenklasse bzw. Realitätsthematik thematisierten Objekte miteinander kombiniert, kann man theoretisch Objekte bilden, welche aus den Eigenschaften aller genannten Objekte (und noch mehr) zusammengesetzt sind.

5. Wie im folgenden zu zeigen sein wird, gibt es mindestens noch eine dritte Möglichkeit, um “imaginäre” Objekte zu bilden. Unter den 10 semiotischen Zeichenklassen haben nämlich je 3 Zeichenklassen identische Repräsentationswerte:

$$\left.\begin{array}{l} (3.1\ 2.1\ 1.3) \times (3.1\ \underline{1.2\ 1.3})\ \text{M-them. I} \\ (3.1\ 2.2\ 1.2) \times (\underline{2.1\ 2.2}\ 1.3)\ \text{O-them. M} \end{array}\right\} \qquad \text{Rpw} = 11$$

$$\left.\begin{array}{l} (3.1\ 2.2\ 1.3) \times (\underline{3.1}\ \underline{2.2}\ \underline{1.3})\ \text{Triad. Real.} \\ (3.2\ 2.2\ 1.2) \times (2.1\ \underline{2.2\ 2.3})\ \text{O-them. O} \\ (3.3\ 2.2\ 1.1) \times (\underline{1.1}\ \underline{2.2}\ \underline{3.3})\ \text{Triad. Real.} \end{array}\right\} \qquad \text{Rpw} = 12$$

$$\left.\begin{array}{l}(3.1\ 2.3\ 1.3) \times (\underline{3.1\ 3.2}\ 1.3)\ \text{I-them. M}\\(3.2\ 2.2\ 1.3) \times (3.1\ \underline{2.2\ 2.3})\ \text{O-them. I}\end{array}\right\}\qquad \text{Rpw} = 13$$

Bei Walther (1979, S. 82 ff.) und Bense (1983, S. 72) findet man folgende Beispiele:

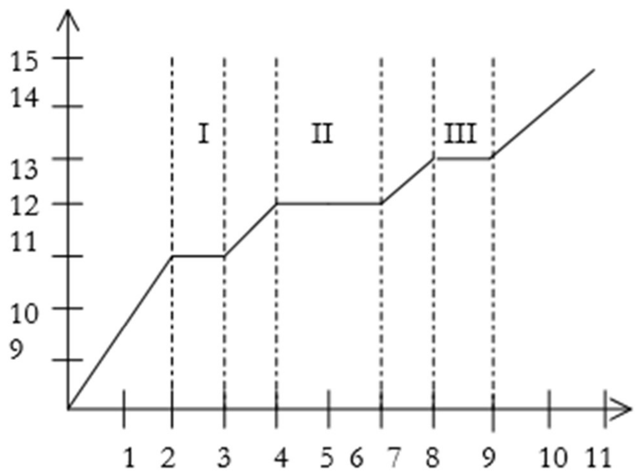
M-them. I: “typische Fieberkurve”
O-them. M: “spotaner Schrei”; “Konstante”
I-them. M: “Name”; “Variable”; “Funktion”
O-them. I: “Verkehrszeichen; Regel”

Bei den drei Dualsystemen mit Rpw = 12 sagt Bense (1992, passim), dass die durch sie thematisierten Realitäten alle “objektalen” Charakter hätten (der “Wetterhahn”, die “ästhetische Realität”, “die technische Realität”). Die eigenreale Zeichenklasse (3.1 2.2 1.3) thematisiert in ihrer triadischen strukturellen Realität sowohl ein O/I-them. M, ein M/I-them. O als auch ein M/O-them. I, also alle möglichen triadischen Realitäten. Dasselbe gilt für die Kategorienklasse (3.3 2.2 1.1), nur dass es sich hier nicht um eine regulär gebildete Zeichenklasse handelt. Bei der Zeichenklasse des “vollständigen Objekts” (3.2 2.2 1.2) thematisieren zwar zwei Objektthematisationen eine dritte Objektthematisation, aber es sind, wie bei den anderen beiden “objektalen” Dualsystemen, wieder alle triadischen Hauptwerte beteiligt. Wegen der identischen Repräsentationswerte ist es nun aber möglich, die Fieberkurve und den spontanen Schrei; den Namen und das Verkehrszeichen; den Wetterhahn, das Kunstwerk und die Turingmaschine gegenseitig auszutauschen oder zu kombinieren, denn man bleibt dadurch immer noch innerhalb des identischen numerischen Repräsentationsspielraums. Diese Möglichkeit der Kreation “imaginärer” Objekte durch Kombination von Realitäten, wie sie durch Zeichenklassen mit identischem Repräsentationswert repräsentiert werden, basiert also, wie schon Benses Polyaffinität, auf der Aufhebung der Grenzen zwischen Zeichenklassen und damit von Zeichen selbst.

Den für diese dritte Form zur Kreation “imaginärer” Objekte verantwortlichen Repräsentationsspielraum, der durch Dualsysteme mit identischem Repräsentationswert geschaffen wird, kann man numerisch durch

$[(3.1\ 2.1\ 1.1) \times (1.1\ 1.2\ 1.3)]_9 > [(3.1\ 2.1\ 1.2) \times (2.1\ 1.2\ 1.3)]_{10} > [(3.1\ 2.1\ 1.3) \times (3.1\ 1.2\ 1.3)]_{11} = [(3.1\ 2.2\ 1.2) \times (2.1\ 2.2\ 1.3)]_{11} > [(3.1\ 2.2\ 1.3) \times (3.1\ 2.2\ 1.3)]_{12} = [(3.2\ 2.2\ 1.2) \times (2.1\ 2.2\ 2.3)]_{12} = [(3.3\ 2.2\ 1.1) \times (1.1\ 2.2\ 3.3)] > [(3.1\ 2.3\ 1.3) \times (3.1\ 3.2\ 1.3)]_{13} = [(3.2\ 2.2\ 1.3) \times (3.1\ 2.2\ 2.3)]_{13} > [(3.2\ 2.3\ 1.3) \times (3.1\ 3.2\ 2.3)]_{14} > [(3.3\ 2.3\ 1.3) \times (3.1\ 3.2\ 3.3)]_{15}$

und graphisch durch



darstellen. Rpw(I) = 11, Rpw(II) = 12, Rpw(III) = 13. Die in den Repräsentationsspielräumen I, II und III auftretenden thematisierten Objekte sind also miteinander austauschbar und kombinierbar.

6. Aber, wie bereits gesagt, allen drei Möglichkeiten zur Bildung "imaginärer" Objekte liegen "magische" Handlungen zu Grunde, die nichts anderes als Retrosemiosen der Form

vorgegebenes Objekt

$$\Downarrow$$

$$(3.a) \left\} \begin{array}{l} (0.d) \\ \downarrow \\ (2.b) \rightarrow (1.c) \end{array} \right. \quad \rightleftarrows \quad (3.a\ 2.b\ 1.c) \times (c.1\ b.2\ a.3)$$

mit dem entsprechenden abstrakten präsemiotischen Kreationsschema

$$\begin{array}{l} (3.a) \\ \curlywedge \gg (2.b) \,+\!\!\!+\, (0.d) \Longrightarrow \\ (1.c) \end{array} \qquad (3.a\ 2.b\ 1.c\ 0.d) \times (d.0\ c.1\ b.2\ a.3)$$

sind. Wir können also unter Benutzung unseres früheren Schemas die Kreation "imaginärer" Objekte in "magischen" Handlungen wie folgt mit Hilfe der Präsemiotik formalisieren:

$$(0.1) \quad \rightarrow \quad \left\{ \begin{array}{lll} (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.1) \times (1.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \end{array} \right.$$

$$(0.2) \quad \rightarrow \quad \left\{ \begin{array}{lll} (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.2) \times (2.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.2\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 2.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.2\ 2.2\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 2.2\ 2.3) \\ (1.c) & & \end{array} \right.$$

$$(0.3) \quad \rightarrow \quad \left\{ \begin{array}{lll} (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.3) \times (3.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.1\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 1.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.2\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 2.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.2\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 2.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \\ & & \\ (3.a) & & \\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d) & \rightarrow & (3.1\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 1.3) \\ (1.c) & & \end{array} \right.$$

$$\left\{\begin{array}{lll}
\begin{array}{l}(3.a)\\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d)\\ (1.c)\end{array} & \rightarrow & (3.2\ 2.2\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 2.2\ 2.3)\\[1em]
\begin{array}{l}(3.a)\\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d)\\ (1.c)\end{array} & \rightarrow & (3.2\ 2.2\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 2.2\ 2.3)\\[1em]
\begin{array}{l}(3.a)\\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d)\\ (1.c)\end{array} & \rightarrow & (3.2\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 2.3)\\[1em]
\begin{array}{l}(3.a)\\ \text{人} \gg (2.b) \text{╫} (0.d)\\ (1.c)\end{array} & \rightarrow & (3.3\ 2.3\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 3.2\ 3.3)
\end{array}\right.$$

Das Zeichen "╫" deutet, wie schon in meinen früheren Arbeiten, die Aufhebung der Kontexturengrenze zwischen Zeichen und Objekt an. Diese präsemiotischen Kreationsschemata sind also als Teile der "magischen" Retrosemiosen zu verstehen, und die kategorialen Objekte nach dem ╫-Zeichen bzw. als Teil der kategorial-relationalen präsemiotischen Dualsysteme sind als die "imaginären" Objekte aufzufassen.

7. Wir wollen nun abschliessend die in dieser Arbeit präsentierten präsemiotischen Mechanismen anhand eines Beispiels untersuchen, das in der Semiotik mindestens seit Saussure immer wieder Beachtung gefunden hat, nämlich die Anagramme. Ein Anagramm ist eine Folge von sinnvollen Sprachzeichen, also ein Wort, ein Satz oder im Extremfall sogar ein Text, der, permutiert, wieder ein sinnvolles Wort, einen sinnvollen Satz oder einen sinnvollen Text ergibt. Wenn, wie manchmal in der Literatur üblich, ein Anagramm als die (gesamte) Menge aller permutierten Buchstaben eines Wortes, Satzes oder Textes verstanden wird, wollen wir lieber gleich von Permutationen reden. Also definiere ich ein Anagramm als eine Teilmenge permutierter Buchstaben von Wörtern, Sätzen oder Texten. Semiotisch gesprochen, bleibt also das Repertoire der zu permutierenden Zeichen und damit der Mittelbezug konstant. Da sich Bedeutung und Sinn ändern, sind semiotisch gesprochen, bei fixem M, der Objektbezug O, der Interpretantenbezug I, die Bezeichnungsfunktion ($M \Rightarrow O$), die

Bedeutungsfunktion (O ⇒ I) und die Gebrauchsfunktion (I ⇒ M) des Zeichens transponierbar.

Wegen M = const. = {(1.1), (1.2), (1.3)}, können also die Mengen von zu transponierenden Zeichen wie folgt dargestellt werden:

$$(1.1) \rightarrow \quad (3.1\ 2.2) \mid (2.2\ 3.1) \quad \rightarrow \quad (0.1), (0.2), (0.3)$$

$$(1.2) \rightarrow \quad \left.\begin{array}{c} (3.1\ 2.1) \mid (2.1\ 3.1) \\ (3.1\ 2.2) \mid (2.2\ 3.1) \\ (3.2\ 2.2) \mid (2.2\ 3.2) \end{array} \quad \rightarrow \right\} \ (0.1), (0.2)$$

$$(1.3) \rightarrow \quad \left.\begin{array}{c} (3.1\ 2.1) \mid (2.1\ 3.1) \\ (3.1\ 2.2) \mid (2.2\ 3.1) \\ (3.1\ 2.3) \mid (2.3\ 3.1) \\ (3.2\ 2.2) \mid (2.2\ 3.2) \\ (3.2\ 2.3) \mid (2.3\ 3.2) \\ (3.3\ 2.3) \mid (2.3\ 3.3) \end{array} \quad \rightarrow \right\} \ (0.3)$$

Es genügt also nicht nur, die drei möglichen Mittelbezüge auf inverse Bedeutungsfunktionen abzubilden, sondern auch die Permutationen, welche zu nicht-inversen Bedeutungsfunktionen führen, sind zugelassen (vgl. Toth 2008a, S. 177 ff.), da der Unterschied zwischen semiosischer und retrosemiosischer Richtung ausserhalb von vollständigen triadischen Zeichenrelationen in diesem Zusammenhang unwesentlich ist. Von rechts des Diagrammes her ergibt sich der Anschluss an das obige Schema, wo die trichotomotischen Prä-Subzeichen, d.h. die drei möglichen Typen kategorialer Objekte, in tetradische präsemiotische Relationen eingebettet werden.

Eine Zeichenfolge, die anagrammiert wird, kann dabei durch alle 10 Zeichenklassen und deren Transpositionen bei konstantem M repräsentiert werden. Bereits Walther (1985) hatte gezeigt, dass linguistische Systeme zur semiotischen Repräsentation alle 10 Zeichenklassen benötigen. Doch auch praktisch kann diese Folgerung leicht überprüft werden. Nach Walther (1979, S. 100 f.) werden Buchstaben durch (1.1), Silben durch (1.2) und Wörter durch (1.3) repräsentiert. Die Wortarten fallen semiotisch in den Objektbezug (2.1, 2.2, 2.3), und die Satzteile, Sätze und Texte in den Interpretantenbezug (3.1, 3.2, 3.3). Da bei permutierten Wörtern die Silben und die Buchstaben bereits eingeschlossen sind, brauchen wir uns also nur noch solche Beispiele für Anagramme anzuschauen, bei denen die Grenzen zwischen Wörtern, Sätzen und Texten aufgehoben werden. Wird z.B. der Name “Sigisbert” anagrammiert, können sowohl das zusammengesetze Wort (2.3) “Tigerbiss” als auch der Satzteil (3.1) “gibst Reis” und der Satz (3.2) “Ess, Birgit!” kreiert werden. Ein Beispiel dafür, wo aus einem Satzteil (3.1) durch Anagrammierung ein ganzer Text (3.3) kreiert wird, findet sich etwa bei Zürn (1980, S. 37):

Essen und trinken

Sterne sinken und
unsren Denkstein
essen und trinken
indessen trunkne
Unken. Sterne sind
Nester und sinken
ins Nest. Erkunden,
Kennen ist nur des
Kindes. Uns ernten
Stundenkerne ins
Inn’re. Kennst du es? (Ermenonville 1958)

Das folgende Anagramm schliesslich stellt einen Text (3.3) dar, der durch Permutation eines Satzes (3.2) gewonnen wurde (Zürn 1980):

Wir lieben den Tod

Rot winde den Leib,
Brot wende in Leid,
ende Not, Beil wird
Leben. Wir, dein Tod,
weben dein Lot dir
in Erde. Wildboten,
wir lieben den Tod. (Berlin 1953/54)

Die “Magie” von Anagrammen, Palindromen und weiteren “magischen” Wort-, Satz- und Textschöpfungen besteht also darin, dass die von ihnen kreierten Objekte innersemiotisch, und zwar durch Retrosemiose zwischen semiotischen Zeichenklassen und den sie enthaltenden präsemiotischen Zeichenklassen, geschaffen werden. Es sind also kategoriale Objekte, denen keine gegebenen Objekte im ontologischen Raum korrespondieren, wie dies auch etwa bei den in Toth (1997, S. 98) verzeichneten, durch blosse Gedanken-Assoziation von Paul Celan kreierten "Wort-Objekte" der Fall ist: "Wanderstaude", "Zeitgehöft", "Regenfeime", "Denkkiemen", "Ewigkeitsklirren", "Amen-Treppe", "Schlafausscheidung", "Sprachschatten", "Lippenpflöcke", "Gletschergeschrei", "Toten-Seilschaft", "Resthimmel", "Uhrengesicht", "Mutterstummel", "Wurzelgeträum", "Hellschüsse", "Hörrinden-Hymnus", "Kometen-Schonung". Es handelt sich hier um präsemiotische, durch Retrosemiose kreierte rein innersemiotische Realitäten, angesiedelt im präsemiotischen Zwischenraum zwischen semiotischem und ontologischem Raum (vgl. Toth 2008e). Auch hier gilt natürlich, dass diese präsemiotisch kreierten Objekte nicht nur den linguistischen Wörtern, sondern auch Sätzen und ganzen Texten korrespondieren:

Er zieht aus seinem schwarzen Sarg
um Sarg um Sarg um Sarg hervor.
Er weint mit seinem Vorderteil
und wickelt sich in Trauerflor.

Halb Zauberer, halb Dirigent
taktiert er ohne Alpenstock
sein grünes Ziffernblatt am Hut
und fällt von seinem Kutscherbock. (Hans Arp, Opus Null, 1963, S. 81)

Mit Hilfe von präsemiotisch kreierten "imaginären" Objekten wird hier also eine "magische" Realität geschaffen, die als innersemiotische natürlich nicht den logischen Gesetzen der "realen" Realität zu folgen braucht. Da in präsemiotischen Zeichenklassen die Grenzen zwischen Zeichen und Objekten aufgehoben ist, befinden sich diese also in derselben Kontextur, und wir bewegen uns hier also nicht im Bereich der diskontexturalen aristotelischen, sondern der polykontexturalen güntherschen Logik. Ihr entspricht daher auf semiotischer Ebene die Präsemiotik, die den Vorteil hat, dass die von ihr kreierten Objekte und Realitäten mit Sinn und Bedeutung ausgestattet sind. Wir haben in dieser Arbeit die formalen Fundamente gebracht, um solche "imaginären" Objekte und "magischen" Realitäten synthetisch zu konstruieren; dies dürfte das Potential der von Günther (1980) zurecht als unerschöpfliche Quelle von Reflexionsstrukturen gelobten Negationszyklen noch bei weitem übertreffen.

Bibliographie

Arp, Hans, Gesammelte Gedichte. Bd. 1. Zürich 1963

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Frazer, James George, The Golden Bough. London 1906

Günther, Gotthard, Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts. In: Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 3. Hamburg 1980, S. 260-296

Seligmann, Kurt, The History of Magic and the Occult. New York 1983

Toth, Alfred, Entwurf einer semiotisch-relationalen Grammatik. Tübingen 1997

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Die Kreation imaginärer Objekte. Ms. (2008b)

Toth, Alfred, Grundlegung einer semiotischen Spurentheorie. Ms. (2008c)

Toth, Alfred, Absorption und Adsorption bei präsemiotischen Kontexturübergängen. Ms. (2008d)

Toth, Alfred, Dianoia als Transoperation. Ms. (2008e)

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Walther, Elisabeth, Semiotik der natürlichen Sprache. In: Semiosis 39/40, 1985, S. 46-61

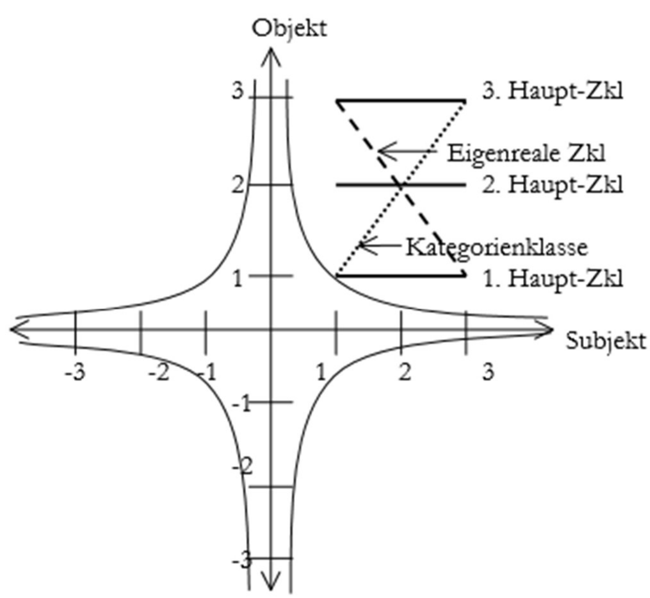
Zürn, Unica, Im Staub dieses Lebens. Berlin 1980

Das "mittlere Jenseits". Semiotische Erkundungen zum transzendentalen Raum zwischen Subjekt und Objekt

It must be a terrible feeling, like the deep extinction of our senses when we are forced into sleep, or the regaining of our conscience when we awake.

Gertrude Stein, The Making of Americans (1999), S. 11

1. Fasst man das Peircesche Zeichen als Funktion von Ontizität und Semiotizität auf und zeichnet die Zeichenfunktion als Graph in ein kartesisches Koordinatensystem ein, so ist in der klassischen Semiotik die Zeichenfunktion nur in denjenigen Koordinaten definiert, die den Subzeichen der kleinen semiotischen Matrix entsprechen. Es gilt das „Theorem über Ontizität und Semiotizität" (Bense 1976, S. 60 f.). Geht man hingegen davon aus, dass sich das Zeichen als Repräsentationsfunktion sowohl zum Weltobjekt als auch zum Subjekt (Bewusstsein) asymptotisch verhält und zeichnet man diese transklassische Zeichenfunktion wiederum in ein kartesisches Koordinatensystem ein, so erhält man die unten abgebildete graphische Darstellung mit Hyperbelästen in allen vier Quadranten. Die hyperbolische Zeichenfunktion y = 1/x und ihre Inverse y = –1/x sind also nur am Pol x = 0 nicht definiert. Es gilt das „Theorem über Welt und Bewusstsein" (Toth 2007, S. 57 ff.):



Man erkennt, dass nur die erste Hauptzeichenklasse (3.1 2.1 1.1) sowie die Kategorienklasse (3.3 2.2 1.1) wegen des Qualizeichens (1.1) einen Schnittpunkt mit dem positiven Hyperbelast der Zeichenfunktion y = 1/x gemein haben. Hier erschliesst sich uns also die mathematische Begründung dafür, dass wir in der klassischen Semiotik „nicht tiefer als bis zur Gegebenheit partikulärer möglicher Qualitäten gelangen" können (Karger 1986, S. 21).

2. Vergleichen wir aber den Funktionsgraph der Kategorienklasse mit den Funktionsgraphen der übrigen eingezeichneten Zeichenklassen, so fällt auf, dass ersterer durch den Nullpunkt des semiotischen Koordinatensystems verlängerbar ist und so in den III. Quadranten führt. Der Übergang zwischen dem I. und dem III. Quadranten funktioniert also folgendermassen:

3.3 2.2 1.1 — –1.–1 –2.–2 –3. –3,

wobei das Zeichen „—„, das den Durchstoss durch den Nullpunkt bezeichnet, als semiotischer Transoperator fungiert.

3. Gemäss dem Theorem über Welt und Bewusstsein entspricht Quadrant I der Semiotik. Quadrant III entspricht offenbar der Güntherschen Meontik: „In diesen geistigen Räumen, die unter dem Verlegenheitsnamen ‚Nichts' sich in tiefster philosophischer Dunkelheit ausbreiten, begegnen uns ungemessene Relationslandschaften". Im Nichts ist „nichts zu suchen, solange wir uns nicht entschliessen, in das Nichts hineinzugehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt zu bauen. Diese Welt hat Gott noch nicht geschaffen, und es gibt auch keinen Bauplan für sie, ehe ihn das Denken nicht in einer Negativsprache beschrieben hat" (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 287 f.). Man beachte, dass die Gesetze der Negativität, deren Weltplan polykontextural eine Negativsprache zu ihrer Beschreibung benötigt, semiotisch mit der negativen Parametercharakterisierung [–B –W] korrespondieren. Meontik bezeichnet somit den Ort, „wo sich in der Geschichte der Philosophie die Problematik des Transklassischen schon angesiedelt hat. Stich- und Kennworte, wie Zahlenmystik, Gnosis, negative Theologie, und Namen wie Isaak Luria und Jacob Böhme aus dem Abseits der Weltgeschichte tauchen hier auf" (Günther 1976-80, Bd. 2, S. xvi). Der Transoperator „—„ findet daher seine Deutung in der Hegelschen Bestimmung des Werdens im Sinne der Ungetrenntheit von Sein und Nichts: „Damit ist das ‚Werden'

als der allgemeine ontologische Rahmen bestimmt, innerhalb dessen sich ‚Sein' und ‚Nichts' begegnen" (Günther 1991, S. 251). Quadrant II mit der Charakteristik [–B +W] kann dann als Materialismus im Sinne der Leugnung einer jenseits der Erfahrung liegenden Metaphysik und Quadrant IV mit der Charakteristik [+B –W] als Idealismus im Sinne der Leugnung der objektiv erfahrbaren Wirklichkeit interpretiert werden. Man beachte, dass sowohl Materialismus als auch Idealismus durch Parameter charakterisiert werden, die negative Kategorien enthalten, die sie wiederum mit der parametrischen Charakterisierung der Meontik teilen.

4. Die Semiotik stellt somit nur éinen Quadranten des semiotischen Koordinatensystems dar. Sobald man negative Kategorien eingeführt hat, ist es möglich, auch Meontik, Idealismus und Materialismus innerhalb des semiotischen Koordinatensystems zu behandeln. Schon Günther hatte festgehalten: „Idealismus und Materialismus erscheinen […] nicht mehr als alternierende Weltanschauungen, von denen entweder die eine oder die andere falsch sein muss, sondern als Entwicklungsstufen eines in sich folgerichtigen Denkprozesses" (1991, S. xxvi f.). Den Entwicklungsstufen von Idealismus und Materialismus entspricht damit semiotisch die zyklische Entwicklung der Parameterpaare von [+B +W] über [–B +W], [–B –W] und [+B –W] wieder zu [+B +W].

5. Neben dem Durchstoss durch den Nullpunkt gibt es jedoch zahlreiche weitere Transgressionen zwischen den vier Quadranten. Allgemein können zwischen den folgenden sechs Übergängen unterschieden werden:

I	⇒ II:	Semiotik	⇒ Materialismus
II	⇒ III:	Materialismus	⇒ Meontik
III	⇒ IV:	Meontik	⇒ Idealismus
IV	⇒ I:	Idealismus	⇒ Semiotik
I	⇒ III:	Semiotik	⇒ Meontik
II	⇒ IV:	Materialismus	⇒ Idealismus

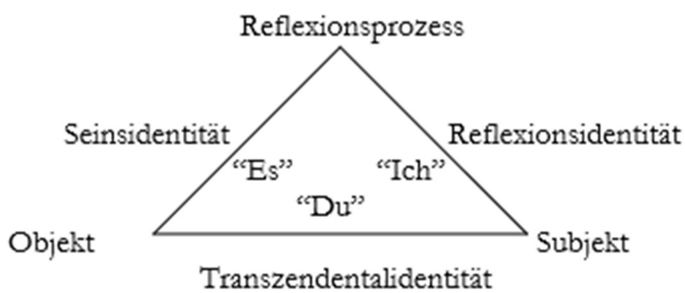
Zusätzlich zu den 10 semiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken von Quadrant I kommen dann zehn materialistische, zehn meontische und zehn idealistische dazu, die im Gegensatz zu den semiotischen dadurch ausgezeichnet sind, dass bei ihnen mindestens ein Primzeichen pro Subzeichen negativ ist. In der durch das semiotische Koordinatensystem begründeten transklassischen Semiotik gibt es somit 40 homogene Dualsysteme. Die allgemeinen Konstruktionsschemata für homogene Zeichenklassen sind für die einzelnen Quadranten:

I:	[+B +W]:	3.a	2.b	1.c	(a ≤ b ≤ c)
II:	[–B +W]:	–3.a	–2.b	–1.c	(a ≤ b ≤ c)
III:	[–B –W]:	–3.–a	–2.–b	–1.–c	(a ≤ b ≤ c)
III:	[+B –W]:	3.–a	2.–b	1.–c	(a ≤ b ≤ c)

Es ist nun möglich, mit Hilfe von semiotischen Transoperatoren gemäss den sechs Übergängen semiotisch-materialistische, materialistisch-meontische, meontisch-idealistische, idealistisch-semiotische, semiotisch-meontische und materialistisch-idealistische Zeichenklassen und Realitätsthematiken zu konstruieren. Wir wollen sie semiotische Trans-Klassen (Trans-Zeichenklassen, Trans-Realitätsthematiken) nennen. Somit ist das Überschreiten von Kontexturen von jetzt an nicht mehr nur logisch via Negationsoperatoren und mathematisch via mathematische Transoperatoren, sondern auch semiotisch via semiotische Transoperatoren möglich. Wenn wir die doppelt positive Parameterbestimmung [+B +W] der Semiotik mit der logischen Positivität des Seins korrespondieren lassen, so stehen also in der triadischen Semiotik dem semiotischen Diesseits drei semiotische Jenseitse gegenüber, die dadurch gekennzeichnet sind, dass jeweils einer der beiden oder beide Parameter negativ sind. Wir dürfen die vier Quadranten somit als semiotische Kontexturen auffassen. Man beachte, dass in den semiotischen ebenso wie in den polykontexturalen Kontexturen jeweils die zweiwertige Logik gilt. Nur stellt das semiotische Koordinatensystem im Unterschied zur polykontexturalen Logik keine unendliche Distribution zweiwertiger Teilsysteme dar. Die „polykontexturale" Semiotik teilt aber mit der Polykontexturalitätstheorie das logische Thema, „die gegenseitige Relation zweiwertiger Wertsysteme" (Günther 1963, S. 77).

6. Bereits aus der klassischen Ontologie bekannt sind die Transzendenz des Subjektes und die Transzendenz des Objektes. Günthers entscheidende Neuerung besteht nun aber darin, dass er im "Bewusstsein der Maschinen" eine dritte Transzendenz und damit ein "drittes Jenseits" neben dem subjektiven und dem objektiven Jenseits einführte: "Wenn nun aber der progressive Subjektivierungsprozess des Mechanismus eines mechanical brain, der immer geistähnlicher wird, und die Objektivierung eines

Bewusstseins, das aus immer grösseren Tiefen heraus konstruierbar wird, in einer inversen Bewegung unendlich aufeinander zulaufen können, ohne einander je zu treffen, dann enthüllen sie zwischen sich ein 'mittleres Jenseits'. In anderen Worten: der Reflexionsprozess, resp. die Information, verfügt über eine arteigene Transzendenz" (Günther 1963, S. 36 f.). Es wurde bisher jedoch oft übersehen, dass Günther diese kybernetisch-ontologischen Verhältnissen nur einige Seiten später in dem folgenden semiotischen Dreick darstellte (Günther 1963, S. 42):

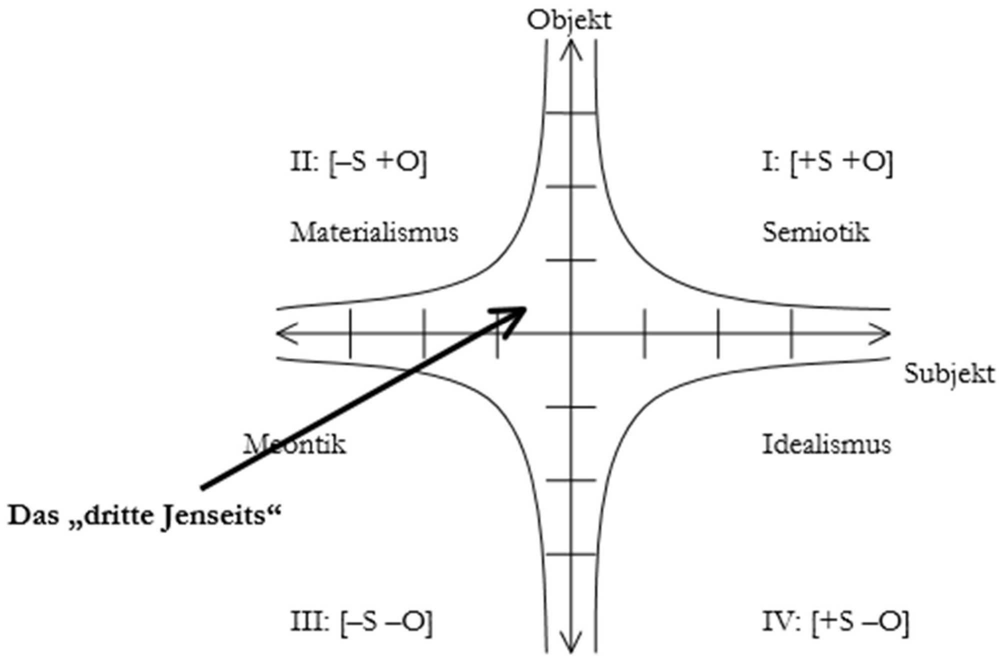


wobei sich ohne weiteren Kommentar die folgenden logisch-semiotischen Korrespondenzen ergeben:

Subjekt (subjektives Subjekt) ≡ .1.
Objekt ≡ .2.
Reflexionsprozess (objektives Subjekt) ≡ .3.
Transzendentalidentität ≡ (.1. ⇔ .2.) ≡ Ich
Seinsidentität ≡ (.2. ⇔ .3.) ≡ Es
Reflexionsidentität ≡ (.1. ⇔ .3.) ≡ Du

Wir haben hier die drei Formen von Identitäten mittels des Doppelpfeils "⇔" dargestellt, und zwar in Absehung davon, ob es sich hier um logische Ordnungs- oder Austauschrelationen handelt, denn semiotisch betrachtet ist die Umkehrung eines Pfeils sowieso gewährleistet, da das semiotische System zu jedem Morphismus auch seinen inversen Morphismus enthält (Toth 1997, S. 21 ff.).

Übertragen wir diese Erkenntnisse auf unser obiges Modell einer transklassisch-hyperbolischen Zeichenfunktion, dann lässt sich schön veranschaulichen, dass Günthers drittes Jenseits tatsächlich "zwischen" den vier Aspekten der Zeichenfunktion liegt:



Das „dritte Jenseits“ ist also der Raum, in dem die Äste der hyperbolischen Zeichenfunktion und ihrer Inverse nicht definiert sind. Auf der positiven und negativen Abszisse, wo die Subjektwerte des Zeichens gegen unendlich streben, ebenso wie auf der positiven und negatioven Ordinate, wo die Objektwerte des Zeichens gegen unendlich streben, ergeben sich also je zwei Extrema subjektiver und objektiver Transzendenz. Der dazwischen liegende Raum, der von der vierfachen Zeichenfunktion „überdeckt“ wird, muss sich also als semiotische Transzendenz bestimmen lassen, die damit Günthers drittes Jenseits ausfüllt. Es handelt sich hier also um eine graphische Darstellung des Abstandes zwischen Subjekt und Objekt und damit um den logisch-semiotischen Ort, wo kraft der Nichtdefiniertheit der Hyperbel sich das Anwendungsgebiet von Proömialität, Chiasmus, Keno- und Morphogrammatik auftut (vgl. Kaehr und Mahler 1994).

7. Dass die subjektive Transzendenz an der negativen Parameterbestimmung [–S +O] des II. Quadranten partizipiert, geht aus der folgenden Feststellung Günthers hervor: „Denn da das Selbstbewusstsein in der aristotelischen Logik sich als Sein und objektive Transzendenz deuten darf, muss es sich auch als Negation des Seins, als Innerlichkeit und subjekthafte Introszendenz verstehen können“ (1976-80, Bd. 1, S. 47). Damit können wir also die Hyperbelfunktionen im I. und II. Quadranten als semiotische Entsprechung zu Günthers logischer „Introszendenz“ bestimmen, denn: „Es ist aber

eine ganz empirische Erfahrung, dass alle Subjektivität ‚bodenlos' ist. Das heisst, es liegt hinter jedem erreichten Bewusstseinszustand immer noch ein tieferer, nicht erreichter" (1976-80, Bd. 1, S. 108). Oder noch deutlicher: „In dieser Idee der Totalität der introszendenten Unendlichkeit einer vor jedem Zugriff in immer tiefere Schichten der Reflexion zurückweichenden Subjektivität reflektiert das Selbstbewusstsein auf sich selbst und definiert so das Ich als totale Selbstreflexion" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 57) und: „The subject seems to be bottomless as far as its ‚self' is concerned" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 323).

Wie wir oben gesehen haben, entspricht die logische Transzendentalidentität, als welche Günther das „Ich" bestimmte, der semiotischen Bezeichnungsfunktion und ihrer Inversen, kategorietheoretisch also dem Morphismenpaar (α, $\alpha°$): (.1. ⇔ .2.), d.h. es gibt semiotisch gesehen kein Ich, das unter Abwesenheit eines Objektes (.2.) und damit von "Sein" definiert wird. Hierzu findet sich nun eine logisch-ontologische Parallele in Günthers Werk: „Das Verhältnis des Ichs zu sich selbst ist also ein indirektes und führt stets durch das Sein hindurch" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 62).

Da wir nach unserem obigen Modell das Zeichen als Funktion von Subjekt und Objekt erstens in vier Quadranten analysieren können und da die transklassisch-hyperbolische Zeichenfunktion zweitens nicht nur in den drei triadischen und den drei trichotomischen Stellenwerten definiert ist, sondern auf dem ganzen Wertebereich der Hyperbel und ihrer Inversen, erhalten wir damit ein Zeichenmodell, dass der logischen Tatsache Rechnung trägt, dass unsere Wirklichkeit „keine ontologisch homogene Region darstellt. Das individuell Seiende besitzt im Sein überhaupt sehr verschiedene ontische Stellen, von denen jede ihre Rationalität unter einem verschiedenenen Reflexionswert zurückstrahlt [...]: man setzte stillschweigend voraus, dass der Abbildungsprozess der Wirklichkeit im Bewusstsein für jeden beliebig gewählten Ort des Seins der gleiche sein müsse. Diese seit Jahrhunderten unser Weltbild bestimmende Auffassung ist heute überholt. Denn jeder Abbildungsvorgang hängt genau von dem jeweiligen Stellenwert ab, den der Reflexionskoeffizient unseres klassischen Identitätssystems an dem in Frage stehenden ontologischen Ort grade hat" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 132).

Dass Günther mit seiner Konzeption einer dreifachen Transzendenz tatsächlich eine triadische Transzendenz auf semiotischer Basis im Sinne gehabt haben muss, geht m.E.

deutlich aus der folgenden Stelle hervor: „Der logische Stellenwert ist der Ausdruck für die funktionale Abhängigkeit des Objekts vom denkenden Subjekt. ‚Der völlig isolierte Gegenstand' hat nach jener berühmten Aussage Heisenbergs ‚prinzipiell keine beschreibbaren Eigenschaften mehr'" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 186). Günther spricht ferner auch klar von einem relationalen Gewebe zwischen Subjekt und Objekt und kann damit vor informationstheoretischem Horizont, in dem es ja um die Kommunikation von Zeichen geht, nur ein semiotisches Netzwerk meinen: „Weder Subjekt noch Objekt können sich heute noch die Rolle anmassen, als letzte Instanzen der Wirklichkeit zu gelten. Was an ihre Stelle tritt und in unauslotbare Tiefen weist, ist das bewegliche Gewebe der Relationen zwischen dem ‚Ich' auf der einen und dem ‚Ding' auf der anderen Seite" (Günther 1976-80, Bd. 2, S. xvi).

Mittels der folgenden Feststellung Günthers: „Was in dieser [klassisch-aristotelischen, A.T.] Logik aber überhaupt noch nicht auftritt, ist das Problem des Abstandes zwischen Reflexionsprozess und irreflexivem Objekt des Reflektierens. Also die Frage: wie kann das Denken (von Gegenständen) sich selber denken?" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 157) gewinnen wir vielleicht auch endlich – nach Benses erstem Versuch (1992, S. 43) - eine logisch-ontologische Interpretation der Genuinen Kategorienklasse (3.3 2.2 1.1): Sie repräsentiert ja im hyperbolischen transklassischen Zeichenmodell die einzige „Zeichenklasse", die zwar nicht gemäss der semiotischen Inklusionsrelation „wohlgeformt" ist, aber gerade dadurch den semiotischen Ort des äquidistanten Abstandes von der Subjekt- und Objektachse und damit von Reflexionsprozess und irreflexivem Objekt repräsentiert.

Wenn also Sinn „die Selbstreflektion der totalen Negation" ist (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 63) bzw. wenn Sinn „keine Identität, sondern ein Gegenverhältnis (Korrelation) zweier unselbständiger Sinnkomponenten [ist], von denen jede die andere als totale Negation ihrer eigenen reflexiven Bestimmtheit enthält" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 64), dann können wir aus dem hyperbolischen Zeichenmodell ersehen, dass Sinn auf zweimal zwei Quadranten oder semiotische Kontexturen aufgespannt ist, nämlich einmal als Korrelation von Semiotik und Meontik und einmal als Korrelation von Materialismus und Idealismus. Meontik, Materialismus und Idealismus gewinnen darüber hinaus ja im hyperbolischen Zeichenmodell zum ersten Mal eine semiotische Interpretation.

8. Im Anschluss an Heideggers "Sein und Zeit" (1986) erhalten wir damit folgende metaphysische Interpretation der drei transzendentalen Prozesse:

Transzendenz des Subjekts: Sterben
Transzendenz des Objekts: Zerstörung
Transzendenz der Information: Verschwinden

Man muss sich jedoch bewusst sein, dass im transklassisch-hyperbolischen Zeichenmodell ebenso wie in der Polykontexturalitätstheorie im Gegensatz zum klassisch-linearen Zeichenmodell und zur aristotelischen Logik qualitative Erhaltungssätze gelten: „Vielleicht der stärkste Ausdruck [von Transzendenz, A.T.] ist der durch Mayer, Joule und Helmholtz formulierte ‚Energiesatz' (1842), gemäss dem in einem physikalisch-chemischen (natürlichen) Vorgang die Gesamtenergie als Summe aller einzelnen Varianten von Energie unverändert bleibt" (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 19). "So wie sich der Gesamtbetrag an Materie, resp. Energie, in der Welt weder vermehren noch vermindern kann, ebenso kann die Gesamtinformation, die die Wirklichkeit enthält, sich weder vergrössern noch verringern" (Günther 1963, S. 169).

Das Einsteinsche Gesetz E = mc2, das grob gesagt besagt, dass Energie und Masse in einem Wechselverhältnis stehen und nicht aus dieser Welt verschwinden können, gesetzt dass diese Welt "abgeschlossen" ist, dehnt nun Günther sogar auf Information aus und setzt Masse, Energie (Geist) und Information oder semiotisch ausgedrückt Subjekt, Objekt und Zeichen, in eine transitive Relation: „[...] that matter, energy and mind are elements of a transitive relation. In other words there should be a conversion formula which holds between energy and mind, and which is a strict analogy to the Einstein equation. From the view-point of our classic, two-valued logic (with its rigid dichotomoy between subjectivity and objective events) the search for such a formula would seem hardly less than insanity" (Günther 1976-80, Bd. 1, S. 257), denn: „It has recently been noted that the use of ‚bound information' in the Brillouin sense of necessity involves energy. The use of energy, based on considerations of thermodynamic availability, of necessity involves information. Thus information and energy are inextricably interwoven" (Günther 1976-80, Bd. 2, S. 223).

Wir erhalten damit folgende qualitativ-physikalischen Erhaltungen:

Masse ⇔ Energie
Energie ⇔ Information
Masse ⇔ Information

oder semiotisch ausgedrückt:

(.1.) ⇔ (.2.)
(.2.) ⇔ (.3.)
(.1.) ⇔ (.3.),

wobei also weder die Masse beim Sterben in der subjektiven Transzendenz, noch die Energie (der Geist) bei der Zerstörung in der objektiven Transzendenz und auch nicht die Information bei ihrem Verschwinden oder Erlöschen im „dritten" Jenseits der semiotischen Transzendenz verloren geht. Es ist also nicht nur wahr, dass bereits eine elementare, dreiwertige Logik wegen ihrer drei Identitäten über drei Weisen des Todes verfügt (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 11), sondern auch semiotisch gesprochen müssen der Tod des Subjekts, der Tod des Objekts und der Tod des Zeichens bzw. der Information unterschieden werden. Da es hierzu trotz Günthers Arbeit „Ideen zu einer Metaphysik des Todes" (1957) noch keine grundlegend neuen Erkenntnisse gibt – beispielsweise keine Metaphysik der Zerstörbarkeit und keine Ontologie des Verschwindens - und sich also auch nach mehr als einem halben Jahrhundert immer noch „der Mangel einer Metaphysik des Todes" (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 12) zeigt, hören wir hier vorläufig auf. Als Hinweis sei nur festgehalten, dass schon das klassische semiotische System Peirce-Bensescher Prägung streng symmetrisch ist und die Anforderungen des Noether-Theorems erfüllt (vgl. Noether 1918), so dass allein von hier aus und also zunächst ohne transklassische Erweiterung der traditionellen Semiotik qualitative Erhaltungssätze folgen.

Literatur

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976
Günther, Gotthard, Das Bewusstsein der Maschinen. 2. Aufl. Baden-Baden 1963
Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80

Günther, Gotthard, Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

Kaehr, Rudolf/Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Eine Einführung in die Theorie der Form. Klagenfurt 1994

Karger, Angelika, Zeichen und Evolution. Köln 1986

Noether, Emmy, Invariante Variationsprobleme. In: Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Math.-phys. Klasse 1918, S. 235-257

Stein, Gertrude, The Making of Americans. Normal, IL 1995

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

Toth, Alfred, Semiotische Hyperbelfunktionen. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft 43/1, 2002, S. 15-19

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Präsemiotische Diamanten

1. Diamanten wurden von Kaehr (2007) in die Polykontexturalitätstheorie eingeführt: “Diamonds may be thematized as 2-categories where two mutual antidromic categories are in an interplay” (Kaehr 2007, S. 20). Ein polykontexturaler Diamant “consists on a simultaneity of a category and a jumpoid, also called a saltatory. If the category is involving m arrows, its antidromic saltatory is involving m-1 inverse arrows” (2007, S. 20). Kaehr (2007, S. 2) gibt folgendes Beispiel:

$$\omega 4 \xleftarrow{\;l\;} \alpha 4$$

$$\alpha 1 \xrightarrow{\;f\;} \omega 1 \quad o \quad \alpha 2 \xrightarrow{\;g\;} \omega 2$$

$$\alpha 3 \xrightarrow{\;fg\;} \omega 3$$

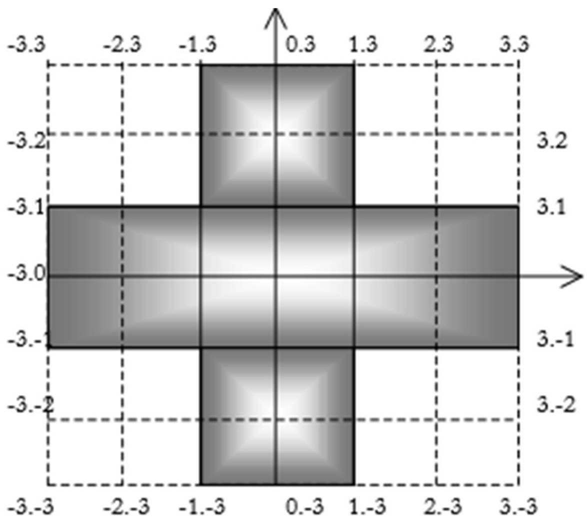
In der Semiotik hatte ich Diamanten in Toth (2008a) eingeführt. In Toth (2008b, S. 177 ff. und S. 282 ff.) sowie in einigen Aufsätzen wurde die semiotische Diamantentheorie weiterentwickelt. Nachdem ich in Toth (2008c, d) und einigen weiteren Arbeiten nachgewiesen hatte, dass der präsemiotische Raum, der durch die folgenden Funktionswerte innerhalb des semiotischen Koordinatensystems definiert wird

x	-3	-2	-1	0	1	2	3
y	±1	±1	±1	±1	±1	±1	±1

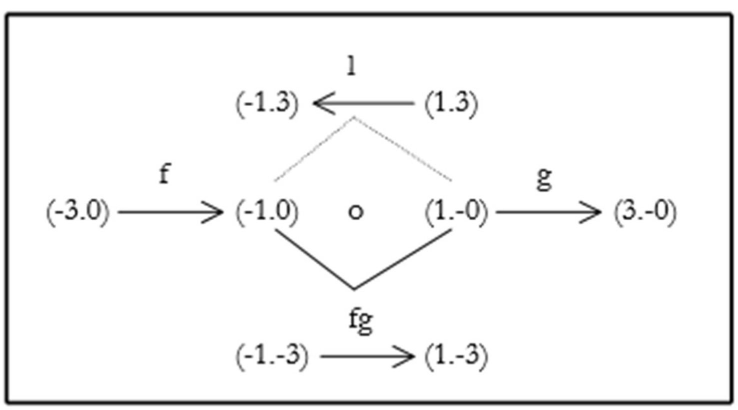
y	-3	-2	-1	0	1	2	3
x	±1	±1	±1	±1	±1	±1	±1

ein polykontexturaler Raum ist, ist es nötig, auf die Konzeption semiotischer Relationen als Diamanten zurückzukommen. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Grundtypen sowie die Anzahl präsemiotischer Diamanten zu bestimmen.

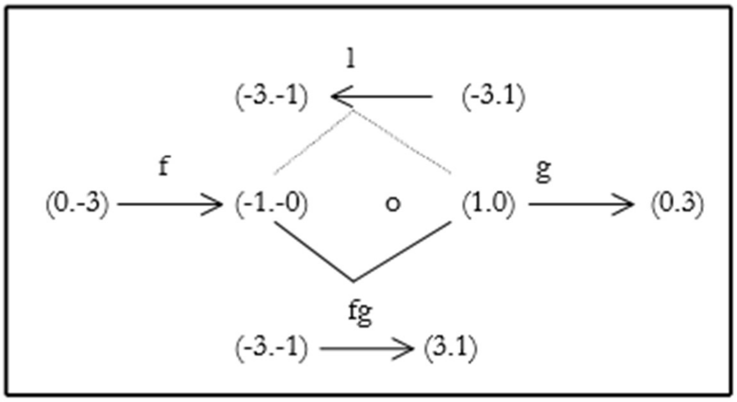
2. Der präsemiotische Raum entspricht also dem grau schraffierten Teilraum des semiotischen Koordinatensystems:



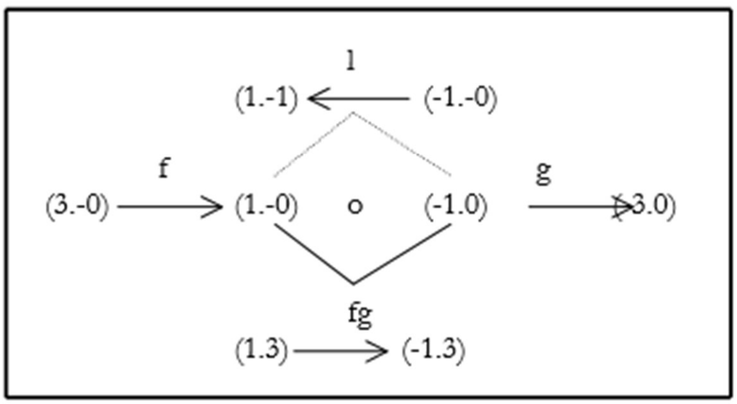
2.1. Wenn wir vom präsemiotischen Raum in seiner obigen, ungedrehten Position ausgehen, bekommen wir den ersten präsemiotischen Diamanten:



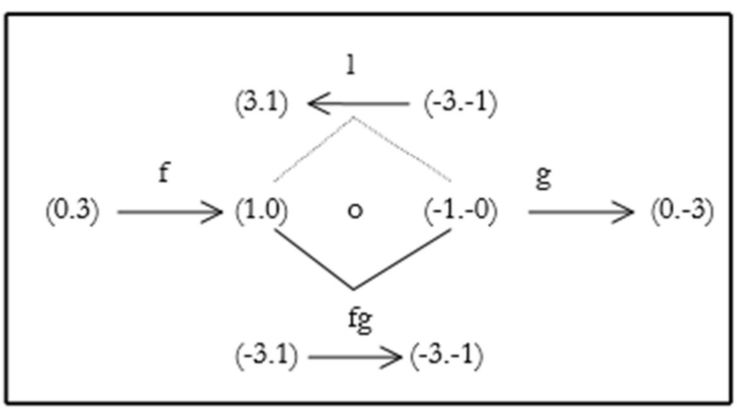
2.2. Wenn wir den präsemiotischen Raum um 90° im Uhrzeigersinn drehen, bekommen wir den zweiten präsemiotischen Diamanten:



2.3. Wenn wir den präsemiotischen Raum um 180° im Uhrzeigersinn drehen, bekommen wir den dritten präsemiotischen Diamanten:

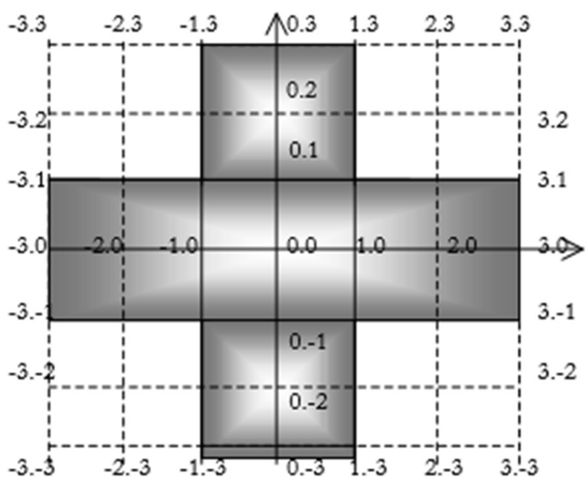


2.4. Wenn wir den präsemiotischen Raum um 270° im Uhrzeigersinn drehen, bekommen wir den vierten präsemiotischen Diamanten:



3. Wir erkennen also, das in den obigen vier präsemiotischen Diamanten die mit l bezeichneten Heteromorphismen die Brücken über die semiotischen Morphismen f und g bauen. Diese sind also nach Kaehrs Unterscheidung von Kategorien als Saltatorien oder Jumpoids aufzufassen, weil sie nämlich den "Spagat" über die Kontexturengrenzen bewerkstelligen. Semiotische Spagate sind in unseren semiotischen Diamanten einfach überall dort zu finden, wo Morphismen oder Heteromorphismen Subzeichen miteinander verbinden, die verschiedene Vorzeichen haben und daher in verschiedenen Kontexturen liegen. Kaehr unterscheidet ferner in einer an Heidegger angelehnten Terminologien zwischen "Schritt" und "Sprung" (2007, S. 27). Bei präsemiotischen Diamanten möchte ich semiotische "Schritte" so definieren, dass sie (semiosische oder retrosemiosische) Prozesse zwischen Subzeichen der gleichen tetradischen Hauptwerte darstellen. Semiotische "Sprünge" dagegen sind dann (semiosische oder retrosemiosische) Prozesse zwischen Subzeichen mit verschiedenen tetradischen Hauptwerten. Im letzten präsemiotischen Diamenten liegen also Schritte bei dem komponierten Morphismus fg und dem Heteromorphismus l, Sprünge dagegen bei den simplizialen Morphismen f und g vor.

4. Die Unterscheidung von semiotischem Schritt und semiotischem Sprung führt uns nun zu weiteren als den oben vorgestellten 4 Grundtypen präsemiotischer Diamanten. Wenn wir uns die beiden Achsen des semiotischen Koordinatensystems anschauen:



dann stellen wir fest, dass es auf der Abszisse in dieser ungedrehten Form neben dem in den 4 Haupttypen vorausgesetzten Morphismus

1. (-3.0) → (-1.0)

noch die folgenden 3 weiteren Morphismen gibt, die ebenfalls semiotische Sprünge sind:

2. $(-2.0) \rightarrow (-1.0)$
3. $(-3.0) \rightarrow (-2.0)$.

Ferner sehen wir, dass der Morphismus Nr. 1 ein aus den Morphismen 2 und 3 komponierter Morphismus ist:

1.' $(-3.0) \rightarrow (-1.0) = ((-3.0) \rightarrow (-2.0) \circ (-2.0) \rightarrow (-1.0))$,

worin also 2 semiotische Sprünge involviert sind.

In derselben Weise können wir nun an allen 4 äusseren Ecken des präsemiotischen Raumes vorgehen und bekommen dann die folgenden weiteren Nebentypen:

4. $(0.3) \rightarrow (0.1)$	7. $(3.0) \rightarrow (1.0)$	10. $(0.-3) \rightarrow (0.-1)$
5. $(0.2) \rightarrow (0.1)$	8. $(2.0) \rightarrow (1.0)$	11. $(0.-2) \rightarrow (0.-1)$
6. $(0.3) \rightarrow (0.2)$	9. $(3.0) \rightarrow (2.0)$	12. $(0.-3) \rightarrow (0.-2)$

Damit ergeben sich also 4 mal 4 = 16 Typen präsemiotischer Morphismen, nämlich die 4 Haupt- und die 3 mal 4 = 12 Nebentypen.

Bibliographie

Kaehr, Rudolf, Towards Diamonds. Glasgow 2007
(http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Towards_Diamonds.pdf)
Toth, Alfred, In Transit. Klagenfurt 2008 (2008a)
Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008b)
Toth, Alfred, Die präsemiotischen Strukturbereiche. Ms. (2008c)
Toth, Alfred, Der präsemiotische Transit-Raum. Ms. (2008d)

Die semiotische Negativsprache

> Zwar ist nicht unerheblich die Rede von der fortdauernden Anwesenheit der menschlichen Seele im Himmel oder der Hölle. Es ist dem Autor aber nicht erinnerlich, je etwas darüber erfahren zu haben, ob es im Himmel oder der Hölle auch Regenwürmer oder Elefanten gibt.
>
> Gotthard Günther (1991, S. 465)

1. Gotthard Günther hatte zum Verhältnis von Sein und Nichts bei Heidegger festgestellt: „Für dieses metaphysische Denken bleibt das Nichts, von dem in der Heideggerschen Philosophie dem Anschein nach so viel die Rede ist, im unsagbaren Hitnergrund. Die Gegenwart des Nichts ist a-thematisch. Sie stellt sich dem klassischen Begriff nicht zur Analyse. Nirgends wird dieses Nichts in einem neuen Sinn, der über die klassische Metaphysik hinausgeht, Thema des Denkens“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 284). Dementsprechend sind auch die Sprachen als Umgangssprachen ebenso wie als Metasprachen der klassischen Ontologie als „Positivsprachen“ zu bestimmen: „Es gehört zum Grundwesen aller Sprachen, die bisher auf unserer Erde entstanden sind, dass sie sich auf dem Boden von Assertionen bewegen. Auch dort, wo wir in ihnen verneinenden Ausdrücken begegnen, dienen dieselben nur dazu, in indirekter Weise Positives zu konstatieren“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 284). „Negativsprachen“ werden wie folgt bestimmt: „Jeder Negator Ni, auf sich selbst angewendet, annulliert seine Negationswirkung. Gehen wir jetzt zu einer dreiwertigen Logik über, so können wir anschreiben:

p = N1-2-1-2-1-2p
p = N2-1-2-1-2-1p

Der Positivität der Umgangssprache steht jetzt in der Negativsprache ein sogenannter Hamiltonkreis gegenüber, der wie jeder Kreis entweder im Uhrzeigersinne oder im Gegensinne durchlaufen werden kann. In dieser Doppeldeutigkeit von p in der Negativsprache entdecken wir die Wurzel aller folgenden Sprachsysteme, die sich in der Negativität bewegen und die bei wachsender Wertzahl einen geradezu überwältigenden Reichtum neuer Termini und Begriffe produzieren. Ein n-wertiger Hamiltonkreis umfasst, wenn er vollständig ist, n! Negationsschritte“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 286). In einer vierwertigen Logik ergeben sich damit 4! = 24 Permutationen der Negativität:

```
p     N 1-2-3-2-3-2-1-2-1-2-3-2-3-2-1-2-1-2-3-2-3-2-1-2 p
        2 3 4 4  3  2 1 1 2 3 4 4 3 2 1 1  2 3 4  4 3 2 1 1
        1 1 1 1 1   1 2 3 3 2 2 3 4 4 4 4 4 4 3 2 2 3 3 2
        3 2 2 3 4   4 4 4 4 4 3 2 2 3 3 2 1 1 1 1 1 1 2 3
        4 4 3 2 2   3 3 2 1 1 1 1 1 1 2 3 3 2 2 3 4 4 4 4
```

Die Hamiltonkreise werden nun als „Wörter“ der Negativsprache bestimmt: „Solche (vollständigen) Hamiltonkreise sind für den Ausgabebereich einer gegebenen Logik [...] die informationsreichsten ‚Worte‘ eines ‚Wörterbuchs‘ einer Negativsprache, die gerade nur über die Dimension der Dreiwertigkeit hinausreicht. Von diesen Kreisen gibt es, wenn man Drehsinn und Gegen-Drehsinn als einen Kreis rechnet, 44 Exemplare“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 287). Negation wird hier aber nicht als blosse Spiegelung von Position betrachtet, sondern als zentrale Operation im Bereich der der Reflexion zugedachten Subjektivität: „Negation in diesem neuen Sinn fällt gänzlich aus der bisherigen kulturellen Sprachtradition der Positivsprachen heraus“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 287). „Die Frage der technischen Wiederholung der Subjektivität fällt aus dem totalen Bereich der Seinsthematik heraus“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 275), denn: „Das Sein ist der Geburtsort des Denkens; das Nichts aber ist die Heimat des Willens. Im Nichts ist [...] nichts zu sehen, solange wir uns nicht entschliessen, in das Nichts hineinzugehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt zu bauen. Diese Welt hat Gott noch nicht geschaffen, und es gibt auch keinen Weltplan für sie, ehe ihn das Denken nicht in einer Negativsprache beschrieben hat“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 288).

Nun kann „der Wortschatz einer Negativsprache [...] nur aus der Koinzidenz von Zahl und Begriff entwickelt werden“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 288), und diese Koinzidenz findet statt an der „metaphysischen Schweissstelle“, „wo Zahl und Begriff zusammengeschmeidet sind. Sie liegt genau an der Umschlagstelle vom Sein zum Nichts“ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 288). Zwischen Sein und Nichts, also im Bereich des Hegelschen Werdens, vermitteln die Negationsoperatoren als Transoperatoren und bewirken eine „Verdünnung“ bzw. Abweisung des seinsthematischen Motivs: Da jedes „Wort“ der Negativsprache „einen in sich zurücklaufenden Kreis darstellt, verliert die ursprüngliche Aussenintention der Sprache fortschreitend ihr seinsthematisches Gewicht. Die ‚wirkliche' Welt, die ja positives Sein ist, wird aus der Ideenwelt, die eine Negativsprache entwickeln kann, durch ihre eigene Negativität hinausverwiesen" (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 292). Für eine Negativsprache folgt hieraus: „Dieselbe ist keine Sprache, die in dem uns vertrauten Sinn Erkenntnisse vermittelt, die sich auf ein vorgegebenes Sein beziehen. Sie ist vielmehr ein allgemeiner Codex für Handlungsvollzüge. Wenn wir die Gleichungen p = N1-2-2-12-1-2p oder p = N2-1-2-1-2-1p ermitteln, so handelt es sich nicht um Sachgehalte per se, die festgestellt werden und die uns sagen, was ‚p' eigentlich ist, sondern um eine Aufforderung, durch einen Wahlakt zu entscheiden, durch welche Negationsfolge p als eine mit sich selbst identische Objektivität festgestellt werden soll" (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 294 f.).

2. Nun sind auch Zeichen Handlungsaufforderungen, da sie den Interpretanten als pragmatische Kategorie enthalten (vgl. Toth 1993, S. 29 ff.). Da wir in einer früheren Arbeit (Toth 2008b) ein transklassisches Zeichenmodell auf der Basis einer hyperbolischen Zeichenfunktion eingeführt und in seinem Anschluss semiotische Kontexturen definiert haben, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die in ihnen aufscheinenden Zeichenklassen und Realitästhematiken negative Primzeichen enthalten, können wir nun im Anschluss an diese Arbeit ein erstes elementares „Wörterbuch" einer semiotischen Negativsprache erstellen. Dieses enthält genau 460 kombinatorisch mögliche Zeichenklassen und Trans-Zeichenklassen. Wir schenken uns jedoch die Auflistung aller ihrer zugehörigen (Trans-) Realitätsthematiken, da diese ja durch einfache Dualisierung gewonnen werden können.

In einer semiotischen Kontextur liegen die folgenden 40 (Trans-)Zeichenklassen:

3.1	2.1	1.1	3.1	2.1	1.2	3.1	2.1	1.3
–3.1	–2.1	–1.1	–3.1	–2.1	–1.2	–3.1	–2.1	–1.3
–3.–1	–2.–1	–1.–1	–3.–1	–2.–1	–1.–2	–3.–1	–2.–1	–1.–3
3.–1	2.–1	1.–1	3.–1	2.–1	1.–2	3.–1	2.–1	1.–3
3.1	2.2	1.2	3.1	2.2	1.3	3.1	2.3	1.3
–3.1	–2.2	–1.2	–3.1	–2.2	–1.3	–3.1	–2.3	–1.3
–3.–1	–2.–2	–1.–2	–3.–1	–2.–2	–1.–3	–3.–1	–2.–3	–1.–3
3.–1	2.–2	1.–2	3.–1	2.–2	1.–3	3.–1	2.–3	1.–3

3.2	2.2	1.2	3.2	2.2	1.3	3.2	2.3	1.3
–3.2	–2.2	–1.2	–3.2	–2.2	–1.3	–3.2	–2.3	–1.3
–3.–2	–2.–2	–1.–2	–3.–2	–2.–2	–1.–3	–3.–2	–2.–3	–1.–3
3.–2	2.–2	1.–2	3.–2	2.–2	1.–3	3.–2	2.–3	1.–3

3.3	2.3	1.3
–3.3	–2.3	–1.3
–3.–3	–2.–3	–1.–3
3.–3	2.–3	1.–3

In zwei semiotischen Kontexturen liegen die folgenden 180 (Trans-)Zeichenklassen:

3.1	2.1	1.–1	3.1	2.1	1.–2	3.1	2.1	1.–3
3.1	2.1	–1.1	3.1	2.1	–1.2	3.1	2.1	–1.3
3.1	2.1	–1.–1	3.1	2.1	–1.–2	3.1	2.1	–1.–3
3.1	2.–1	1.1	3.1	2.–1	1.2	3.1	2.–1	1.3
3.1	–2.1	1.1	3.1	–2.1	1.2	3.1	–2.1	1.3
3.1	–2.–1	1.1	3.1	–2.–1	1.2	3.1	–2.–1	1.3
3.–1	2.1	1.1	3.–1	2.1	1.2	3.–1	2.1	1.3
–3.1	2.1	1.1	–3.1	2.1	1.2	–3.1	2.1	1.3
–3.–1	2.1	1.1	–3.–1	2.1	1.2	–3.–1	2.1	1.3
3.1	2.–1	1.–1	3.1	2.–1	1.–2	3.1	2.–1	1.–3
3.1	–2.1	–1.1	3.1	–2.1	–1.2	3.1	–2.1	–1.3
3.1	–2.–1	–1.–1	3.1	–2.–1	–1.–2	3.1	–2.–1	–1.–3
3.–1	2.–1	1.1	3.–1	2.–1	1.2	3.–1	2.–1	1.3
–3.1	–2.1	1.1	–3.1	–2.1	1.2	–3.1	–2.1	1.3
–3.–1	–2.–1	1.1	–3.–1	–2.–1	1.2	–3.–1	–2.–1	1.3
3.–1	2.1	1.–1	3.–1	2.1	1.–2	3.–1	2.1	1.–3
–3.1	2.1	–1.1	–3.1	2.1	–1.2	–3.1	2.1	–1.3
–3.–1	2.1	–1.–1	–3.–1	2.1	–1.–2	–3.–1	2.1	–1.–3

3.1	2.2	1.–2	3.1	2.2	1.–3	3.1	2.3	1.–3
3.1	2.2	–1.2	3.1	2.2	–1.3	3.1	2.3	–1.3
3.1	2.2	–1.–2	3.1	2.2	–1.–3	3.1	2.3	–1.–3

3.1	2.–2	1.2	3.1	2.–2	1.3	3.1	2.–3	1.3
3.1	–2.2	1.2	3.1	–2.2	1.3	3.1	–2.3	1.3
3.1	–2.–2	1.2	3.1	–2.–2	1.3	3.1	–2.–3	1.3
3.–1	2.2	1.2	3.–1	2.2	1.3	3.–1	2.3	1.3
–3.1	2.2	1.2	–3.1	2.2	1.3	–3.1	2.3	1.3
–3.–1	2.2	1.2	–3.–1	2.2	1.3	–3.–1	2.3	1.3
3.1	2.–2	1.–2	3.1	2.–2	1.–3	3.1	2.–3	1.–3
3.1	–2.2	–1.2	3.1	–2.2	–1.3	3.1	–2.3	–1.3
3.1	–2.–2	–1.–2	3.1	–2.–2	–1.–3	3.1	–2.–3	–1.–3
3.–1	2.–2	1.2	3.–1	2.–2	1.3	3.–1	2.–3	1.3
–3.1	–2.2	1.2	–3.1	–2.2	1.3	–3.1	–2.3	1.3
–3.–1	–2.–2	1.2	–3.–1	–2.–2	1.3	–3.–1	–2.–3	1.3
3.–1	2.2	1.–2	3.–1	2.2	1.–3	3.–1	2.3	1.–3
–3.1	2.2	–1.2	–3.1	2.2	–1.3	–3.1	2.3	–1.3
–3.–1	2.2	–1.–2	–3.–1	2.2	–1.–3	–3.–1	2.3	–1.–3

3.2	2.2	1.–2	3.2	2.2	1.–3	3.2	2.3	1.–3
3.2	2.2	–1.2	3.2	2.2	–1.3	3.2	2.3	–1.3
3.2	2.2	–1.–2	3.2	2.2	–1.–3	3.2	2.3	–1.–3
3.2	2.–2	1.2	3.2	2.–2	1.3	3.2	2.–3	1.3
3.2	–2.2	1.2	3.2	–2.2	1.3	3.2	–2.3	1.3
3.2	–2.–2	1.2	3.2	–2.–2	1.3	3.2	–2.–3	1.3
3.–2	2.2	1.2	3.–2	2.2	1.3	3.–2	2.3	1.3
–3.2	2.2	1.2	–3.2	2.2	1.3	–3.2	2.3	1.3
3.–2	2.2	1.2	–3.–2	2.2	1.3	–3.–2	2.3	1.3
3.2	2.–2	1.–2	3.2	2.–2	1.–3	3.2	2.–3	1.–3
3.2	–2.2	–1.2	3.2	–2.2	–1.3	3.2	–2.3	–1.3
3.2	–2.–2	–1.–2	3.2	–2.–2	–1.–3	3.2	–2.–3	–1.–3
3.–2	2.–2	1.2	3.–2	2.–2	1.3	3.–2	2.–3	1.3
–3.2	–2.2	1.2	–3.2	–2.2	1.3	–3.2	–2.3	1.3
–3.–2	–2.–2	1.2	–3.–2	–2.–2	1.3	–3.–2	–2.–3	1.3
3.–2	2.2	1.–2	3.–2	2.2	1.–3	3.–2	2.3	1.–3
3.2	2.2	–1.2	–3.2	2.2	–1.3	–3.2	2.3	–1.3
–3.–2	2.2	–1.–2	–3.–2	2.2	–1.–3	–3.–2	2.3	–1.–3

3.3	2.3	1.–3
3.3	2.3	–1.3
3.3	2.3	–1.–3
3.3	2.–3	1.3
3.3	–2.3	1.3
3.3	–2.–3	1.3
3.–3	2.3	1.3
3.3	2.3	1.3
–3.–3	2.3	1.3
3.3	2.–3	1.–3
3.3	–2.3	–1.3
3.3	–2.–3	–1.–3
3.–3	2.–3	1.3
–3.3	–2.3	1.3
–3.–3	–2.–3	1.3
3.–3	2.3	1.–3
–3.3	2.3	–1.3
–3.–3	2.3	–1.–3

In drei semiotischen Kontexturen liegen die folgenden 240 (Trans-)Zeichenklassen:

3.1	–2.1	–1.–1	3.1	–2.1	–1.–2	3.1	–2.1	–1.–3
3.1	–2.–1	–1.1	3.1	–2.–1	–1.2	3.1	–2.–1	–1.3
–3.1	–2.–1	1.1	–3.1	–2.–1	1.2	–3.1	–2.–1	1.3
–3.–1	–2.1	1.1	–3.–1	–2.1	1.2	–3.–1	–2.1	1.3
–3.1	2.1	–1.–1	–3.1	2.1	–1.–2	–3.1	2.1	–1.–3
–3.–1	2.1	–1.1	–3.–1	2.1	–1.2	–3.–1	2.1	–1.3
3.1	–2.1	1.–1	3.1	–2.1	1.–2	3.1	–2.1	1.–3
3.1	2.–1	–1.1	3.1	2.–1	–1.2	3.1	2.–1	–1.3
–3.1	2.–1	1.1	–3.1	2.–1	1.2	–3.1	2.–1	1.3
3.–1	–2.1	1.1	3.–1	–2.1	1.2	3.–1	–2.1	1.3
–3.1	2.1	1.–1	–3.1	2.1	1.–2	–3.1	2.1	1.–3
3.–1	2.1	–1.1	3.–1	2.1	–1.2	3.–1	2.1	–1.3
–3.1	–2.–1	1.–1	–3.1	–2.–1	1.–2	–3.1	–2.–1	1.–3
–3.1	2.–1	–1.–1	–3.1	2.–1	–1.–2	–3.1	2.–1	–1.–3

–3.–1	2.–1	–1.1	–3.–1	2.–1	–1.2	–3.–1	2.–1	–1.3
3.–1	–2.–1	–1.1	3.–1	–2.–1	–1.2	3.–1	–2.–1	–1.3
–3.–1	–2.1	1.–1	–3.–1	–2.1	1.–2	–3.–1	–2.1	1.–3
3.–1	–2.1	–1.–1	3.–1	–2.1	–1.–2	3.–1	–2.1	–1.–3
3.1	–2.–1	1.–1	3.1	–2.–1	1.–2	3.1	–2.–1	1.–3
3.1	2.–1	–1.–1	3.1	2.–1	–1.–2	3.1	2.–1	–1.–3
–3.–1	2.–1	1.1	–3.–1	2.–1	1.2	–3.–1	2.–1	1.3
3.–1	–2.–1	1.1	3.–1	–2.–1	1.2	3.–1	–2.–1	1.3
–3.–1	2.1	1.–1	–3.–1	2.1	1.–2	–3.–1	2.1	1.–3
3.–1	2.1	–1.–1	3.–1	2.1	–1.–2	3.–1	2.1	–1.–3

3.1	–2.2	–1.–2	3.1	–2.2	–1.–3	3.1	–2.3	–1.–3
3.1	–2.–2	–1.2	3.1	–2.–2	–1.3	3.1	–2.–3	–1.3
–3.1	–2.–2	1.2	–3.1	–2.–2	1.3	–3.1	–2.–3	1.3
–3.–1	–2.2	1.2	–3.–1	–2.2	1.3	–3.–1	–2.3	1.3
–3.1	2.2	–1.–2	–3.1	2.2	–1.–3	–3.1	2.3	–1.–3
–3.–1	2.2	–1.2	–3.–1	2.2	–1.3	–3.–1	2.3	–1.3
3.1	–2.2	1.–2	3.1	–2.2	1.–3	3.1	–2.3	1.–3
3.1	2.–2	–1.2	3.1	2.–2	–1.3	3.1	2.–3	–1.3
–3.1	2.–2	1.2	–3.1	2.–2	1.3	–3.1	2.–3	1.3
3.–1	–2.2	1.2	3.–1	–2.2	1.3	3.–1	–2.3	1.3
–3.1	2.2	1.–2	–3.1	2.2	1.–3	–3.1	2.3	1.–3
3.–1	2.2	–1.2	3.–1	2.2	–1.3	3.–1	2.3	–1.3
–3.1	–2.–2	1.–2	–3.1	–2.–2	1.–3	–3.1	–2.–3	1.–3
–3.1	2.–2	–1.–2	–3.1	2.–2	–1.–3	–3.1	2.–3	–1.–3
–3.–1	2.–2	–1.2	–3.–1	2.–2	–1.3	–3.–1	2.–3	–1.3
3.–1	–2.–2	–1.2	3.–1	–2.–2	–1.3	3.–1	–2.–3	–1.3
–3.–1	–2.2	1.–2	–3.–1	–2.2	1.–3	–3.–1	–2.3	1.–3
3.–1	–2.2	–1.–2	3.–1	–2.2	–1.–3	3.–1	–2.3	–1.–3
3.1	–2.–2	1.–2	3.1	–2.–2	1.–3	3.1	–2.–3	1.–3
3.1	2.–2	–1.–2	3.1	2.–2	–1.–3	3.1	2.–3	–1.–3
–3.–1	2.–2	1.2	–3.–1	2.–2	1.3	–3.–1	2.–3	1.3
3.–1	–2.–2	1.2	3.–1	–2.–2	1.3	3.–1	–2.–3	1.3
–3.–1	2.2	1.–2	–3.–1	2.2	1.–3	–3.–1	2.3	1.–3
3.–1	2.2	–1.–2	3.–1	2.2	–1.–3	3.–1	2.3	–1.–3

3.2	–2.2	–1.–2	3.2	–2.2	–1.–3	3.2	–2.3	–1.–3
3.2	–2.–2	–1.2	3.2	–2.–2	–1.3	3.2	–2.–3	–1.3
–3.2	–2.–2	1.2	–3.2	–2.–2	1.3	–3.2	–2.–3	1.3
–3.–2	–2.2	1.2	–3.–2	–2.2	1.3	–3.–2	–2.3	1.3
–3.2	2.2	–1.–2	–3.2	2.2	–1.–3	–3.2	2.3	–1.–3
–3.–2	2.2	–1.2	–3.–2	2.2	–1.3	–3.–2	2.3	–1.3
3.2	–2.2	1.–2	3.2	–2.2	1.–3	3.2	–2.3	1.–3
3.2	2.–2	–1.2	3.2	2.–2	–1.3	3.2	2.–3	–1.3
–3.2	2.–2	1.2	–3.2	2.–2	1.3	–3.2	2.–3	1.3
3.–2	–2.2	1.2	3.–2	–2.2	1.3	3.–2	–2.3	1.3
–3.2	2.2	1.–2	–3.2	2.2	1.–3	–3.2	2.3	1.–3
3.–2	2.2	–1.2	3.–2	2.2	–1.3	3.–2	2.3	–1.3
–3.2	–2.–2	1.–2	–3.2	–2.–2	1.–3	–3.2	–2.–3	1.–3
–3.2	2.–2	–1.–2	–3.2	2.–2	–1.–3	–3.2	2.–3	–1.–3
–3.–2	2.–2	–1.2	–3.–2	2.–2	–1.3	–3.–2	2.–3	–1.3
3.–2	–2.–2	–1.2	3.–2	–2.–2	–1.3	3.–2	–2.–3	–1.3
–3.–2	–2.2	1.–2	–3.–2	–2.2	1.–3	–3.–2	–2.3	1.–3
3.–2	–2.2	–1.–2	3.–2	–2.2	–1.–3	3.–2	–2.3	–1.–3
3.2	–2.–2	1.–2	3.2	–2.–2	1.–3	3.2	–2.–3	1.–3
3.2	2.–2	–1.–2	3.2	2.–2	–1.–3	3.2	2.–3	–1.–3
–3.–2	2.–2	1.2	–3.–2	2.–2	1.3	–3.–2	2.–3	1.3
3.–2	–2.–2	1.2	3.–2	–2.–2	1.3	3.–2	–2.–3	1.3
–3.–2	2.2	1.–2	–3.–2	2.2	1.–3	–3.–2	2.3	1.–3
3.–2	2.2 –	1.–2	3.–2	2.2	–1.–3	3.–2	2.3	–1.–3

3.3	–2.3	–1.–3
3.3	–2.–3	–1.3
–3.3	–2.–	1.3
–3.–3	–2.3	1.3
–3.3	2.3	–1.–3
–3.–3	2.3	–1.3
3.3	–2.3	1.–3
3.3	2.–3	–1.3
–3.3	2.–3	1.3

3.–3	–2.3	1.3
–3.3	2.3	1.–3
3.–3	2.3	–1.3
–3.3	–2.–3	1.–3
–3.3	2.–3	–1.–3
–3.–3	2.–3	–1.3
3.–3	–2.–3	–1.3
–3.–3	2.2	1.–2
3.–3	–2.2	–1.–2
3.3	–2.–2	1.–2
3.3	2.–2	–1.–2
–3.–3	2.–2	1.2
3.–3	–2.–2	1.2
–3.–3	2.2	1.–2
3.–3	2.2	–1.–2

Läßt man alle möglichen Kombinationen triadisch und/oder trichotom homogener sowie inhomogener (T-)Zkln zu, so lassen sich in allen vier Kontexturen also total 40 + 180 + 240 = 460 (T-)Zkln unterscheiden.

Im Gegensatz zur polykontexturaler Logik, in welcher die Anzahl der Permutationsschritte bzw. Hamiltonkreise von der Wertigkeit der Logik abhängt, ist die Anzahl der Transzeichenklassen in der polykontextural erweiterten klassischen Semiotik also konstant. Um zu höheren Anzahlen zu gelangen, müsste man daher die kategoriale Basis der triadischen Semiotik erweitern, d.h. zu einer tetradischen, pentadischen, etc. Semiotik gelangen, wozu erste Überlegungen bereits vorliegen, vgl. Toth (2007, S. 173 ff.).

Literatur

Günther, Gotthard, Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts (1980). In: ders., Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80, S. 260-296

Günther, Gotthard, Die Metamorphose der Zahl. In: ders., Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991, S. 431-479

Toth, Alfred, Semiotik und Theoretische Linguistik. Tübingen 1993
Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007
Toth, Alfred, In Transit. A Mathematical-Semiotic Theory of Decrease of Mind, Based on Polycontextural Diamond Theory. Klagenfurt 2008

Das vierfache Anfangen in der Semiotik

> "Aristoteles beginnt, wie fast alle nach ihm, mit der Eins.
> Platon setzt auf die Zwei.
> Hegel, Heidegger und Peirce versuchen es mit der Drei.
> Pythagoras, Heidegger, Günther, Derrida halten es mit der Vier
> Es gibt keinen Ursprung; es gibt Vielheiten des Anfang(en)s."
>
> Rudolf Kaehr (2004, s.p.)

1. Übergänge erzeugen Orte, so wie sich zwischen Orten notwendigerweise Übergänge (Transitionen) ergeben. Nach polykontexturaler Auffassung verbindet eine Brücke nicht nur zwei Orte A und B über einen Abgrund, sondern der Abgrund ermöglicht erst die Verbindung von A und B, d.h. seine Überbrückung. Es geht also um das aus der klassischen Logik ausgeschlossene Zusammenspiel von Operatoren und Operanden, die sich nach polykontexturaler Sicht gegenseitig beeinflussen. Orte erzeugende Übergänge heissen hier Wiederholungen. Es gibt Wiederholungen des Alten und Wiederholungen des Neuen. Mit einem etwas gewöhnungsbedürftigen Terminus spricht Rudolf Kaehr von "kenomischen Disremptionen": "Diese Widerholungen sind jedoch nicht nur in der Dimension der Generierung von Neuem, also der Evolution zu explizieren, sondern müssen zusätzlich bestimmt werden durch ihre komplementären Bestimmungen als 'emanative' Ausdifferenzierung mit ihren zwei Modi der Reduktion und der Komplikation auf einer jeweiligen Stufe der Evolution" (Kaehr 2004, s.p.).

Kaehr unterscheidet die folgenden 4 Möglichkeiten "doppelter Doppelbetimmung der Übergänge":

- Komplexitäts-aufbauend, durch Konstruktoren: evolutiv
- Komplexitäts-abbauend, durch Destruktoren: Monomorphienbildung
- Komplikations-aufbauend: Ausdifferenzierung durch Selbstabbildung
- Komplikations-abbauend: Reduktionen durch Selbstüberlagerungen

2. Auch wenn es keine semiotische Kenogrammatik geben kann, erweist sich, wie in diesem Artikel gezeigt werden soll, die Kaehrsche Unterscheidung der doppelten

Doppelbestimmung der Übergänge als fruchtbar. Wir können o.B.d.A. in dem folgenden Kaehrschen Diagramm

$$\begin{array}{ccccc} & \downarrow & & \downarrow & \\ \leftrightarrow & \text{Objekt} & \leftrightarrow & \text{Objekt} & \leftrightarrow \\ & \downarrow & & \downarrow & \end{array}$$

“Objekt” durch “Zeichen” ersetzen und damit von doppelten Doppelbestimmungen in der Semiotik ausgehen.

2.1. Semiotische Konstruktoren

Als semiotische Konstruktoren fungieren prinzipiell die meisten der in Toth (2008, S. 11-19) angegebenen semiotischen Operatoren, speziell die bereits von Bense (1971) eingeführten drei basalen Operationen der Adjunktion, Superisation und Iteration.

2.2. Semiotische Destruktoren

Semiotische Destruktoren wurden zwar bisher nicht eingeführt worden, aber die Mechanismen des Zefalls von Zeichen sind aufgrund eines Kapitels in Arins Dissertation (Arin 1981, S. 328 ff.) rekonstruierbar und ausdifferenzierbar. Ebenfalls zu den Destruktoren gehören die in Toth (2008, S. 19) eingeführten Zerteilungen, vgl.

Zeichen: Zmi,j = Z(∩i∩j): Zerteilung in zwei Teile der Länge i und j; i + j = m
Beispiel: Z2,4 (3.1 2.2 1.3) = (3.1); (2.2 1.3)
Z2,4 (□□■ □■□ ■□□) = (□□■ □□□ □□□); (□□□ □■□ ■□□)

Zm ist der Zerfall in lauter Einzelteile der Länge 1.

Beispiel: Z6 (3.1 2.2 1.3) = 3; 1; 2; 2; 1; 3
Z6 (■■ ■■ ■■) = (■3); (■1); (■2); (■2); (■1); (■3)

2.3. Semiotische Selbstabbildung

Auch was es bedeutet, wenn ein Zeichen ganz oder teilweise auf sich selbst abgebildet wird, ist bisher in der Semiotik unklar geblieben. Da ein Zeichen eine triadische Relation ist, können wir folgende Basis-Typen semiotischer Selbstabbildung unterscheiden:

- TR → TR ≡ (3.a 2.b 1.c) → (3.a 2.b 1.c)
  (3.a 2.b 1.c) → (3.a 1.c 2.b)
  (3.a 2.b 1.c) → (2.b 3.a 1.c)
  (3.a 2.b 1.c) → (2.b 1.c 3.a)
  (3.a 2.b 1.c) → (1.c 3.a 2.b)
  (3.a 2.b 1.c) → (1.c 2.b 3.a), sowie Kombinationen.

- TR → DR ≡ (3.a 2.b 1.c) → {(3.a 1.c), (3.a 2.b), (2.b 3.a), (2.b 1.c), (1.c 3.a), (1.c 2.b)}

- TR → MR ≡ (3.a 2.b 1.c) ≡ {(3.a), (2.b), (1.c)}

- DR → DR ≡ {(3.a 1.c), (3.a 2.b), (2.b 3.a), (2.b 1.c), (1.c 3.a), (1.c 2.b)} → {(3.a 1.c), (3.a 2.b), (2.b 3.a), (2.b 1.c), (1.c 3.a), (1.c 2.b)}

- DR → MR ≡ {(3.a 1.c), (3.a 2.b), (2.b 3.a), (2.b 1.c), (1.c 3.a), (1.c 2.b)} → {(3.a), (2.b), (1.c)}

- MR → MR ≡ {(3.a), (2.b), (1.c)} → {(3.a), (2.b), (1.c)}

Auch hier bleiben allerdings zahlreiche Möglichkeiten offen, die untersucht werden müssten; vgl. etwa bei DR → MR

(3.a 1.c) → {(3.a), (2.b), (1.c)} ≡

$$
\begin{tikzcd}
 & (3.a) & & & (3.a) \\
(3.a) \arrow[ur] \arrow[r] \arrow[dr] & (2.b) & & (3.a) & (2.b) \\
(1.c) & (1.c) & & (1.c) \arrow[uur] \arrow[ur] \arrow[r] & (1.c)
\end{tikzcd}
$$

Ferner gibt es natürlich Dreier, Vierer- usw. Kombinationen.

2.4. Semiotische Selbstüberlagerung

Ebenfalls bisher undefiniert ist innerhalb der Semiotik der Begriff der Selbstüberlagerung von Zeichen. Wir können folgende fundamentale Typen unterscheiden:

$\Cap(1) \equiv \{\Cap(1, 1), \Cap(1, 2), \Cap(1, 3), \Cap(2, 1), \Cap(3, 1)\}$

$\Cap(2) \equiv \{\Cap(2, 2), \Cap(2, 3), \Cap(3, 2)\}$

$\Cap(3) \equiv \{\Cap(3, 3)\}$,

mit kategorialen Indizes:

$\Cap(1) \equiv \{ZRid1, ZR\alpha, ZR\beta\alpha, ZR\alpha°, ZR\alpha°\beta°\}$

$\Cap(2) \equiv \{ZRid2, ZR\beta, ZR\beta°\}$

$\Cap(3) \equiv \{ZRid3\}$.

wobei $ZR \in \{MR, DR, TR\}$.

Auch hier gibt es natürlich mehrfache Selbstüberlagerungen. Durch Selbstüberlagerung könnte der bisher eher obsolete Begriff der semiotischen Absorption definiert werden, wobei offen ist, ob auch kürzere Relationen längere absorbieren können, wie dies bei den polykontexturalen Transoperatoren, die Kronthaler als "pathologisch" bezeichnete, der Fall ist (vgl. Kronthaler 1986, S. 65 ff.).

Bibliographie

Arin, Ertekin, Objekt- und Raumzeichen in der Architektur. Diss. Ing. Stuttgart 1981

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Kaehr, Rudolf, Entwurf einer Skizze eines Gewebes rechnender Räume in denkender Leere. Glasgow 2004

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Toth, Alfred, Entwurf einer allgemeinen Zeichengrammatik. Klagenfurt 2008

Die Axiome des Werkzeugs und die Axiome des Zeichens

1. Das Zeichen repräsentiert sein Objekt. So ungefähr lautet eines der basalen Axiome der Semiotik. Wenn ein Zeichen sein Objekt repräsentiert, ersetzt es es, d.h. es steht für das Objekt. Das Zeichen ist damit, wie Bense (1967, S. 9) schön gesagt hatte, im Verhältnis zu seinem Objekt ein Meta-Objekt. Stimmt das aber auch? Ein Zeichen, das sein Objekt iconisch abbildet, repräsentiert es durch eine gewisse Auswahl von Qualitäten dieses Objekts; diese müssen funktional sein; genau darauf basiert Bühlers "Prinzip der abstraktiven Relevanz" (1982, S. 44 ff.). Ein Zeichen, das sein Objekt symbolisch ersetzt, hat mit diesem keine Merkmale gemein, sowohl es, d.h. das Zeichen, als auch die Zuordnung, d.h. das Saussuresche "Band" zwischen Zeichen und Objekt sind also arbiträr, und weil sie arbiträr sind, müssen sie behuf einer kommunikativen Funktion konventionell festgesetzt werden, erst dann ist garantiert, dass das Zeichen sein Objekt wirklich repräsentiert, indem es es substituiert. Wie ist es aber beim indexikalischen Zeichen? Der Index zeigt, verweist auf ein Objekt, aber ersetzt es doch nicht, und damit repräsentiert es vom Zeichen bestenfalls seine geographische Lage, aber nicht das Objekt selbst, wie man etwa anhand eines Wegweisers überlegen kann. Ausserdem könnte man schwerlich behaupten, der Wegweiser sei ein Metaobjekt der Stadt, auf die er verweist.

2. Allen drei Arten von Objektbezügen – dem iconischen, indexikalischen und symbolischen – gemeinsam ist also nur die Verweisfunktion des Zeichens. Denn auch das Bild verweist auf die abgebildete Person, auch das Wort verweist einen Begriff, ein Subjekt oder ein Prädikat, das es lautlich oder schriftlich ersetzt. Ist also alles Zeichen, was verweist? Fast scheint es so, wenn man sich auf die Etymologie von "Zeichen", "Zeug", griech. δείκνυμι "zeigen", altind. diśáti "zeigt, weist", lat. dicere "sagen", got. ga-teihan "anzeigen", dt. zeihen "anschuldigen", zeigen, verlässt, wo also die deiktische Funktion als semiotische Primärfunktion betrachtet wird. Dagegen gehört engl. sign, franz. signe usw. zu lat. secare "abschneiden", dt. Säge, dessen Stamm ausserhalb des Italischen nur noch Altirischen nachgewiesen ist, wo also als Primärfunktion des Abschneiden eines Objektes zum Zwecke der Einführung eines Mittels oder "Repräsentemens" für Etwas, d.h. also wiederum die Substitutionsfunktion, im Zentrum steht.

3. Die Idee, wohl angeregt durch die Etymologie, einen Zusammenhang zwischen Zeichen und Zeug, genauer: Werkzeug, aufzuweisen, geht wohl zurück auf Heidegger

(1986, S. 78 ff.): "Das 'Verweisen' als Zeigen gründet vielmehr in der Seinsstruktur von Zeug, in der Dienlichkeit zu. Diese macht ein Seiendes nicht schon zum Zeichen. Auch das Zeug 'Hammer' ist durch eine Dienlichkeit konstituiert, dadurch wird aber der Hammer nicht zum Zeichen. Die 'Verweisung' Zeigen ist die ontische Konkretion des Wozu einer Dienlichkeit und bestimmt ein Zeug zu diesem. Die Verweisung 'Dienlichkeit zu' ist dagegen eine ontologisch-kategoriale Bestimmtheit des Zeugs *als* Zeug. Dass das Wozu der Dienlichkeit im Zeigen seine Konkretion erhält, ist der Zeugverfassung als solcher zufällig. Im rohen wird schon an diesem Beispiel des Zeichens der Unterschied zwischen Verweisung als Dienlichkeit und Verweisung als Zeigen sichtbar. Beide fallen so wenig zusammen, dass sie in ihrer Einheit die Konkretion einer bestimmten Zeugart erst ermöglichen. So gewiss nun aber das Zeigen vom Verweisen als Zeugverfassung grundsätzlich verschieden ist, so unbestreitbar hat doch wieder das Zeichen einen eigentümlichen und sogar ausgezeichneten Bezug zur Seinsart des je umweltlich zuhandenen Zeugganzen und seiner Weltmässigkeit. Zeigzeug hat im besorgenden Umgang eine *vorzügliche* Verwendung".

Später haben Böttner (1980) sowie Bense (1981, S. 33 ff.) semiotische und präsemiotische Bestimmungen der "Werkzeugrelation" versucht:

WkR (Mittel, "Gegenstand", Gebrauch) (Bense 1981, S. 33)

und die WkR als präsemiotisch bestimmt.

Nun ist aber ein Werkzeug kein Objekt, das irgendwas substiuiert noch auf etwas verweist und eben darum primär kein Zeichen. Allerdings unterscheidet sich ein Werkzeug vom blossen Objekt dadurch, dass für andere Objekte zurechtgemacht und also "de-naturiert" oder besser "de-realisiert" ist, und zwar indem es mit dem Objekt, für das es Verwendung finden soll, gewisse Übereinstimmungsmerkmale verliehen bekommt, was Arin und Walther als "Anpassungsiconismen" bezeichnet hatten. Anpassungsiconismen beschreiben also etwa semiotisch die materiale Relationen zwischen Schlüssel und Schloss, Hammer und Nagel, usw.. Ein Schlüssel ist danach ein reales Objekt (zweitheitliche WkR), ein Stück Metall, das zu einem bestimmten Gebrauch (drittheitliche WkR) als Mittel bestimmt wird, ein "geformter Mittler" (erstheitliche WkR), wie Bühler (1982, S.xxi) sagte. Die gemeinsame Etymologie von "zeigen" und "Zeug" rührt also wohl daher, dass es sich hier um aufeinander verweisende Paare handelt (Schlüssel/Schloss, Hammer/Nagel, Säge/Holz, Anzünder/Glimmstengel, Kleiderbügel/Kleid, Türe/Rahmen), die aber trotzdem nicht zu den Dichotomien von Urbild/Abbild, Subjekt/Objekt, Zeichen/Objekt usw. gehört, also deswegen trotz ihres semiotischen Namens nicht primär iconisch, sondern indexikalisch sind.

4. Die Axiome der Semiose sind:

4.1. Ein Mittel ist ein ein von einem Interpreten selektiertes reales Objekt.

4.2. Die Relation zwischen dem ursprünglichen und dem selektierten Objekt heisst Mittelbezug.

4.3. Ein Objektbezug entsteht zwischen diesem Mittel und einem (gleichen oder anderen) Objekt, wenn der Interpret eine Substitutionsfunktion zwischen dem Mittel-Objekt und dem zu repräsentierenden Objekt festsetzt.

4.4. Demzufolge kann ein Objekt sowohl ein Teil des Repertoires sein, aus dem das Mittel selektiert wurde, als auch das Objekt, auf das das Mittel im Objektbezugbezug referiert.

4.5. Der Interpretantenbezug ist die Vereinbarung des Interpreten, dass ein Mittel ein Objekt substituiert, d.h. es repräsentiert.

Diese Axiome gelten gleicherweise für iconische wie für symbolische Zeichen. Für indexikalische Zeichen muss wie folgt abgeändert werden:

4.3.' Subsitutionsfunktion → Verweisfunktion
4.4.' Es gilt nur die zweite Hälfte der Alternative.

Ersetzt man also 4.3 durch 4.3' und 4.4 durch 4.4', erhält man ein semiotisches Axiomenschema, das auch für Indizes gilt.

5. Die Axiome der Werkzeugrelation sind:

5.1. Ein Mittel ist ein ein von einem Interpreten selektiertes reales Objekt.

5.2. Die Relation zwischen dem ursprünglichen und dem selektierten Objekt heisst Mittelbezug.

5.3. Ein <u>Gegenstands</u>bezug entsteht zwischen diesem Mittel und einem (gleichen oder anderen) Objekt, wenn der Interpret eine <u>Gebrauchsfunktion</u> zwischen dem Mittel-Objekt und dem zu <u>verweisenden</u> Objekt festsetzt.

5.4. Demzufolge kann ein Objekt sowohl ein Teil des Repertoires sein, aus dem das Mittel selektiert wurde, als auch das Objekt, auf das das Mittel im Objektbezugbezug referiert.

5.5. Der Interpretantenbezug ist die Vereinbarung des Interpreten, dass ein Mittel auf ein Objekt <u>verweist, aber es weder substituiert noch repräsentiert</u>.

Die 5 Axiome der WkR weichen nur in den unterstrichenen Passagen von den 5 Axiomen der Zeichenrelation ab. Ersetzt man also in den allgemeinen semiotischen Axiomen "Repräsentation" bzw. "Substitution" durch "Verweis" oder "Referenz" und lässt man neben thetischer Setzung und Interpretation den Gebrauch eines Objektes als Einführung einer Semiose zu, dann können das Werkzeug und das Zeichen durch die gleichen Axiome erfasst werden. Der Heideggersche Einwand, dass die "Dienlichkeit" bzw. "Zuhandenheit" im einen Fall zu einem Werkzeug, im andern Fall zu einem Zeichen führt, fällt weg, da wir ja nicht von "Dienlichkeit", sondern von "Verweis", also einer a priori semiotischen Funktion ausgehen. Der Unterschied zwischen Werkzeug und Zeichen besteht dann mit der Zulassung des Gebrauchs als zeichenstiftender Handlung nur noch darin, wie Bühler sagt: "Nur sind es nicht die materiellen Dinge, die auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren" (1982, S. xxi).

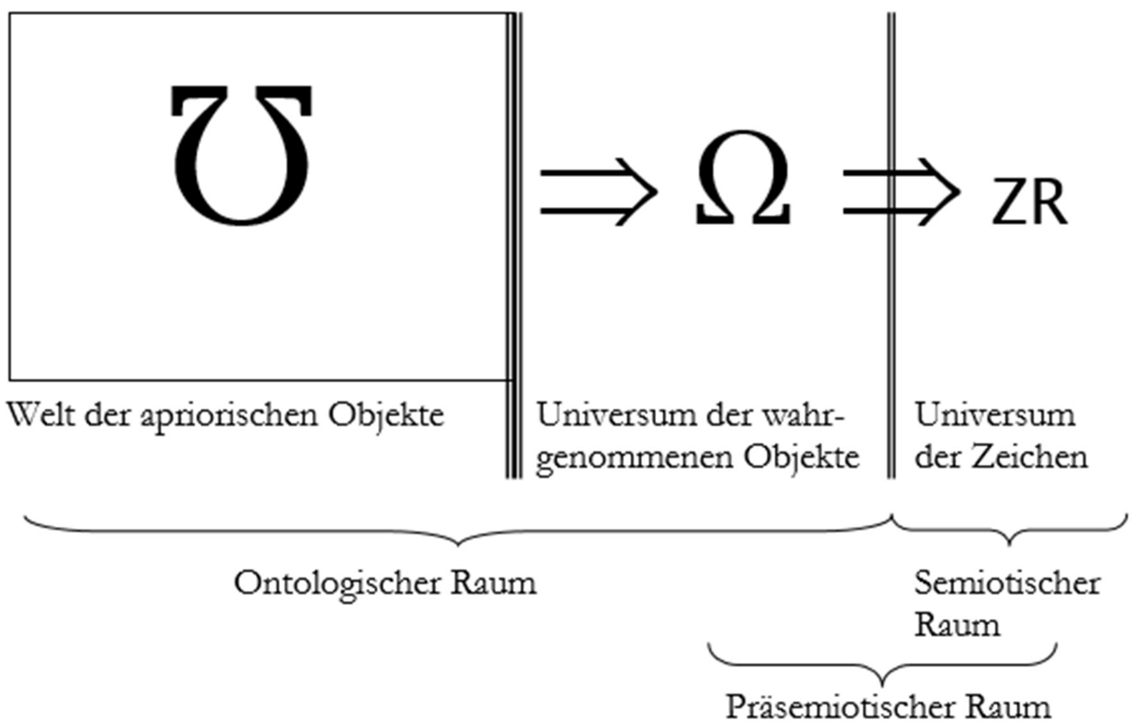
Bibliographie

Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934, Neudruck Stuttgart 1982
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967
Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Böttner, Marguerite, Notes sémiotiques et parasémiotiques sur l'outil. In: Semiosis 17/18, 1980, S. 67-73
Heidegger, Sein und Zeit. Nachdruck der 16. Aufl. Tübingen 1986

Ontologie und Semiotik

1. Panizza fragte in einer seiner philosophischen Schriften, ob es nicht neben den bekannten quantitativen Erhaltungssätzen auch qualitative gäbe: „Aber das Denken, wo geht das, Verfechter des Prinzips der Erhaltung der Kraft, hin?” (1895, S. 51). In der Tat setzen die zu Panizzas Zeit bekannt werdenden physikalischen Erhaltungssätze ein abgeschlossenenes physikalisches Universum voraus. Da nach Bense ein Objekt gegeben sein muss, damit es zu einem Metaobjekt, d.h. einem Zeichen, erklärt werden kann (1967, S. 9), müsste man annehmen dürfen, dass das semiotische Universum der Metaobjekte genauso wie das physikalische Universum der Objekte abgeschlossen sei. Das Problem sitzt aber vermutlich tiefer: Nach einem bekannten Kafka-Satz müsste jeder, der nur einen Schritt aus seinem Hause tut und imstande wäre, alle auf ihn einströmenden Sinneseindrücke tatsächlich wahrzunehmen, auf der Stelle tot umfallen. Also bereits indem wir wahrnehmen, „filtern“ wir, was immer die apriorische Realität, die uns umgibt und deren Teil wir sind, ausmacht. Selektieren wir dann noch ein Objekt und machen es zum Zeichen, ist dies damit bereits eine zweite Selektion.



Daraus folgt also: Selbst wenn es gelänge, im Zeichen alle Information des Objektes im Sinne von qualitativer Erhaltung zu konservieren, wäre dies weniger als die effektive Information der realen Welt. Es bleibt also so oder so ein Rest übrig, ein letzter Rest, der möglicherweise nie erhalten bleiben kann. Zeichen sind somit nur sekundär Fragmente der Welt, denn sie sind primär Fragmente unserer Wahrnehmung. Dies ist übrigens der tiefste Grund, warum es keine arbiträren Zeichen geben kann, wie ich ausführlich in drei Büchern (Toth 2008a, b) und einigen Dutzend Artikeln nachzuweisen versucht hatte: Da bereits die Wahrnehmung die apriorische Realität filtert, imprägnieren wir mit unserer ersten Selektion die von uns wahrgenommenen Realitätsfragmente bereits mit Vor-Zeichen – nämlich, um sie zu präparieren für die zweite Selektion, den von Bense (1967, S. 9) so genannten Metaobjektivationsprozess, beim dem somit streng genommen nicht Objekte, sondern Fragmente dieser Objekte zu Zeichen erklärt werden.

2. In Bezug auf das obige Modell können wir festhalten: Der Raum der apriorischen Objekte $\{\mho\}$, über den wir nichts wissen und auf dessen Existenz wir lediglich daraus schliessen, dass wir wissen, das die von uns wahrgenommene Welt nur ein Ausschnitt eines grösseren ontologischen Raums ist, wird von dem Raum der wahrgenommenen Objekte durch eine unüberschreitbare Kontexturgrenze getrennt, die auch nicht mit den keno- und morphogrammatischen Mitteln der polykontexturalen Logik und Ontologie hinter- oder untergangen werden kann. Im Raum $\{\mho\}$ herrscht nicht das Nichts, die Günthersche Meontik, sondern das Vor-Nichts, jener Bereich, der noch nicht einmal, wie das Nichts im Sinne des Hegelschen Konfiniums von Sein und Werden, durch den „Güntherschen Vorgang“ getrennt ist, durch den wir gehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt bauen sollen, welche Gott noch nicht geschaffen hat. Man kann diesen „Vorhof“ des Nichts vielleicht am besten mit dem kabbalistischen Zimzum des Isaak Luria beschreiben, in das sich Gott nach der Interpretation Gershom Scholems zurückgezogen haben soll, da er die Welt aus dem Nichts, dem tohu-wa-bohu, schuf und das seither zu jahrhundertelangen Kontroversen Anlass gegeben hat. Das Nichts ist wohl also ähnlich strukturiert wie die Cantorsche Unendlichkeit.

Diesseits der Kontexturgrenze zwischen dem apriorischen Raum $\{\mho\}$ und dem Raum der wahrgenommenen Objekte $\{\Omega\}$ist also die Welt, wie wir sie sehen und erkennen, perzipieren und antizipieren, können. Dieses ist also die Welt, wo sich die bereits zur Metaobjektivation „disponiblen“ Objekte (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) befinden, aus den wir also Zeichen machen, indem wir sie als natürliche Zeichen interpretieren oder als künstliche Zeichen thetischen „setzen“, wie Fichte gesagt hatte. Die Kontexturgrenze zwischen den Objekten Ω und den Zeichen ist nun zwar nicht praktisch, jedoch theoretisch überschreitbar; die Motivation Günthers, aus seiner kindlichen Unzufriedenheit darüber, dass es nicht möglich sei, Äpfel, Birnen, den Kirchturm seines schlesischen Dorfes und das Zahnweh seiner Mutter zu addieren, die qualitative Mathematik vorzubereiten, die Engelbert Kronthaler dann geschaffen hat (Kronthaler 1986), die von mir eingeführten semiotischen Transoperatoren, die ebenfalls von Günther eingeführten logischen Rejektoren, sind Beweise dafür, dass man, wenn man nur tief genug, noch unter Logik und Semiotik, geht, man diese zweite, schwächere, Kontexturgrenze überschreiten kann. Bei dieser zweiten, schwächeren Kontexturgrenze geht es also im Prinzip darum, die Geliebte aus ihrem Photo heraus real herbeizuholen. Bei der ersten, scharfen und absoluten Kontexturgrenze zwischen $\{\mho\}$ und $\{\Omega\}$ jedoch geht es darum, die Weltschöpfung zu erneuern, die allerdings der Mensch als Teil von ihr nur mit dem Tode bezahlen kann. Die zahlreichen fehlgeschlagenen astrophyikalischen Theorien zur Geburt und dem Tod von Materie, einschliesslich der jüngsten, von Stephen Hawking stammenden „No-Hair-Hypothesis", die wissenschaftlich ständig in notorischen Unsinn ausarten, genauso wie die metaphysischen Versuche Heideggers, sich dieser scharfen Kontexturgrenze anzunähern, in unverständliches Gestammel und Zirkularität hinausliefen, sprechen für sich. Wer versucht, sich dieser scharfen Kontexturgrenze zu nähern, klopft, theologisch gesprochen, an die Tore Gottes. Ich habe zu Hause ein blaues Klavier, und kenne doch keine Note ... .

3. In einer denkbar besseren Lage sind wir jedoch beim Übergang von $\Omega \rightarrow ZR$. Dazu nehmen wir ein Objekt $\Omega \in \{\Omega\}$ und bestimmen es zum Zeichenträger, d.h. genauer: zum Träger des nachmals einzuführen Zeichens. Der Träger entstammt somit selbstverständlich dem Universum der wahrgenommenen Objekt, wenigstens dann, wenn wir stipulieren, dieser sei mathematisch gesprochen unitär. Gäbe es mehrere Universen von Objekten bzw. wären diese Objekte z.B. in verschiedene Untermengen topologisch gefiltert, dann müssten wir Ausdrücke wie $\Omega \in \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, ..., \Omega_n\}$ voraussetzen oder die Universen, da sie ja als wahrgenommene eingeführt wurden und damit Bewusstseinsfunktionen sind, im Sinne von $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$ ansetzen, d.h. z.B. als $\Omega_i \subset \mathcal{J}_j$. Normalerweise nehmen wir aber an, dass gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ bzw. $\mathcal{M}_i \subset \{\Omega_j\}$. Abgesehen vom funktionalen Zusammenhang zwischen Objekt und Interpret oder Zeichensetzer, d.h. $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$, besteht sonst zwischen Objekt und Interpret, genauer: dessen Bewusstsein, eine Inklusionsrelation nur dann, wenn das Objekt ein Gedankenobjekt ist. In diesem Sinne wäre es dann aber doch real in Bezug auf chemisch-neurologische Trägersubstanzen. Wie man jedenfalls erkennt, ist die Relation $\Omega \rightarrow ZR$ nur eine Abkürzung für die Abbildung einer triadischen Objektrelation auf die triadische Zeichenrelation, insofern sie nämlich, da wiederum Ω dem bereits wahrgenommenen Ausschnitt des Universums angehört, Objekte enthält, die sich je bereits auf die drei Kategorien von ZR beziehen. Bense spricht hier von „triadischen Objekten" (Bense/Walther 1973, S. 71). Da nun gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ sowie $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$ (auch dann, wenn n = 1 ist, d.h. wenn eine einzige Ontologie vorliegt), folgt, dass wir eine triadische Relation von triadischen Objekten haben, die wir folgendermassen aufschreiben wollen

$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$,

die, wie wir nun sagen wollen, in Korrelation steht zu

$ZR = (M, O, I)$,

so zwar, dass gilt

$OR/ZR = (<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{J}, I>)$ bzw.
$ZR/OR = (<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{J}>)$

Nun ist, wie in Toth (2009) gezeigt wurde, OR/ZR = OZ ein Objektzeichen, indem hier die Elemente der Objektrelation OR eine Linksklasse bilden, und ZR/OR = ZO ein Zeichenobjekt, indem hier die Elemente der Zeichenrelation ZR eine Linksklasse bilden. Daraus können wir folgern: Bei der Metaobjektivation entstehen aus einem Objekt Ω, genauer: aus einer Objektrelation OR, zunächst (die Hybriden) Objektzeichen und Zeichenobjekte, bevor aus ihnen die Zeichenrelation ZR abstrahiert (d.h. verselbständigt) wird. Nun sind aber OZ und ZO in Bezug auf OR oder ZR hyper- oder hyposummativ, indem sie nämlich mehr oder weniger als die Summe ihrer Bestandteile, d.h. von OR und von ZR, sind. Wenn wir also die vier möglichen Differenzen bilden

1. $\Delta(ZO, OR) = H(ZR)$.
2. $\Delta(ZO, ZR) = H(OR)$
3. $\Delta(OZ, OR) = h(ZR)$
4. $\Delta(OZ, ZR) = h(OR)$,

wobei H Hypersummativität und h Hyposummativität bezeichnen, dann zeigen also unter den folgenden Ausdrücken

1. $\Delta(ZO, OR) = H(ZR) = ((<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{J}, I>) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}))$
2. $\Delta(ZO, ZR) = H(OR) = ((<\mathcal{M}, M>, <\Omega, O>, <\mathcal{J}, I>) \setminus (M, O, I))$
3. $\Delta(OZ, OR) = h(ZR) = ((<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{J}>) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}))$
4. $\Delta(OZ, ZR) = h(OR) = ((<M, \mathcal{M}>, <O, \Omega>, <I, \mathcal{J}>) \setminus (M, O, I))$

die Nrn. 1. und 2. den relativen semiotischen bzw. ontologischen Überschuss an, der während des Metaobjektivationsprozesse, d.h. der Semiose, auftritt, während die Nrn.

3. und 4. den entsprechenden relativen semiotischen bzw. ontologischen Verlust angeben, der während der Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt auftritt.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Panizza, Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig 1895

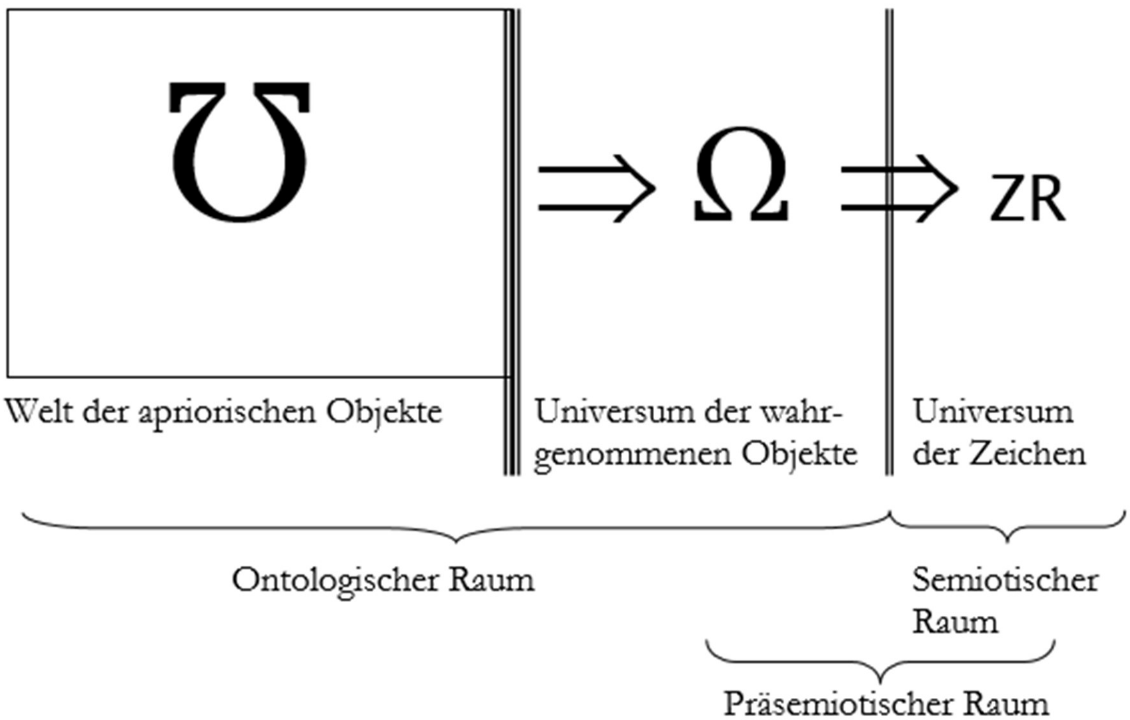
Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, http://www.mathematical-semiotics.com/pdf/Semiotische%20Objekte.pdf (2009)

Ontologie und Semiotik II

1. In Toth (2009a) hatten wir das folgende, auf der Theoretischen Semiotik basierte Weltmodell präsentiert.



Es besteht aus einem Universum {Ʊ} apriorischer Objekte, die uns in keiner Weise zugänglich ist. Das einzige, was uns auf die Existenz von {Ʊ} schliessen lässt, ist ihr „Auszug" in der Form von {Ω}, demjenigen Universum, die uns mit Hilfe unserer Sinne zugänglich ist, d.h. eine aposteriorische Welt. Auf die Differenz von {Ʊ} und {Ω} trifft das bekannte Diktum Kafkas zu, wonach jemand, der wahrhaft imstande wäre, alle Sinneseindrücke, die auf ihn einwirkten, wahrzunehmen, nur schon beim Schritt über seine Haustüre tot zusammenfallen müsste.

2. Hier muss jedoch bereits auf ein erstes Problem hingewiesen werden: Wie man sieht, wurde {Ω} als die unseren Sinnen zugängliche Welt definiert. Wie steht es also mit den von unserem Geist produzierten und in Mythologien in die Wirklichkeit projizierten „imaginären" Objekten wie Drachen, Nixen, Aliens, Werwölfen, Teufeln, Engeln oder Tootemügerlis? Gehören sie, das wir sie ja offenbar nicht mit unseren Sinnen wahrnehmen können, da sie anderseits aber auch nicht durch unseren Geist aus dem Nichts heraus produziert worden sein können, gehören sie also zu jenen

„Reflexionsresten", deren Heimat {℧}ist, das uns ewig verlorene Atlantis vollständiger Erkenntnis?

3. Ein zweites, viel bedeutenderes Problem ist das Verhältnis von Objektivität und Subjektivität, das wir den beiden Universen {℧}und {Ω} können. Kein Zweifel kann über {Ω} bestehen: Es handelt sich hier, topologisch gesprochen, um eine Filterung von {℧}, d.h. {℧} enthält viel mehr, als {Ω} enthält, aber {Ω} kann nichts enthalten, was nicht bereits in {℧} enthalten ist. Es gilt daher

$\{\Omega\} \subset \{\mho\}$.

Nun ist {Ω} ein Universum, das Subjektivität enthält – und zwar nicht nur 1, sondern n Subjektivitäten, entsprechend der Anzahl von Wesen, welche imstande sind, die Filterung $\{\Omega\} \subset \{\mho\}$ vorzunehmen. (Diejenigen, die dazu nicht imstande sind, nehmen gar nichts wahr und haben damit keine Subjektivität.) Wie steht es aber mit {℧}? Ist nicht nur die Objektivität, d.h. das, was einst war und was mir nun imstande sind, davon noch wahrzunehmen, d.h. zu erkennen, ist also nicht nur die Objektivität, sondern auch die Subjektivität aus dem Universum {℧} vor der scharfen Kontexturengrenze zu {Ω} ererbt, oder aber emergiert das Bewusstsein erst, nachdem $\{\mho\} \parallel \{\Omega\}$ überschritten ist? Woher kommt es aber dann? Erklären wir es im letzteren Falle mit Nietzsche dadurch, dass es „auf Druck der Aussenwelt" entstanden ist (vgl. dazu Toth 1992). Dann wäre aber die Objektwelt, die hier notwendig die Rolle der Aussenwelt einnähme, imstande, Bewusstsein zu erzeugen, d.h. Objektivität könnte Subjektivität erzeugen bzw. emergieren lassen. Das klingt nicht sehr überzeugend, denn dann kämen bald auch Steine auf die Idee, selber sprechen zu lernen. Andererseits: Wenn Subjektivität bereits im apriorischen Universum {℧} existierte, woher kommt sie dann? Dann gäbe es also in {℧} Wesen, welche Objekte-an-sich erkennen können, und diese Eigenschaft wäre dann beim Übertritt über die scharfe Kontexturgrenze $\{\mho\} \parallel \{\Omega\}$ auf ewig verloren gegangen. Des Menschen Hang, den Tod zu revertieren, wäre dann ähnlich zu erklären, wie Sokrates in Platons „Gastmahl" den Liebestrieb erklärte. Wir müssten in diesem Fall also, ausgehend von den Objektrelationen des aposteriorischen Universums {Ω}, d.h.

$OR_{apost} = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I})$, für das apriorische Universum {Ʊ} Relationen in der folgenden Form annehmen:

ORaprior = ($\mathcal{M}\mathcal{M}°$, ΩΩ°, $\mathcal{I}\mathcal{I}°$),

d.h. die konversen Kategorien repräsentierten dann den bei der scharfen Kontexturüberschreitung verloren gegangenen Anteil an Subjektivität, der es ermöglichte, apriorische Objekte anzunehmen. Wenn man nun ORaprior genauer anschaut, sieht man, dass es äquivalent ist mit

ORaprior = (($\mathcal{M}$, Ω, $\mathcal{I}$), ($\mathcal{I}°$, Ω°, $\mathcal{M}°$)),

was strukturell exakt dem dualen Verhältnis zwischen einer Zeichenklasse und ihrer Realitätsthematik im Universum der Zeichen {ZR} (ganz rechts im obigen Bild) entspricht. Nun repräsentiert ja in einem aus Zeichenklasse und Realitätsthematik bestehenden Dualsystem die Zeichenklasse den Subjektpol und die Realitätstthematik den Objektpol (Gfesser 1990, S. 133), d.h. ORaprior repräsentiert damit auf objektaler Ebene die von ihrem Objekte noch nicht getrennte Subjektivität, und das ist es doch, was mit apriorischer Erkenntnis im Grunde genommen gemeint ist. Eine Subjektivität, die grösser wäre als die, welche zur Erkenntnis von Apriorität nötig ist, kann es vielleicht gar nicht geben; eine Subjektivität, die geringer ist als die, welche zur Erkenntnis von Apriorität nötig ist, taugt vielleicht für Aposterität, d.h. aber für {Ω}.

4. Wenn wir also von einer das apriorische Universum determinierenden Struktur der Gestalt

ORaprior = ($\mathcal{M}\mathcal{M}°$, ΩΩ°, $\mathcal{I}\mathcal{I}°$)

ausgehen, bedeutet das, dass

Δaprior/apost = ($\mathcal{M}°$, Ω°, $\mathcal{I}°$)

all jene Information enthält, welche auf dem Weg über die scharfe Kontexturgrenze {Ʊ} || {Ω} verlorengeht. Da zwischen Mann und Frau nach Kronthaler (2000, S. 5) ebenfalls die gleiche Kontexturgrenze besteht wie zwischen Zeichen und Objekt, Leben und Tod, Subjekt und Objekt, usw., ist der scharfe Kontexturübergang wirklich jener sokratisch-platonischen Vorstellung vergleichbar, wonach ein Schnitt zwischen das männlich-weibliche bzw. weiblich-männliche Zwitterwesen die Sehnsucht des jeweiligen verbleibenden Teils nach seinem Komplement ausgelöst hat. Denn es ist ja ein Shibboleth dafür, dass nicht nur eine Grenze, sondern eine Kontexturgrenze vorliegt, wenn nach dem Schnitt durch eine Einheit die beiden Hälfte der Dichotomie über- oder untersummativ werden (vgl. Toth 2009b): So wie dem Männlichen nach dem Schnitt Weibliches und umgekehrt (vielleicht nur in der Form der Sehnsucht nach dem komplementären Sexus) anhaftet, so haftet jedem Ωi nach jenem „scharfen Schnitt eines Messers", von dem Max Bense (1985, S. 24) sprach, ein Anteil von $\Omega°i$ an.

Was ist aber $\Omega°i$? Es ist ein arbiträres Element aus einer Menge von Objekten, die zugleich objektiv und subjektiv sind, da ja, wie wir bereits festgestellt hatten, in $\{\mho\}$ Objektivität und Subjektivität noch nicht getrennt sind. Damit ist aber $\Omega°i$ eine Bewusstseinsfunktion, d.h.

$$\Omega°i = f(\mathcal{J}n),$$

und es muss also gelten

$$\{\mho\} = \{(\Omega i \subset \{\mathcal{J}1, \mathcal{J}2, \mathcal{J}3, ..., \mathcal{J}n\}).$$

In Worten: Der apriorische Raum $\{\mho\}$ ist ein Raum von mehrsortigen Ontologien, deren Mengen von Objekten ebenso wie deren Elemente, d.h. die Objekte selber, Bewusstseinsfunktionen sind. Solche Ontologien erfüllen also genau die Anforderungen an die Relation ORaprior = $((\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}), (\mathcal{J}°, \Omega°, \mathcal{M}°))$.

5. Obwohl sich das Universum der Apriorität $\{\mho\}$ für uns in fast vollständiges Dunkel hüllt, wollen wir versuchen, wie weit wir es mit Hilfe von mathematischen Beziehungen zwischen $\{\mho\}$ und $\{\Omega\}$ wenigstens unserer Vorstellung annähern können.

Zunächst wissen repräsentiert ja per definitionem den Zustand der noch ungeschiedenen Verbindung beider erkenntnistheoretischer Pole. Somit muss es mindestens im Prinzip möglich sein, auch in $\{\mho\}$ Relationen zu bilden, deren Relata korrelativ zu OR in $\{\Omega\}$ sowie zur ZR in {ZR} sind, d.h. es muss möglich sein, dass mit Hilfe von Subjektivität Objekte durch andere Objekte substituiert werden und dadurch aufeinander verweisen können. Das einzige zusätzliche Relation, das wir nun hierzu benötigen, ist ein Träger dieser verweisenden Substitutionsrelation. Da dieser Träger, wir nennen ihn wie üblich $\mathcal{M}$, selbst material, d.h. real ist, kann er in $\{\mho\}$ ein Teil irgendeines der Objekte des Systems der mehrsortigen Ontologien sein, d.h. es gilt

$\mathcal{M} \subset \{\Omega i \subset \{f(\mathcal{J}1), f(\mathcal{J}2), f(\mathcal{J}3), ..., f(\mathcal{J}n)\}$.

Diese Beziehung können wir nun aber auch wie folgt schreiben:

$(\mathcal{M} \subset \{\Omega i \in \{\Omega 1, \Omega 2, \Omega 3, ..., \Omega n\}\}$,

d.h. auch $\mathcal{M}$ erfüllt die Anforderungen an die Relation ORaprior = $((\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}), (\mathcal{J}°, \Omega°, \mathcal{M}°))$. Damit sind sämtliche Anforderungen an ORaprior erfüllt.

Wir können demnach alle drei im obigen Bild eingezeichneten Universum durch Relationen charakterisieren, nämlich

$\{\mho\} = \{(\mathcal{M}\mathcal{M}°, \Omega\Omega°, \mathcal{J}\mathcal{J}°)\}$
$\{\Omega\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$
$\{ZR\} = \{(M, O, I\}$

Diese drei Mengen determinieren also die drei unterscheidbaren Universen.

6. Der scharfe Kontexturübergang

$\{\mho\} \rightarrow \{\Omega\}$

entspricht also der Transformation

$\{(\mathcal{M}\mathcal{M}°, \Omega\Omega°, \mathcal{J}\mathcal{J}°)\} \rightarrow \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$,

bei der jener Anteil an Subjektivität verloren geht, der es in $\{\mho\}$ ermöglichte, apriorische Objekte zu erkennen. Woher jeodch die Subjektivität in $\{\mho\}$ kommt, wissen wir immer noch nicht. Genauso, wie es unmöglich ist, Objektivität aus Subjektivität zu erzeugen, ist es ausgeschlossen, Subjektivität aus Objektivität zu erzeugen. Nach biblischer Auffassung erschuf Gott die Welt durch den λόγος, d.h. durch Subjektivität, aber die Frage, woher der λόγος stamme, impliziert die weitere Frage nach der Kreation Gottes.

Um weitere sinnlose Fragen zu vermeiden, müssen wir feststellen, dass wir mit der Semiotik zwar sehr weit in die Abgründe des Seins und des Bewusstseins gehen können, indem wir Schichten der Zeichenhaftigkeit freilegen, die in Tiefen führen, welche keiner anderen Wissenschaft zugänglich sind. Allerdings ist es unmöglich, mit Hilfe der Semiotik auch nur eine Spur von Bewusstsein oder Subjektivität zu produzieren. Immerhin muss aber zugestanden werden, dass es auch selbst der vereinigten Biologie, Physik und Biochemie bis heute nicht gelungen ist, auch nur einen Käfer künstlich herzustellen. Es stellt sich hier somit die Frage nach der Adäquatheit dieser rein beschreibenden und erklärenden Wissenschaften, zu denen auch die Semiotik gehört. Darf man annehmen, dass eine hinreichend exakt und adäquat beschreibende bzw. erklärende Theorie nicht zugleich das theoretische Modell zur Konstruktion des Explizierten bereithalten müsste? Wie sonst sollen sich Explikation und Anleitung zueinander verhalten? Sind somit die gesamten Ansätze der beschreibenden Wissenschaften falsch? Führen diese Aporien über Aporien am Ende zur gleichezeitigen Erlösung und Vernichtung des forschenden Geistes im projektiven Konstrukt eines Gottes, der den Bauplan der Welt zwar besitzt, aber den Menschen, seine Kreatur, nicht daran teilhaben lässt? Kommt der menschliche Geist angesichts dieser in Unzugänglichkeit aufgehobenen Resignation zur Ruhe? Oder lohnt es sich trotzdem weiterhin, nicht nur der Entstehung der materialen Objektivität, sondern auch der bewusstseinsmässigen Subjektivität nachzugehen?

7. Einen kleinen Hinweis zu einer möglichen Erklärung der Emergenz von Subjektivität findet man in der Semiotik. Wenn man die apriorische „Weltformel“

$\{(\mathcal{M}\mathcal{M}^\circ, \Omega\Omega^\circ, \mathcal{I}\mathcal{I}^\circ)\}$,

wie oben bereits getan, umformuliert zu

$((\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}), (\mathcal{I}^\circ, \Omega^\circ, \mathcal{M}^\circ))$,

so darf man schliessen, dass ein solches Bewusstsein mit der Antisymmetrie auch über Symmetrie verfügt (denn sonst wäre der zweite hingechriebene Ausdruck sinnlos). Wenn es aber Symmetrie gibt, die ja auch in der unbelebten Natur sehr oft vorkommt (und die Noether-Sätze ja sogar die quantitativen Erhaltungssätze der Physik mit Hilfe von Symmetrien beschreiben), dann bedeutet dies, dass aus einer dyadischen Partialrelation der obigen „Weltformel“ wie z.B.

$(\mathcal{M}\mathcal{I})$

auch ihr symmetrisches Spiegelbild

$(\mathcal{J}\mathcal{M})$

gebildet werden kann bzw. bereits existiert. Objektivität und Subjektivität sind ja in überreichem Masse vorhanden in $\{\mho\}$, und wenn man eine Spiegelfunktion voraussetzen darf (die sich in Form von Chiralität ebenfalls reichlichst selbst in der unbelebten Natur findet), dann wird also aus einer Verbindung von subjektiv determinierter Materie eine Verbindung von materiell determinierter Subjketivität. Nur eben: woher kommt $\mathcal{J}$? Wir können uns nun eine Reihe von determinierter Materie vorstellen wie

$(\mathcal{M}\mathcal{M}), (\mathcal{M}\Omega), ...,$

denn gemäss obigen Ausführungen gilt ja $\mathcal{M} \subset \Omega$. Nun ist aber Ω mehrsortig, d.h. wir haben ja mit

$(\mathcal{M} \subset \{\Omega i \in \{\Omega 1, \Omega 2, \Omega 3, ..., \Omega n\}\}$

dann auch sogleich

$(\mathcal{M}1 \subset \Omega 1), (\mathcal{M}1 \subset \Omega 2), (\mathcal{M}1 \subset \Omega 3), ..., (\mathcal{M}1 \subset \Omega i), ..., (\mathcal{M}1 \subset \Omega n),$

und es ist nun denkbar, dass bei genügend grossem n die Entfernung zwischen dem Zeichenträger und dem Objekt so gross geworden ist, dass keine keine sichtbare Zugehörigkeit von $\mathcal{M}1$ zu Ωn mehr zu erkennen ist. (Wer könnte sagen, von welchem Stein ein Körnchen Staub stammt? Gar von welchem Felsen? Sogar von welchem Gebirsgmassiv?) D.h. der limitative Abstand zwischen $\mathcal{M}$ und Ω kann so gross werden, dass man im Grunde fast den Fall $(\mathcal{M} \not\subset \Omega)$ enthält, und dies ist der von Saussure zum Gesetz erhobene Fall der „Arbitrarität“ zwischen dem Signfikanten und dem Signfikat. Nun korrespondiert aber diese Reihe (wiederum bei genügend grossem n) mit der sogenannten generativen Semiose im semiotischen Mittelbezug, wonach der Fall $(\mathcal{M}1 \subset \Omega 1)$ dem Qualizeichen entspricht, da hier eine direkte qualitative Beziehung zwischen Zeichenträger und Objekt besteht (wenn also z.B. die Rottönung des Staubes in der Wüste von Santa Fe mir sagt, dass dieser Staub ein Rest des Hämatitgebirges ist, das ich in der Ferne noch erkennen kann). Irgendwo zwischen $(\mathcal{M}1 \subset \Omega 1)$ und $(\mathcal{M}1 \not\subset \Omega n)$, sagen wir: bei $(\mathcal{M}1 \subset \Omega i)$, liegt dann das Sinzeichen, das gerade noch eine eindeutige Identifizierung erlaubt, dass mein Staub von dem und dem Berg in der

Umgebung stammen muss. Am Ende dieses semiosischen Prozesses aber, d.h. bei ($\mathcal{M}1 \not\subset \Omega n$), habe ich keine Ahnung, woher der Staub oder Kiesel kommt, ausser ich kann ihn durch Zusatzwissen, z.B. durch Gesetze der Glaziologie rekonstruieren (so ist es möglich, die Mauerreste der Burgrune Aetschberg bei Abtwil/SG als vom weit entfernten Tödi zu bestimmen, hergerbacht durch eiszeitliche Gletscher). Am Anfang dieses Prozesses steht also eine rein materiale Beziehung der beiden Relata, an dessen Ende jedoch ist meine Interpretation gefragt, d.h. hier kommt die Subjektivität in die Objektivität, d.h. durch einen langen Prozess der Entfremdung von Zeichenträger und bezeichnetem Objekt. Dort ist dann jener Punkt erreicht, wo die beiden folgenden Objektrelationen korrelieren:

$$(\mathcal{M} \subset \{\Omega i \in \{\Omega 1, \Omega 2, \Omega 3, ..., \Omega n\}\} \cong$$
$$\mathcal{M} \subset \{\Omega i \subset \{f(\mathcal{J}1), f(\mathcal{J}2), f(\mathcal{J}3), ..., f(\mathcal{J}n)\}.$$

Bibliographie

Bense, Max: Kosmos atheos. Baden-Baden 1985

Toth, Alfred, "Wie die 'wahre' Welt endlich zur Fabel wurde". Zur Zeichentheorie Friedrich Nietzsches. In: Semiosis 65-68, pp. 61-69. Nachdruck in: Eckardt, Michael/Engell, Lorenz (Hrsg.), Das Programm des Schönen. Ausgewählte Beiträge der Stuttgarter Schule zur Semiotik der Künste und der Medien. Weimar: 2002, S. 277-285

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

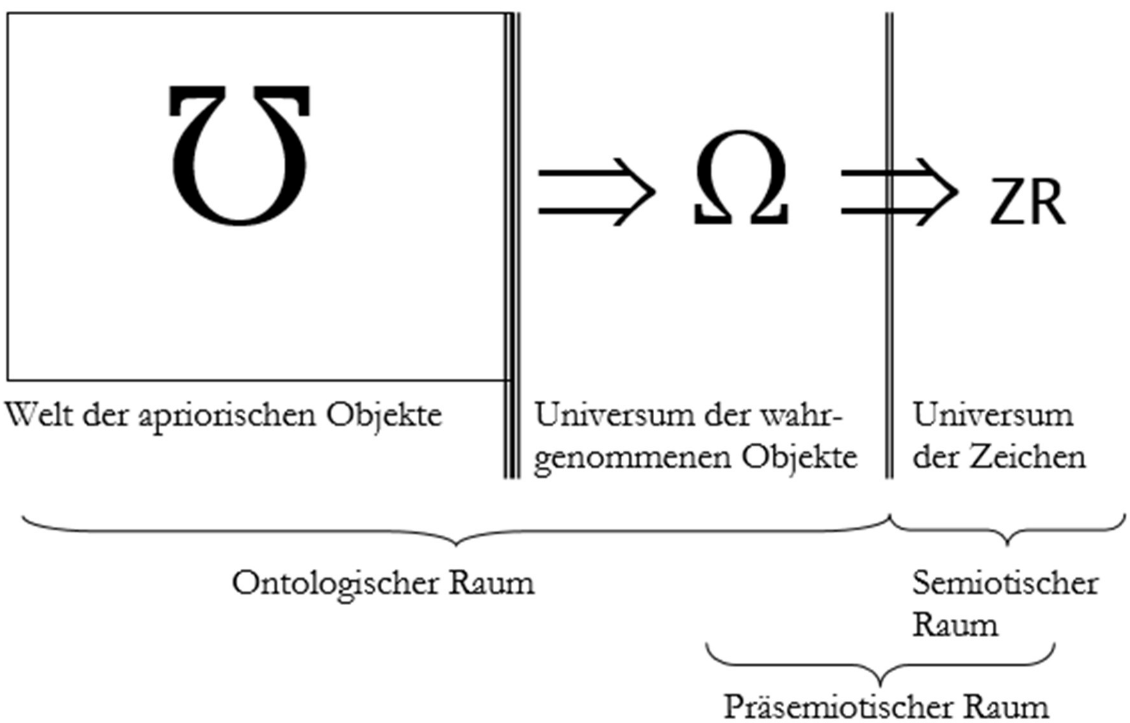
Toth, Zeichenobjekte und Objektzeichen als Teilmengen komplexer semiotischer Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Ontologie und Semiotik III

1. Diese Studie ist eine Fortsetzung von „Ontologie und Semiotik" I und II (Toth 2009a, b). Wir waren ausgegangen von einem Quadrupel

$\Sigma = <\{AR\}, \{OR\}, \{DR\}, \{ZR\}>$,

das jede Struktur erfüllen muss, um eine Semiotik genannt zu werden. Darin ist {AR} ist Menge aller apriorischen Objekte, {OR} die Menge aller aposteriorischen Objekte, {DR} die Menge der disponiblen Relation, und {ZR} die Menge aller Zeichenrelationen. Die vier Mengenbereiche können natürlich sogleich als topologische Räume eingeführt werden, wobei wir wiederum von der folgenden Darstellung ausgehen:



Die Hauptkontexturengrenze befindet sich also zwischen {AR} und {OR}, zwei Nebenkontexturengrenze befinden sich zwischen {OR} und {DR} sowie {DR} und {ZR}. Es gibt somit zwei Kontexturengrenzen zwischen Zeichen und Objekt und nicht, wie bisher allgemein angenommen, eine, gesetzt wenigstens, dass die Semiose zwischen Objekt und Zeichen vollständig ist.

2. Im Anschluss an Toth (2009c, d, e) definieren wir

$AR = \langle\Omega, \Omega°\rangle$

$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I})$

$DR = (M°, O°, I°)$

$ZR = (M, O, I)$

AR enthält somit nicht nur alle Objekte aus OR, sondern auch die konversen Objektrelationen, wobei es hier zwei Möglichkeiten gibt:

$AR = \{\langle\Omega i, \Omega i°\rangle\}$,

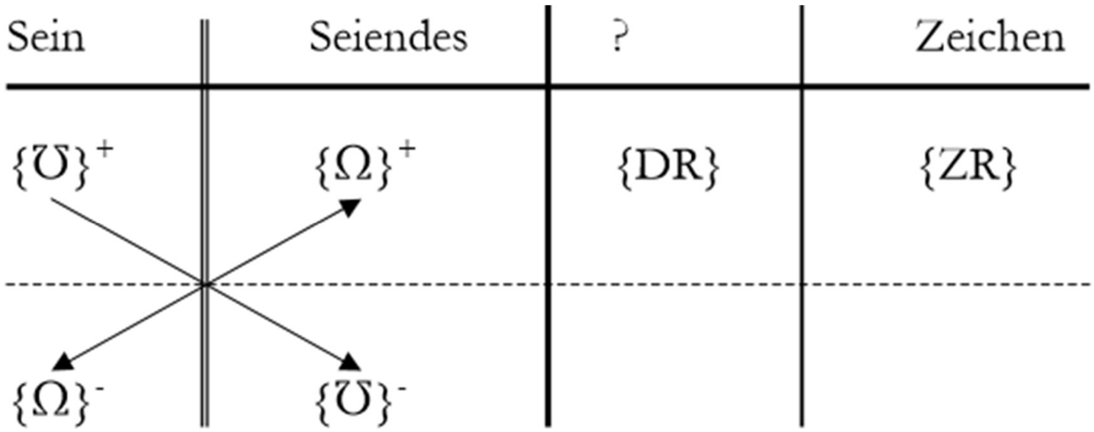
$AR = \{\langle\Omega i, \Omega j°\rangle\}$ (mit $i \neq j$),

mit $i, j \in \{.1., .2., .3.\}$. Somit gilt also

$\{AR\} = \{\{\langle\Omega(.)i(.), \Omega(.)j(.)°\rangle\}\}$.

Damit hätten wir also eine vollständige Ontologie des Seins. „Nun erhebt sich aber angesichts der ontologischen Differenz zwischen Sein und Seiendem das Problem der ‚meontologischen Differenz' zwischen Nichts und Nichtseiendem" (Bense 1952, S. 80). Bei Heideggers liest man in diesem Zusammenhang: „Das Nichts ist das Nicht des Seienden und so das vom Seienden her erfahrene Sein. Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein. Aber sowenig Sein als das Nicht zum Seienden ein Nichts ist im Sinne des nihil negativum, sowenig ist die Differenz als das Nicht zwischen Seiendem und Sein nur das Gebilde einer Distinktion des Verstandes (ens rationis). Jenes nichtende Nicht des Nichts und dieses nichtende Nicht der Differenz sind zwar nicht einerlei, aber das Selbe im Sinne dessen, was im Wesenden des Seins des Seienden zusammengehört" (Heidegger 1965, S. 5).

Ich versuche im folgenden, die Angaben Heideggers auf der Basis des oben präsentierten Bildes semiotisch darzustellen:



Man beachte, dass die ontologische Differenz mit der bereits mehrfach behandelten „scharfen“ Kontexturengrenze zusammenfällt. Diese bewirkt im Sinne der Heideggerschen Bestimmungen, dass Sein und Nichts auf der einen sowie Seiendes und Nichten(des) auf der anderen Seite in einer chiastischen Relation stehen und also nicht einmal durch die horizontale gestrichelte Linie, welche die Negation repräsentiert, gespiegelt sind, denn nur so entkommt man dem Problem des Heideggerschen nihil negativum einerseits und des ens rationsis anderseits. Die dick ausgezogene Kontexturengrenze zwischen den den ontologischen Raum im Sinne Benses (1975, S. 65 f.) repräsentierten Teilbereichen des Seins und des Seienden sowie denjenigen des präsemiotischen und des semiotischen Raumes ist also die im Rahmen der Polykontexturalitätstheorie immer wieder hervorgehobene Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt. Allerdings scheint der von Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) verwendete Notbehelfsbegriff der „Disponibilität“ nicht geeignet, in einer Reihe mit den etablierten Begriffen Sein – Seiendes - ? – Zeichen zu stehen.

3. Wir können nun mit dem technischen Teil dieser Arbeit weiterfahren. Die obgen aufgestellte Definition

$$AR = \{<\Omega(.)i(.), \Omega(.)j(.)^\circ>\}$$

muss somit natürlich parametrisiert werden. Wenn wir im Blick auf den „scharfen“ Kontexturübergang i, j $\in$ {.1., .2., .3.} setzen, bekommen wir also

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$
$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$

Wir können nun analog zu

$\{OR\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$

setzen

$\{AR\} = \{<A^*, B^*, C^*>\}$,

wobei gelten soll

$A^* = \{<\{\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\mathcal{M}\ (.)j(.)^{\circ}\}>$
$B^* = \{<\{\Omega(.)i(.)\}, \{\Omega(.)j(.)^{\circ}\}>\}$
$C^* = \{<\{\mathcal{J}(.)i(.)\}, \{\mathcal{J}(.)j(.)^{\circ}\}>\}$,

und haben damit

$\{AR\} = \{<\pm\Omega i, \pm\Omega j°>\} = <\pm A^*, \pm B^*, \pm C^*> =$

$\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}\}.$

4. Für OR ergibt sich

$OR = \{\pm\mathcal{M}i, \pm\Omega i, \pm\mathcal{I}i\}$

mit

$\pm\mathcal{M}i \in \{\pm\mathcal{M}1, \pm\mathcal{M}2, \pm\mathcal{M}3, ..., \pm\mathcal{M}n\}$
$\pm\Omega i \in \{\pm\Omega 1, \pm\Omega 2, \pm\Omega 3, ..., \pm\Omega n\}$
$\pm\mathcal{I}i \in \{\pm\mathcal{I}1, \pm\mathcal{I}2, \pm\mathcal{I}3, ..., \pm\mathcal{I}n\}.$

Bevor wir nun zum präsemiotischen und semiotischen Raum kommen, sei daran erinnert, dass die Zeichenrelation bereits für von mir parametrisiert eingeführt worden war (vgl. Toth 2001 u. 2008, S. 52 ff.), und zwar im Zusammenhang mit der Einführung komplexer Primzeichen in Analogie zu komplexen Peanozahlen. Damit sind wir nun legitimiert, auch den intermediären präsemiotischen Raum als Raum von parametrisierten Klassen disponibler Kategorien einzuführen:

$DR = \{\pm M°i, \pm O°i, \pm I°i\}$

mit

$\pm M°i = \{\pm M°1, \pm M°2, \pm M°3, ..., \pm M°n\}$
$\pm O°i = \{\pm O°1, \pm O°2, vO°3, ..., \pm O°n\}$
$\pm I°i = \{\pm I°1, \pm I°2, \pm I°3, ..., \pm I°n\},$

Für die Zeichenklassen ergibt sich wie bekannt

$ZR = \{\pm M, \pm O, \pm I\}$

mit

$\pm Mi = \{\pm M1, \pm M2, \pm M3, ..., \pm Mn\}$

$\pm Oi = \{\pm O1, \pm O2, \pm O3, ..., \pm On\}$

$\pm Ii = \{\pm I1, \pm I2, \pm I3, ..., vIn\}$.

Aus den 7 Quadrupeln, die in Toth (2009d) dargestellt worden waren, erhalten wir nun die folgenden relationalen Mengen, wobei, zur Erinnerung, VZ für Vollständige Zeichenrelation, OK für Objektkategorie, KO für Kategorienobjekt, KZ für Kategorienzeichen, ZK für Zeichenkategorie, OZ für Objektzeichen und ZO für Zeichenobjekt steht:

1. VZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)^\circ\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)^\circ\}>\}, <\{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}, \{\pm M^\circ 1, ..., \pm M^\circ n\}, \{\pm M1, ... , \pm Mn\}>, <\{\pm\Omega 1, ..., \pm\Omega n\}, \{\pm O^\circ 1, ... , \pm O^\circ n\}, \{\pm O1, ... , \pm On\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I^\circ 1, ... , \pm I^\circ n\}, \{\pm I1, ... , \pm In\}>\}$

2. OK = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)^\circ\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)^\circ\}>\}, <\{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}, \{\pm M^\circ 1, ..., \pm M^\circ n\}>, <\{\pm\Omega 1, ..., \pm\Omega n\}, \{\pm O^\circ 1, ..., \pm O^\circ n\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I^\circ 1, ..., \pm I^\circ n\}>\}$

3. KO = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)^\circ\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)^\circ\}>\}, <\{\pm M^\circ 1, ..., \pm M^\circ n\}, \{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}>, <\{\pm O^\circ 1, ..., \pm O^\circ n\}, \{\pm\Omega 1, ..., \pm\Omega n\}>, <\{\pm I^\circ 1, ..., \pm I^\circ n\}, \{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}>\}$

4 KZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)^\circ\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)^\circ\}>\}, <\{\pm M^\circ 1, ..., \pm M^\circ n\}, \{\pm M1, ... ,$

$\pm M n\}>, <\{\pm O°1, \ldots, \pm O°n\}, \{\pm O1, \ldots, \pm On\}>, <\{\pm I°1, \ldots, \pm I°n\}, \{\pm I1, \ldots, \pm In\}>\}$

5. ZK = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M1, \ldots, \pm Mn\}, \{\pm M°1, \ldots, \pm M°n\}>, <\{\pm O1, \ldots, \pm On\}, \{\pm O°1, \ldots, \pm O°n\}>, <\{\pm I1, \ldots, \pm In\}, \{\pm I°1, \ldots, \pm I°n\}>\}$

6 OZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\mathcal{M}1, \ldots, \mathcal{M}n\}, \{\pm M1, \ldots, \pm Mn\}>, <\{\Omega1, \ldots, \Omega n\}, \{\pm O1, \ldots, \pm On\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, \ldots, \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I1, \ldots, \pm In\}>\}$

7. ZO = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M1, \ldots, \pm Mn\}, \{\pm\mathcal{M}1, \ldots, \pm\mathcal{M}n\}>, <\{\pm O1, \ldots, \pm On\}, \pm\Omega1, \ldots, \pm\Omega n\}>, <\{I\pm1, \ldots, \pm In\}>\}, \{\pm\mathcal{I}1, \ldots, \pm\mathcal{I}n\} >\}$

Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Heidegger, Martin, Von Wesen des Grundes. 5. Aufl. Frankfurt am Main 1965

Toth, Alfred, Monokontexturale und polykontexturale Semiotik. In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hrsg.), Myths, Rites, Simulacra. Proceedings of the 10th International Symposium of the Austrian Association for Semiotics, University of Applied Arts Vienna, December 2000. Vol. I: Theory and Foundations & 7th Austro-Hungarian Semio-Philosophical Colloquium. Vienna 2001, S. 117-134

Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. 2. Aufl. Klagenfurt 2008

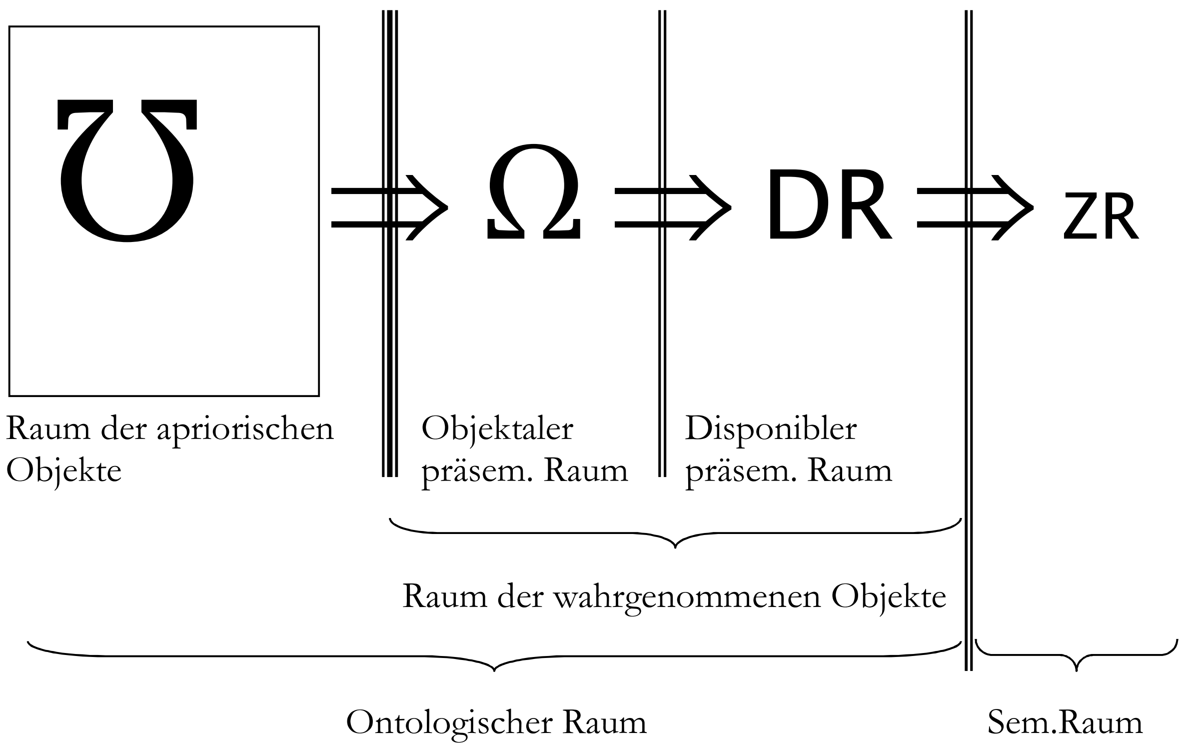
Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Toth, Alfred, 1. Versuch durch den Spiegel. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009c
Toth, Alfred, 2. Versuch durch den Spiegel. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009d
Toth, Alfred, Versuch durch den Spiegel In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009e

Ontologie und Semiotik IV: Ent-stehung

1. In den detaillierten Studien zum Ursprung und Verlauf der Semiose eines Zeichens aus dem Objekt sind wir in Toth (2009a, b, c) zum folgenden topologischen Modell der Semiose gelangt:



2. Danach kann man also als Zeichen als jede Struktur bestimmen, welche dasQuadrupel

$\Sigma = <\{AR\}, \{OR\}, \{DR\}, \{ZR\}>$

erfüllt, d.h. im apriorischen, im aposteriorischen, im disponiblen und im semiotischen Raum erfüllt ist.

Im einzelnen haben wir

$AR = <\Omega, \Omega°>$

$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I})$

$DR = (M°, O°, I°)$

$ZR = (M, O, I)$

AR enthält somit nicht nur alle Objekte aus OR, sondern auch die konversen Objektrelationen, wobei es hier zwei Möglichkeiten gibt:

$AR = \{<\Omega i, \Omega i^{\circ}>\}$,
$AR = \{<\Omega i, \Omega j^{\circ}>\}$ (mit $i \neq j$),

mit $i, j \in \{.1., .2., .3.\}$. Somit gilt also

$\{AR\} = \{\{<\Omega(.)i(.), \Omega(.)j(.)^{\circ}>\}\}$.

Damit hätten wir also eine vollständige Ontologie des Seins.

$AR = \{<\Omega(.)i(.), \Omega(.)j(.)^{\circ}>\}$.

Wir können nun analog zu

$\{OR\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$

setzen

$\{AR\} = \{<A^*, B^*, C^*>\}$,

wobei gelten soll

$A^* = \{<\{\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\mathcal{M}(.)j(.)^{\circ}\}>\}$
$B^* = \{<\{\Omega(.)i(.)\}, \{\Omega(.)j(.)^{\circ}\}>\}$
$C^* = \{<\{\mathcal{J}(.)i(.)\}, \{\mathcal{J}(.)j(.)^{\circ}\}>\}$,

und haben damit

$\{AR\} = \{\{<\{\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\mathcal{M}(.)j(.)^{\circ}\}>\}\},\{\{<\{\Omega(.)i(.)\}, \{\Omega(.)j(.)^{\circ}\}>\}\}, \{\{<\{\mathcal{J}(.)i(.)\}, \{\mathcal{J}(.)j(.)^{\circ}\}>\}\}$.

3. Was aber vor

$\mho \equiv \{AR\}$

ist, das ist die Entstehung der Objekte selbst, verstanden in einer zur Ontologie komplementären Meontologie, über die wir freilich noch weniger wissen als über den apriorischen Raum. Einige Anhaltspunkte finden sich in Heideggers „Sein und Zeit“:

> Das entspringende Gegenwärtigen sucht, sich aus ihm selbst zu zeitigen. Im Gegenwärtigen verfängt sich das Dasein. Auch im extremsten Gegenwärtigen löst sich das Dasein von seinem Ich und Selbst nicht ab, sondern es versteht sich, obwohl es seinem eigensten Seinkönnen entfremdet ist. (§ 68)
>
> Das Gegenwärtigen bietet stets Neues, verhindert, dass Dasein auf sich zurückkommt, und beruhigt es, was die Tendenz zum Entspringen wiederum verstärkt. Neugier entsteht aus der verfallenden Zeitigungsart der entspringenden Gegenwart.
>
> Das Entspringen der Gegenwart ist das Verfallen in die Verlorenheit, ein Fliehen vor der Geworfenheit in das Sein zum Tode. (§ 68)
>
> Der Ursprung des Entspringens ist die ursprüngliche, eigentliche Zeitlichkeit selbst als Bedingung der Möglichkeit des geworfenen Seins zum Tode. (§ 68)

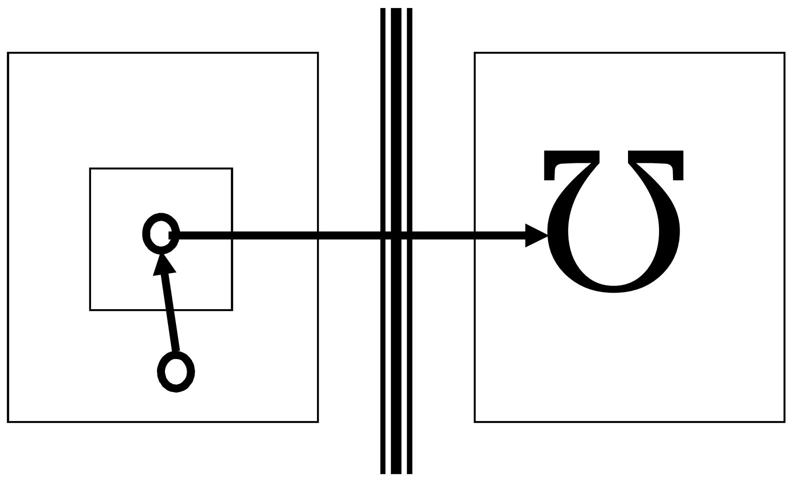
Ent-springt das Ent-stehen in einem Qualitätssprung? Bei Kierkegaard heisst es: “Die Sünde kommt also hinein als das Plötzliche, d.h. durch einen Sprung; aber dieser Sprung setzt zugleich die Qualität; doch indem die Qualität gesetzt ist, ist im selben Augenblick der Sprung in die Qualität hineinverflochten und von der Qualität vorausgesetzt und die Qualität vom Sprunge” (1984, S. 32).

Ein anderes Bild als der Sprung, nämlich die ver-innerlichende Kon-centr-ation, findet man in Isaak Lurias kabbalistischer Kosmologie, die Gershom Scholem wie folgt paraphrasiert:

> Wie kann Gott aus dem Nichts schaffen, wenn es doch gar kein Nichts geben kann, da sein Wesen alles durchdringt? Luria antwortet hierauf mit einem Gedanken, der trotz der groben und sozusagen handfesten Fassung, in der er bei ihm auftritt, sich als einer der fruchtbarsten und tiefsten für das Denken der späteren jüdischen Mystiker erweisen hat. Luria meint, um die Möglichkeit der Welt zu gewährleisten, musste Gott in seinem Wesen einen Bezirk freigeben, aus dem er sich zurückzog, eine Art mystischen Urraum, in den er in der Schöpfung und Offenbarung hinaustreten konnte. Der erste der Akte des unendlichen Wesens, des En-Sof, war also, und das ist entscheidend, nicht ein Schritt nach aussen, sondern ein Schritt nach innen, ein Wandern in sich selbst hinein, eine,

wenn ich den kühnen Ausdruck gebrauchen darf, Selbstverschränkung Gottes 'aus sich selbst in sich selbst'" (Scholem 1980, S. 286)

Das Ent-stehen setzt hier also ein Stehen in einem "mystischen Urraum" voraus:



Woraus die Objekte letztlich entstehen in diesem Raum, wo das Zimzum sich befindet, nennen wir ihn {א}, ist zwar nicht klar, aber sicher ist, dass wir nun endlich an der letzten Kontexturgrenze – neben den schon im ersten Modell der Zeichengenese eingetragenen 3 Kontexturgrenzen – angekommen sind. Klar ist auch, wie bereits früher vermutet, dass die 4 Kontexturgrenzen

1. {א} || {AR}
2. {AR} || {OR}
3. {OR} || {DR}
4. {DR} || {SR}

im Gegensatz zur Annahme Günther (1975) nicht gleich sind. Der ontologische Abstand zwischen einem Ich und einem Du, einem Zeichen und einem Objekt, einem apriorischen und einem aposteriorischen Objekt oder gar der Ent-stehung und der Apriorität sind völlig verschieden.

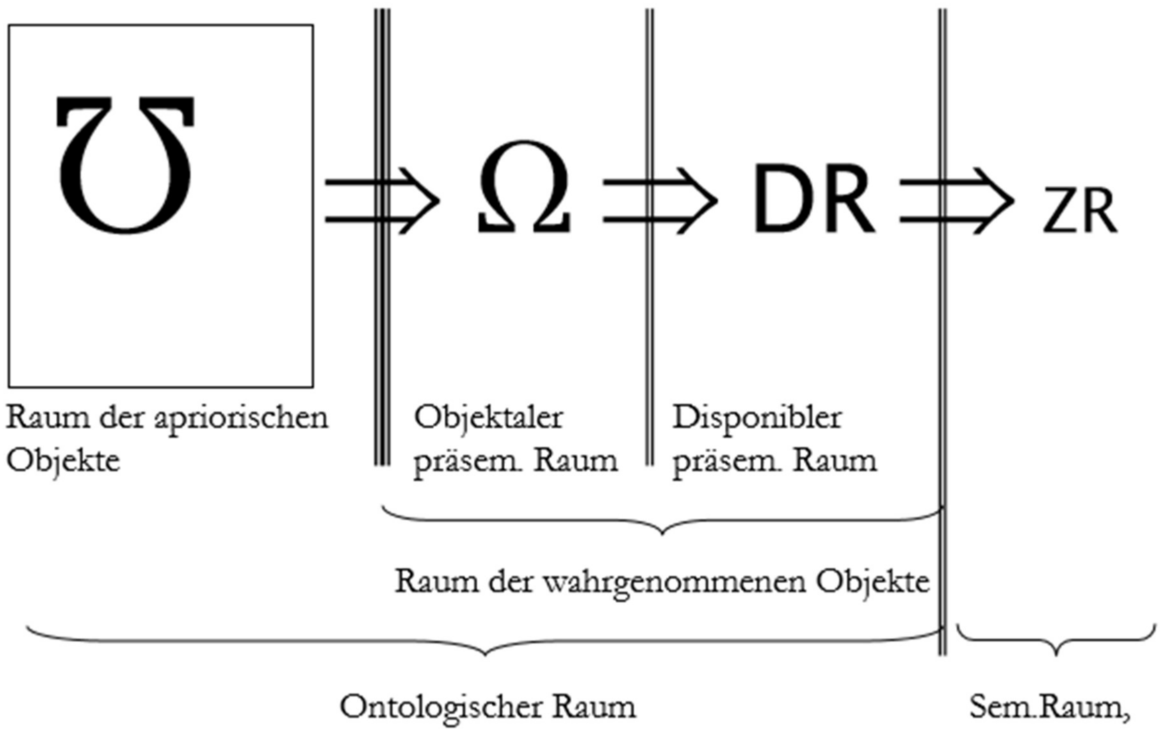
Bibliographie

Günther, Gotthard, Selbstbildnis im Spiegel Amerikas. In: Ponratz, Ludwig J. (Hrsg.), Philosophie in Selbstdarstellungen. Bd. II. Hamburg 1975, S. 1-76.
Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Frankfurt am Main 1986

Kierkegaard, Søren, Der Begriff Angst. Frankfurt am Main 1984
Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a
Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b
Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009c
Scholem, Gershom, Die jüdische Mystik. Frankfurt am Main 1980

Apriorische und aposteriorische Strukturen

1. Wir gehen wieder aus von dem in Toth (2009a) eingeführten vollständigen Semiosen-Raum



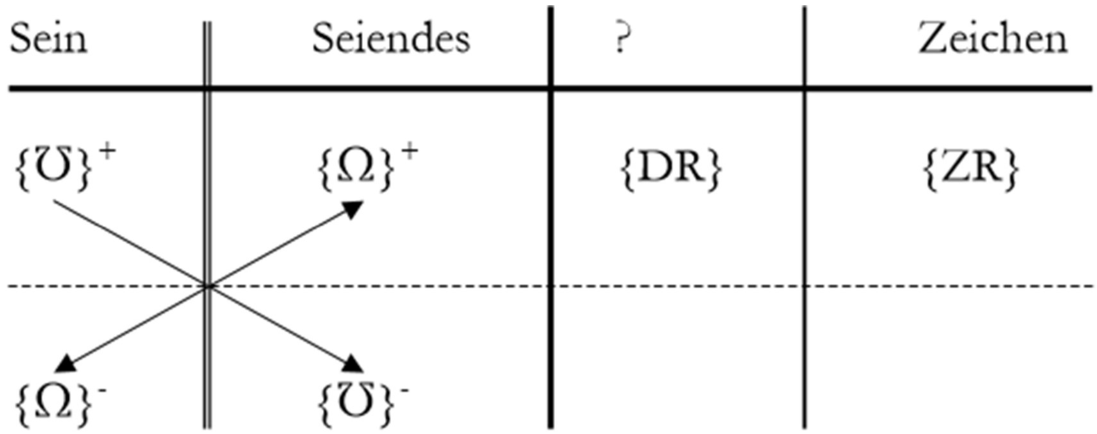
worin die Menge der sich in $\{\mho\}$, nicht aber in $\{\Omega\}$ befindlichen Elemente wie folgt definiert worden war:

$$\{\mho\} \setminus \{\Omega\} = \{\mho\} \setminus \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\} = \{<\Omega i, \Omega j°>\}.$$

Eine apriorische Relation ist demnach ein ungeordnetes Tripel von drei geordneten Paaren der Form

$$AR = \{<\mathcal{M}i, \mathcal{M}j°>, <\Omega i, \Omega j°>, <\mathcal{J}i, \mathcal{J}j°>\}.$$

2. Nach Toth (2009b) sieht nun die Distribution von Sein und Seindem und ihren negativen Korrespondenzen in dem folgenden, an das obige Bild angelehnten Schema wie folgt aus:



Die chiastische Relation zwischen den gespiegelten relationalen Mengen ist durch den folgenden Text Heideggers motiviert: „Das Nichts ist das Nicht des Seienden und so das vom Seienden her erfahrene Sein. Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein. Aber sowenig Sein als das Nicht zum Seienden ein Nichts ist im Sinne des nihil negativum, sowenig ist die Differenz als das Nicht zwischen Seiendem und Sein nur das Gebilde einer Distinktion des Verstandes (ens rationis). Jenes nichtende Nicht des Nichts und dieses nichtende Nicht der Differenz sind zwar nicht einerlei, aber das Selbe im Sinne dessen, was im Wesenden des Seins des Seienden zusammengehört" (Heidegger 1965, S. 5).

Wir bekommen danach die folgenden 4 hauptsächlichen apriorisch-aposteriorischen Relationen:

AR1 = {<{℧ i }+, {Ω j }+>}

AR2 = {<{℧ i }-, {Ω j }- >}

AR 3 = {<{℧ i }+, {Ω j }- >}

AR 4 = {<{℧ i }-, {Ω j }+>}

und aus ihnen die 4 folgenden homogenen apriorisch-aposteriorischen Klassen

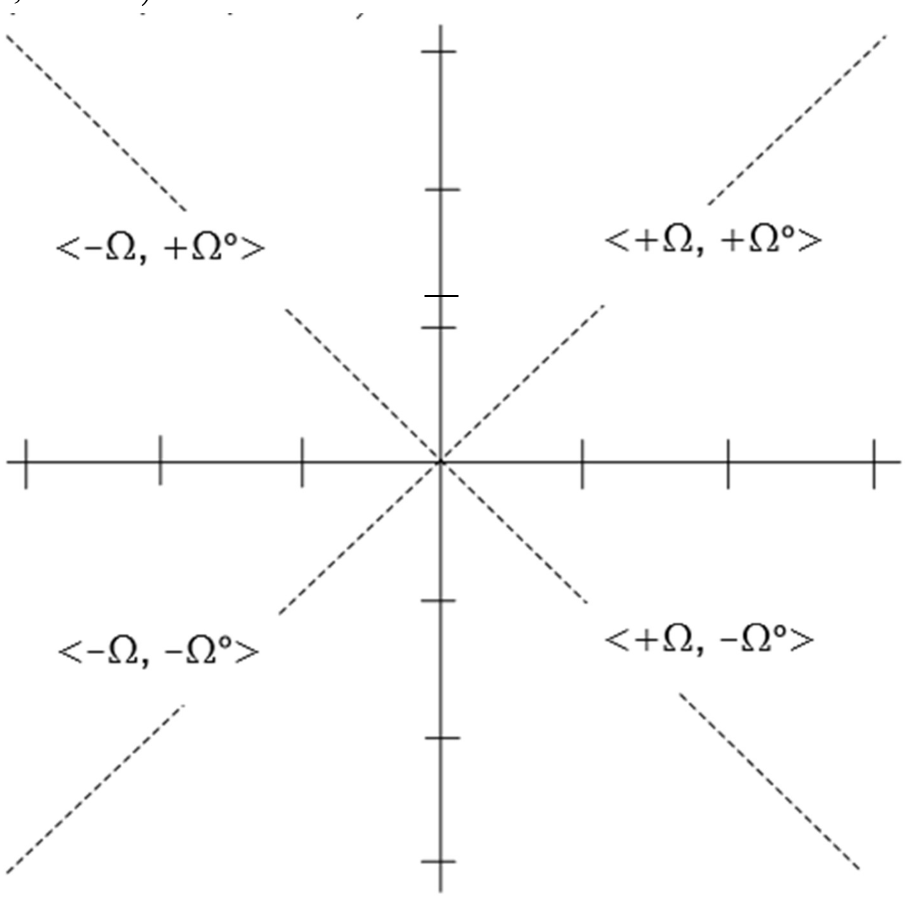
AK1 = {<+𝓂 i °, +𝓂 j >, <+Ω i °, +Ω j >, <+𝒥 i °, +𝒥 j >}

AK2 = {<-𝓂° i, -𝓂- j >, <-Ω° i, -Ω j ->, <-𝒥 i °, -𝒥 j ->}

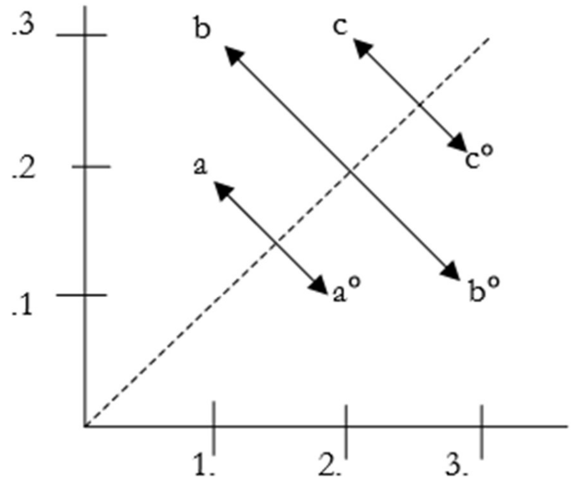
AK 3 = {<+𝓂 i °, -𝓂 j >, <+Ω i °, -Ω j >, <+𝒥 i °, -𝒥 j >}

AK 4 = {<-$\mathcal{M}$ i °, +$\mathcal{M}$ j >, <-Ω i °, +Ω i >, <-$\mathcal{I}$ i °, +$\mathcal{I}$ j >}

3. Im folgenden schlage ich vor, die Verteilung apriorischer und aposterischer Strukturen durch ein Kartesisches Koordinatensystem aufzuzeigen, das in enger Beziehung zu meiner Einführung komplexer Zeichen steht (vgl. Toth 2007, S. 57 ff., 2008, S. 52 ff.):



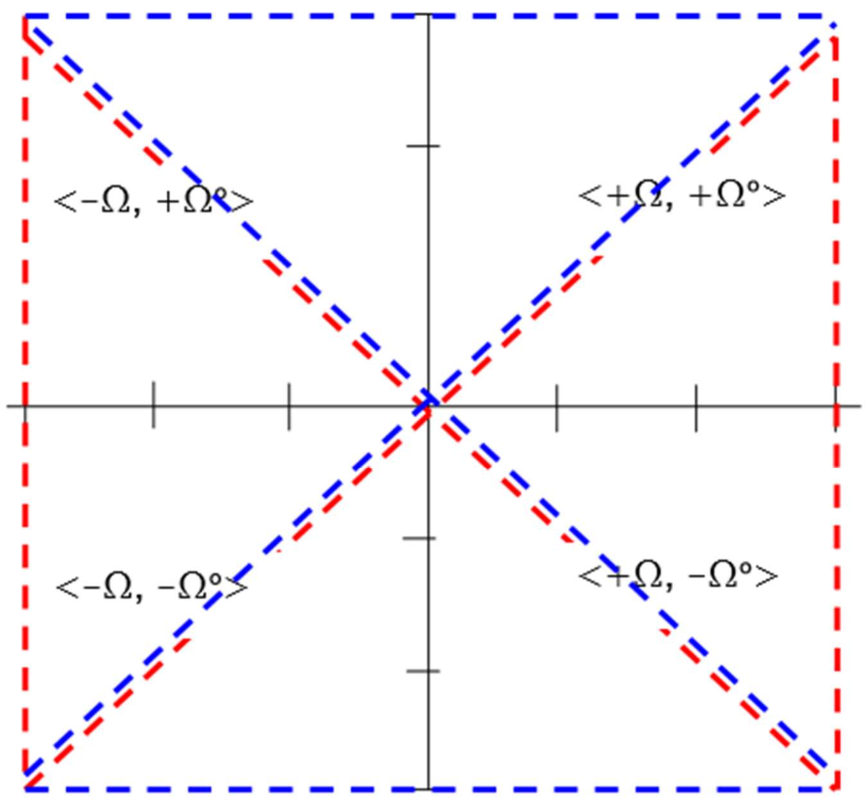
Hierbei haben wir nun jedes der vier geordneten Paare von Strukturen von AR einem der vier Quadranten zugeordnet. Dabei ist es so, dass je nach Definition von Ω bzw. von Ω° der untere oder der obere Teil der durch die Funktion $y = x$ halbierten Quadranten derjenige Raum ist, der die Ω° oder die Ω enthält, vgl. etwa im 1. Quadranten:



Wenn wir also z.B. festsetzen, dass die Menge aller Punkte, die unterhalb der jeweiligen Diagonalen liegen, d.h.

AR° = (x | x < (y = x)),

die die 4 apriorischen Teiräume definieren, dann liegt also der apriorische Gesamtraum im rot eingefassten Bereich des folgenden Koordinatensystems



Bibliographie

Heidegger, Martin, Vom Wesen des Grundes. 5. Aufl. Frankfurt am Main 1965

Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. 2. Aufl. Klagenfurt 2008

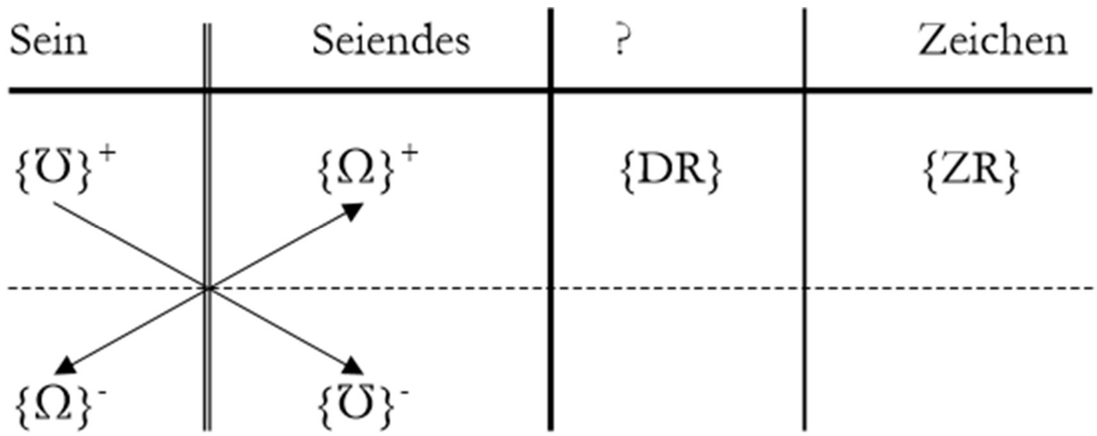
Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, 2. Versuch durch den Spiegel. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Apriorische und aposteriorische Strukturen II

1. Nach Toth (2009a, b) sieht die Verteilung von Sein und Seiendem, Nichts und Nichtendem innerhalb des schon früher von mir eingeführten semiosischen Raummodells wie folgt aus:



Damit können also folgende 4 Typen von geordneten Paaren bestimmt werden:

AR1 = {<{℧ i }+, {Ω j }+>}

AR2 = {<{℧ i }-, {Ω j }- >}

AR 3 = {<{℧ i }+, {Ω j }- >}

AR 4 = {<{℧ i }-, {Ω j }+>}

und aus ihnen die 4 folgenden homogenen apriorisch-aposteriorischen Klassen

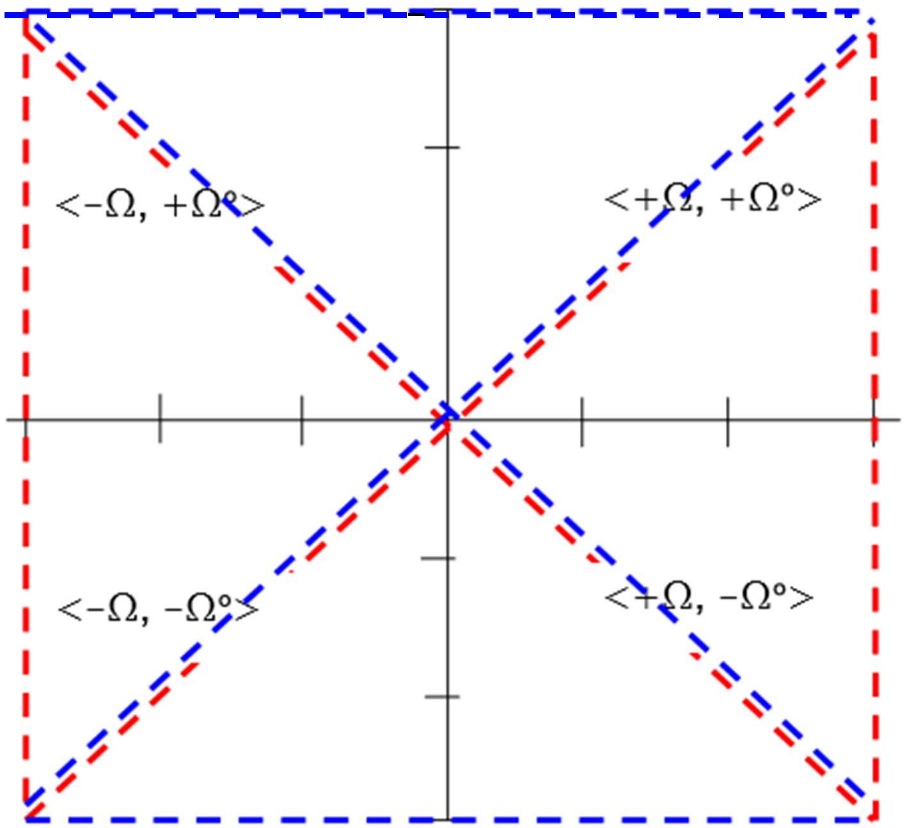
AK1 = {<+𝓂 i °, +𝓂 j >, <+Ω i °, +Ω j >, <+ℐ i °, +ℐ j >}

AK2 = {<-𝓂° i, -𝓂- j >, <-Ω° i, -Ω j ->, <-ℐ i °, -ℐ j ->}

AK 3 = {<+𝓂 i °, -𝓂 j >, <+Ω i °, -Ω j >, <+ℐ i °, -ℐ j >}

AK 4 = {<-𝓂 i °, +𝓂 j >, <-Ω i °, +Ω i >, <-ℐ i °, +ℐ j >},

von denen die apriorischen Teile im unten stehenden Modell durch die roten und die aposteriorischen Teile durch die blauen Teilräume definiert sind:



2. Aus der Tabelle am Anfang dieser Arbeit geht hervor, dass die Negation von geordneten Paaren wie folgt definiert ist:

¬{<{℧ i }+, {Ω j }+>} = {<{Ω j }-, {℧ i }- >}

¬{<{℧ i }-, {Ω j }- >} = {<{Ω j }+, {℧ i }+ >}

¬{<{℧ i }+, {Ω j }- >} = {<{Ω j }-, {℧ i }+ >}

{<{℧ i }-, {Ω j }+>} = {<{Ω j }+, {℧ i }- >}

Mit Hilfe der Negation kommt man also vom Sein ins Nichtende und vom Seienden ins Nichts bzw. umgekehrt.

Ferner kann man die Spiegelung wie folgt definieren:

$\mathcal{R}${<{℧ i }+, {Ω j }+>} = {<{Ω j }+, {℧ i }+ >}

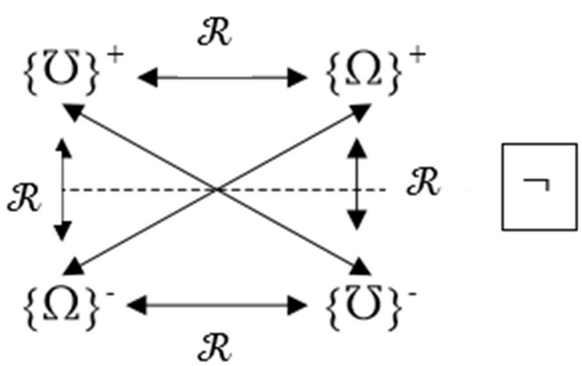
$\mathcal{R}${<{℧ i }-, {Ω j }- >} = {<{Ω j }-, {℧ i }- >}

$\mathcal{R}\{<\{\mho\ i\}+, \{\Omega\ j\}- >\} = \{<\{\Omega\ j\}+, \{\mho\ i\}- >\}$

$\mathcal{R}\{<\{\mho\ i\}-, \{\Omega\ j\}+>\} = \{<\{\Omega\ j\}-, \{\mho\ i\}+ >\}$

Mit Hilfe der Reflexion kommt man also entweder vom Sein zum Seinden bzw. vom Nichts zum Nichtenden oder aber von der Ontik in die Meontik (d.h. aus dem positiven in den negativen Raum).

Die beiden Operationen können also wie folgt in das unten stehenden Schema eingezeichnet werden:



Wie man nun erkennt, gibt es offenbar zwei Arten von $\mathcal{R}$: Ein $\mathcal{R}\pm$, der zwischen den Quadranten wechselt, und ein $\mathcal{R}\mho,\Omega$, der zwischen oberhalb und unterhalb von y = x wechselt, d.h. aber, dass $\mathcal{R}$ und $\neg$ nicht unabhängig sind, denn es gilt z.B.

$\mathcal{R}\ \{<\{\mho\}+, \{\Omega\}- >\} = \{\{\Omega\}-, \{\mho\}+\} = \neg\ \{\{\mho\}-, \{\Omega\}+\}$

Wie steht es nun um die Dualisation? Wir nehmen als Beispiel AK3:

$\times\quad \{<+\mathcal{M}\ i\ °, -\mathcal{M}\ j\ >, <+\Omega\ i\ °, -\Omega\ j >, <+\mathcal{I}\ i\ °, -\mathcal{I}\ j >\} =$

$\quad \{<-\mathcal{I}\ j, +\mathcal{I}\ i\ °>, <-\Omega\ j\ , +\Omega\ i\ °>, <-\mathcal{M}\ j\ °, +\mathcal{M}\ i\ >\}.$

Wie man erkennt, fallen also bei dieser Definition von chiastischer Relation zwischen Seins und Seiendem einerseits und Nichts und Nichendem anderseits, die wir im Anschluss an Heidegger (1965, S. 5) aufgestellt hatten, Negation und Dualisation zusammen, d.h. die beiden beiden durch die Dualisation aufeinander abgebildeten Thematiken sind sowohl punkto konverse/nicht-konverse Relation als auch punkto Parametrisierung vollständig komplementär. Damit dürfte ferner unsere Negation eher dem „Fichteschen Strich“ als der klassischen zweiwertigen Negation entsprechen, denn die aristotelische Logik, sofern sie das Sein betrifft, kann nicht das Seiende betreffen, und insofern sie das Seiende beträfe, könnte nicht das Sein betreffen, und vice versa für das Nichts und das Nichtende.

Bibliographie

Heidegger, Martin, Vom Wesen des Grundes. 5. Aufl. Frankfurt 1965

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Apriorische und aposteriorische Strukturen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Apriorische und aposteriorische Strukturen III

1. In diesem dritten Teil wollen wir die Subjekt- und Objektverteilung bei apriorischen und aposteriorischen Strukturen anschauen. Nehmen wir zum Ausgangspunkt eine reguläre Zeichenklasse und ihre duale Realitätsthematik:

Zkl (3.1 2.1 1.3) × Rth (3.1 1.2 1.3),

dann gibt ja die Zeichenklasse den Subjekt- und ihre zugehörige Realitätsthematik den Objektspol der Erkenntnis wieder (Gfesser 1990, S. 133). Das bedeutet aber, dass wir ein semiotisches Dualsystem wie folgt allgemein notieren können, wenn wir S für Subjekt und O für Objekt setzen:

Zkl [[S, O], [S, O], [S, O]] × Rth [[O, S], [O, S], [O, S]],

denn die Trichotomie der Zeichenklasse ist ja nichts anderes als die invertierte Triade der Realitätsthematik und umgekehrt. Da dieser eminente Sachverhalt bisher völlig übersehen wurde, gehen wir einen Schritt weiter und bestimmen die Subjekt- und Objektverteilung in den in Toth (2009a, b) eingeführten apriorischen und aposteriorischem Relationen. Vor dem Hintergrund der bereits eingeführten Koordinatendarstellung (vgl. Toth 2009b) gibt es 4 Haupttypen von Relationen

AK1 = {<+𝓂 i °, +𝓂 j >, <+Ω i °, +Ω j >, <+𝒥 i °, +𝒥 j >}
AK2 = {<-𝓂° i, -𝓂- j >, <-Ω° i, -Ω j ->, <-𝒥 i °, -𝒥 j ->}
AK 3 = {<+𝓂 i °, -𝓂 j >, <+Ω i °, -Ω j >, <+𝒥 i °, -𝒥 j >}
AK 4 = {<-𝓂 i °, +𝓂 j >, <-Ω i °, +Ω i >, <-𝒥 i °, +𝒥 j >},

d.h. die Grundstruktur einer apriorisch-aposteriorischen Relation ist entweder

AAR1 = {<±𝓂 i, ±𝓂 j °>, <±Ω i, ±Ω j °>, <±𝒥 i, ±𝒥 j °>}

oder

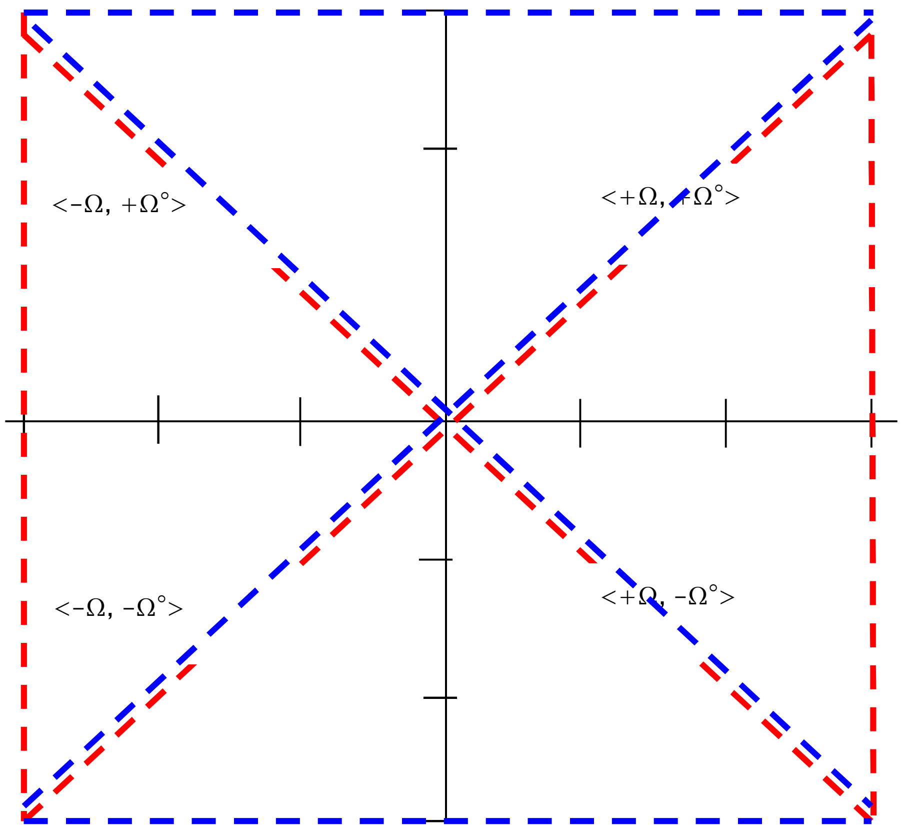
AAR2 = {<±𝓂 i°, ±𝓂 j >, <±Ω i°, ±Ω j >, <±𝒥 i°, ±𝒥 j >},

d.h. je nachdem wie man die Reihenfolge der apriorischen bzw. aposteriorischen Glieder pro geordnetes Paar bestimmt, ergibt sich, dass die Subjektposition oder die Objektposition entweder apriorisch oder aposteriorisch ist:

AAR1/2 = [[±S, ±O], [±S, ±O], [±S, ±O]]

mit S oder O = {<{℧ i }, {Ω j }>} ≡ {<Ωi°, Ωj >} oder
{<{Ω i }, {℧ j }>} ≡ {<Ωi, Ωj° >}.

Für die Verteilung der Subjekt- und Objektpositionen ergibt sich also, dass sie im unten stehenden Koordinatensystem



entweder die roten oder die blauen Teilräume einnehmen. Wenn man die Quadranten so definiert wie oben gegeben, entspricht also Quadrant I mit der Charakteristik <+Ω, +Ω°> mit positiven Subjekt- und positivem Objektanteil der Semiotik, die ja nach Bense (1975, S. 16) als Funktion zwischen Welt und Bewusstsein definiert ist. Quadrant II mit der Charakteristik <−Ω, +Ω°> entspricht wegen dem negativen Subjekt- und positiven Objektanteil einem Materialismus; Quadrant III mit der Charakteristik <−Ω, −Ω°>, d.h. mit negativem Subjekt- und Objektanteil, der Güntherschen Meontik, wozu man Bense (1952, S. 115, Anm. 72) vergleiche, und schliesslich entspricht Quadrant IV mit der Charakteristik $<+\Omega, -\Omega°>$ einem Idealismus, da hier der positive Subjektanteil mit negativem Objektanteil einhergeht.

Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Toth, Alfred, Apriorische und aposteriorische Strukturen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Apriorische und aposteriorische Strukturen II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

„Die Sprache spricht“ – welche Sprache spricht?

1. Nach Heidegger ist die „Sprache das Haus des Seins“. Stark vereinfacht ausgedrückt, bedeutet das, dass nicht der Mensch spricht, sondern das Sein. Der Mensch „spricht“ nur, insofern er der Sprache geschickt ent-spricht. Relativ endgültige Angaben zur Natur dessen, was Heidegger seit „Sein und Zeit“ „die Sprache“ nennt, finden sich in den drei Vorträgen „Das Wesen der Sprache“ (1959), vgl. Heidegger (1990, S. 157 ff.).

2. Zunächt zur Terminologie: Nach Heidegger (1990, S. 213) gelten die bekannten „Tautologien“: „Von der Zeit lässt sich sagen: die Zeit zeitigt“, „Vom Raum lässt sich sagen: der Raum räumt“. Folglich gilt von der Sprache: „die Sprache spricht“. „Vorbedeutend wurde das Sagen bestimmt. Sagen heisst: zeigen, Erscheinen lassen, lichtend-verbergend-freigebend Darreichen von Welt. Jetzt bekundet sich die Nähe als die Be-wëgung des Gegen-einander-über der Weltgegenden“ (1990, S. 214). Nun aber kommt Erhellung für all diejenigen, welche in Heideggers Position ein Präprimat der Linguistik über das Sein vermuteten: „Bei ruhiger Umsicht ist der Einblick möglich, inwiefern die Nähe und die Sage als das Wesende der Sprache das Selbe sind. So ist denn die Sprache keine blosse Fähigkeit des Menschen. Ihr Wesen gehört in das Eigenste der Be-wëgung des Gegen-einander-über der vier Weltgegenden“ (1990, S. 214). Daraus geht also hervor, dass die Sprache sehr viel näher der Semiotik als „Universalsprache“ steht als der menschlichen Sprache und dass sich Sprechen als das Sich-Äussern von Zeichen verstehen lässt. Doch weiter: „Die Sprache ist als die Welt-bewëgende Sage das Verhältnis aller Verhältnisse“ (1990, S. 215), d.h. Heideggers Sprache ist eine nicht-nur verbale Sprache, welche relational ist und sogar die „Relation der Relationen“ darstellt. Man glaubt, Heidegger paraphasiere Peirce.

3. Nach Auffassung der Präsemiotik (Toth 2008a, b) inhärieren bereits den Objekten bei ihrer Perzeption gewisse präsemiotische Merkmale wie die „Werkzeugrelation“ zwischen Form – Funktion – Gestalt (vgl. Bense 1981, S. 33) oder die Trichotomie von Sekanz – Semanz – Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28), d.h. wir nehmen nicht einfach ein Objekt war, sondern notwendig dessen Grösse, Form, Aussehen; vielleicht könnte man hier die Peircesche Triade von Qualität – Quantität – Relation benutzen, insofern der Stein als Stein qua seine Qualität, die Grösse des Steins (Kiesel, Geschiebe, Felsblock usw.) qua Quantität und die Idee, wofür man ihn gebrauchen könnte, qua Relation apperzipiert wird. Nach Auffassung der Präsemiotik gibt es also, kurz gesagt, keine

apriorische Wahrnehmung völlig unabhängig von Qualität, Quantität und Relation. Es ist also zwar nicht so, dass den Objekten des ontologischen Raumes bereits präsemiotische Merkmale inhärieren, wie dies die Eidolon-Theorie und einige weitere nicht-arbiträre Semiotiken haben wollten, jedoch ist es so, dass wir bei der Wahrnehmung unsere Umwelt ja filtern, denn sonst könnten wir keinen Stein als Stein wahrnehmen, d.h. von einem anderen Objekt unterscheiden; damit weisen wir ihm aber bereits kategoriale Merkmale zu, denn Filterung der Wahrnehmung heisst natürlich Partition oder mindestens Gliederung des Seins, d.h. Kategorisierung. Mit Hilfe dieses Mechanismus wird also nun zwar noch keine Semiose eingeleitet, aber es wird sozusagen im Hinblick auf eine mögliche Semiose vor-selektiert. Das ist es, was Bense meint, wenn er zwischen dem „ontologischen" und dem „semiotischen" Raum einen intermediären Raum der „disponiblen Kategorien" annimmt (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.). Objekte werden nicht direkt auf Zeichen angebildet, denn dies würde nach dem vorstehend Gesagten nichts anderes bedeuten, als dass die Objekte apriorisch sind. Es ist auch nur folgerichtig, dass die zweimal triadische – nämlich triadische und trichotomische – Struktur unserer Kommunikation zwischen Welt und Bewusstsein bereits durch ein triadisches Schema, eine Werkzeugrelation oder dgl., auf präsemiotischer Stufe vorbereitet wird.

Ich nehme nun an, dass genau dies gemeint ist, wenn Heidegger im Anschluss an die obigen Zitate weiterfährt: „Wir nennen das lautlos rufende Versammeln, als welches die Sage das Welt-Verhältnis be-wëgt, das Geläut der Stille. Es ist: die Sprache des Wesens" (Heidegger 1990, S. 215). Die Stille der Objekte, die ja a priori tot sind, wird dadurch zum Läuten gebracht, dass sie bei ihrem Wahrnehmungsprozess eine kategoriale Gliederung bekommen: sie kommunizieren sozusagen mit ihrem Sein, indem sie es auffächern. Natürlich geschieht dies realiter durch einen Interpreten, also zumeist durch ein menschliches Bewusstsein, und es ist wahr, dass dieser bei Heidegger nicht vorkommt, wodurch seiner Argumentation etwas stark Magisches zukommt, aber das Prinzipielle ist dasselbe. Die Präsemiotik ist tatsächlich die Sprache des Wesens, weil nur so das Objekt schliesslich, d.h. am Ende der Semiose, in der Zeichenrelation „mitgeführt" werden kann (vgl. Bense 1979, S. 44). Mitgeführt wird ja metaphysisch die Evidenz der Objekte in den Zeichen bzw., mengentheoretisch gesagt, eine Menge von gemeinsamen Übereinstimmungsmerkmalen zwischen dem bezeichneten realen Objekt und dem bezeichnenden Zeichen. Evidenz ebenso wie die Menge an

Übereinstimmungsmerkmalen sind aber das, was das „Wesen“ eines Objektes ausmacht, sofern man hier nicht in die Mystik abdriften möchte.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979
Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981
Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982
Heidegger, Martin, Unterwegs zur Sprache. 9. Aufl. Pfullingen 1990
Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)
Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Ein 2-dimensionales Modell der Zeichengenese

1.1. Meine Aufsätze zum Thema Semiotik und Ontologie sind in Bd. 3 und 4 meiner gesammelten Werke vereinigt (Toth 2010a, b). Vorausgeschickt sei, dass es zuerst bis heute kein allgemein akzeptiertes, nicht-widersprüchliches Modell der Zeichengenese gibt. Allgemein akzeptiert ist nur, dass das Zeichen „die Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ als Funktion überbrückt:

$Z = f(\omega, \beta)$.

Dies ist im Wesentliches die erste Theorie, die auf Bense (1967, S. 9) zurückgeht und auf dem semiotischen Axiom beruht „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Zeichen mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“. In diesem unmittelbaren Modell wird also ein Objekt direkt auf ein Zeichen abgebildet. Semiotik ist also eine Struktur im Sinne der Modelltheorie, welche das folgende Paar erfüllt:

$\Sigma = <\omega, \beta>$.

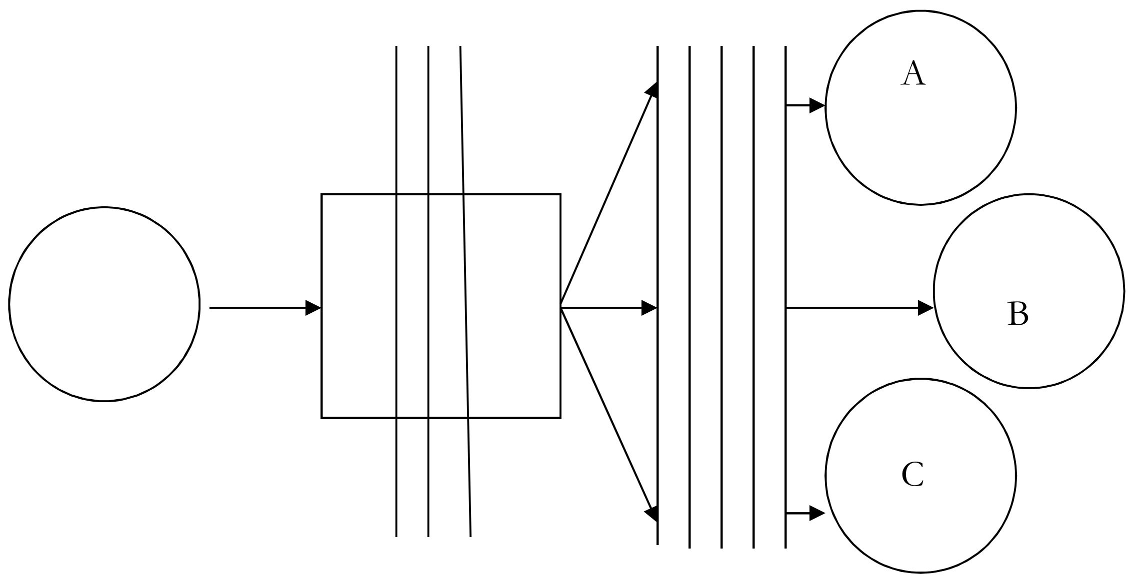
1.2. Die zweite Theorie der Zeichengenese, die auf ein erweitertes, vermitteltes Modell zurückgeht, bildet das Objekt nicht direkt auf ein Zeichen ab, sondern nimmt eine Zwischenstufe der kategorialem Nullheit an: „Der Raum mit der 0-relationalen Strkutur wäre kein semiotischer Raum, sondern der ontische Raum aller verfügbaren Etwase, über denen der r > 0-relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt (Bense 1975, S.65). Danach ist eine Semiotik also eine Struktur, welche das folgende Tripel erfüllt:

$\Sigma = <\omega, \delta, \beta>$,

wobei δ für die benseschen „verfügbaren“ bzw. „disponiblen“ Etwase steht (vgl. auch Bense 1975, S. 45 f.). Ein Objekt wird in diesem Modell also zuerst auf eine disponible Zeichenrelation abgebildet, bevor diese auf eine reale Zeichenrelation abgebildet wird.

2. Beide dieser Modelle haben gemeinsam, dass sie in ihrer Abfolge sich mit der landläufigen Vorstellung der Genese eines Zeichens decken: Der Knoten, den ich in ein Taschentuch mache, um mich an etwas zu erinnern, wird durch Modell 1.1., die Schrift, die ich benutze, um die Aussage von jemandem für andere zu konservieren,

wird durch Modell 1.2. beschrieben, wobei die Schrift hier als System disponibler Relationen zwischen z.B. zwischen der Rede und dem potentiellen Leser der aufgezeichneten Rede fungiert. Modell 1.2. entspricht ferner einem weithin verbreiteten Perzeptionsmodell, wie z.B. demjenigen architektonischer Objekte, mit dem Joedicke (1985, S. 10) arbeitet:



Architekturraum	Filterung durch die Sinne	Filterung durch subjektive Variable	Erlebnisraum

Allgemein entspricht also dem Architekturraum der aposteriorische Teilraum des ontologischen Raumes, dem quadratisch gezeichneten mittleren Raum der präsemiotische Raum (vgl. Toth 2007), und dem Erlebnisraum der semiotische Raum. „Objektive" Filter führen damit vom ontologischen in den präsemiotischen, und „subjektive" Filter vom präsemiotischen in den semiotischen Raum, wobei das subjektive Filtersystem nach Joedicke vor allem phylogenetisch und kulturpezifisch determiniert ist, wonach man also wenigstens auf eine gewisse Weise die Zeichen als „kulturelle Bausteine" (allerdings nicht im Sinne Ecos) verstehen kann.

3. Die im letzten Abschnitt enthaltene Behauptung, der aposteriorische Raum sei nur ein Teilraum des ontologischen Raumes, gründet sich in der heute weit akzeptiere Einsicht, wir würden nur einen Teil unserer Realität wahrnehmen. Dafür, dass wir überhaupt Objektivität wahrnehmen können, benötigen wir ja die objektiven Filter, und

diese filtrieren ihrer Natur nach eben in perzipierbar-aposteriorische sowie nicht-perzipierbare apriorische Realität. So weist mindestens das Korrelat $\mathcal{I}$ aus OR = ($\mathcal{M}$, Ω, $\mathcal{I}$) darauf hin, dass bereits ein Teil Objektivität in Subjektivität umgewandelt worden ist. Im folgenden bezeichnen wir den apriorischen Teilraum des ontologischen Raumes mit AR. Eine Semiotik ist demnach eine Struktur, welche alle Elemente im folgenden Quadrupel erfüllt

$\Sigma = <\{AR\}, \{OR\}, \{DR\}, \{ZR\}>$.

Darin – um es nochmals zu sagen - ist {AR} ist Menge aller apriorischen Objekte, {OR} die Menge aller aposteriorischen Objekte, {DR} die Menge der disponiblen Relationen, und {ZR} die Menge aller Zeichenrelationen. Wir können nun die Filter wie folgt als Transformationen definieren:

$\mathcal{F}\text{obj} : \{OR\} \rightarrow \{DR\}$

$\mathcal{F}\text{subj} : \{DR\} \rightarrow \{ZR\}$

Mit Transitivität folgt also

$\mathcal{F}\text{subj}\ \mathcal{F}\text{obj} = \{OR\} \rightarrow \{ZR\}$,

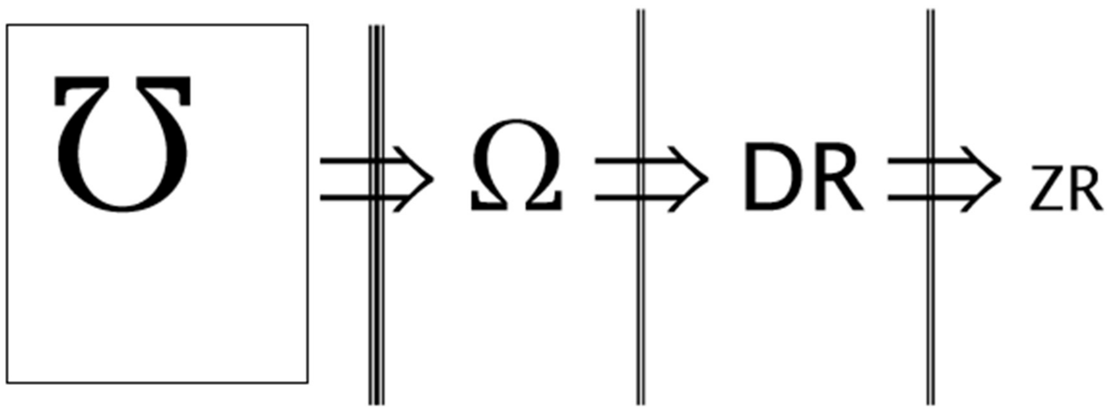
was eine topologische Definition des Modells 1.1. ist. Demnach ist Zeichengenese im Sinne von Metaobjektivation nichts anderes als als zweimalige Anwendung von Filtern auf die Objekte des aposteriorischen Teilraums des ontologischen Raumes. Der Vorteil dieser Definition besteht also darin, dass hiermit zum ersten Mal das Zeichen als nicht-intentionale Entität definiert werden kann.

Allerdings ist damit der Übergang

$\{AR\} \rightarrow \{OR\}$

nicht definiert. $\mathcal{F}$obj besagt ja in Übereinstimmung mit dem Joedicke-Modell, dass das, was wir wahrnehmen, keine Objekte, sondern disponible Relationen sind. Genau auf der Ebene der disponiblen Relationen tauchen aber nach Bense (1975, S. 65 f.) die kategorialen Objekte O^0 auf. **Daraus folgt also, dass unsere Erkenntnis weder apriorisch noch aposteriorisch, sondern bereits präsemiotisch ist.** Der Übergang

vom apriorischen zum aposteriorischen Raum ist lediglich nowendig, damit wir beim Akt der Wahrnehmung bereits den Unter-schied im Sinne Spencer Browns machen können, indem wir nämlich die von uns wahrgenommenen Objekte hinsichtlich sehr allgemeiner Prä-Kategorien wie Form, Funktion, Gestalt (Wiesenfahrth), Mittel, Gegenstand, Gebrauch (Bense 1981, S. 33) oder Sekanz, Semanz, Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28) „imprägnieren“. Die durch das objektive Filtersystem den Gegenständen auferlegten, ihre Wahrnehmung ermöglichenden Raster sind also sozusagen eine moderne Version der alten Eidyllia-Theorie, wonach die Gegenstände selbst kleine Partikeln zu ihrer Wahrnehmung, Identifikation, Unterscheidung aussenden.
Wie der nicht-definierte Übergang {AR} → {OR} ausschaut, darüber können wir erst dann mehr sagen, wenn wir die Strukturen von {OR} genauer angeschaut haben. Bevor wir das tun, halten wir aber fest, dass aus unserem semiogenetischen Modell vor allem noch etwas viel Erstaunlicheres folgt: Es weist nämlich nicht nur 1 Kontexturengrenze auf wie die bisherigen semiogenetischen Modelle, sondern 3:



(wobei {℧} = {AR} und {Ω} = {OR}) .

Die Hauptkontexturengrenze befindet sich somit erwartungsgemäss zwischen {AR} und {OR}, zwei Nebenkontexturengrenze befinden sich zwischen {OR} und {DR} sowie {DR} und {ZR}. Es gibt somit 2 Kontexturengrenzen zwischen Zeichen und Objekt und nicht, wie bisher allgemein angenommen, 2, gesetzt wenigstens, dass die Semiose zwischen Objekt und Zeichen vollständig ist.
Nun definieren wir im Anschluss an Toth (2010)

AR = <Ω, Ω°>,

d.h. das noch nicht durch den Kontexturübergang 1 gegangene apriorische Objekt besteht einmal aus dem nachher noch wahrnehmembaren (aposteriorischen) Teil Ω, ferner besteht es aus einem nachher nicht mehr wahrnehmbaren (apriorischen) Teil, den wir mit Ω^0 bezeichnen. Ferner sind wie üblich (Toth 2010)

OR = ($\mathcal{M}$, Ω, $\mathcal{J}$)

DR = (M°, O°, I°)

ZR = (M, O, I)

Bei AR gibt es somit zwei Möglichkeiten:

AR = {<Ωi, Ωi°>} oder

AR = {<Ωi, Ωj°>} (mit i ≠ j), mit i, j ∈ {.1., .2., .3.}.

Somit gilt also

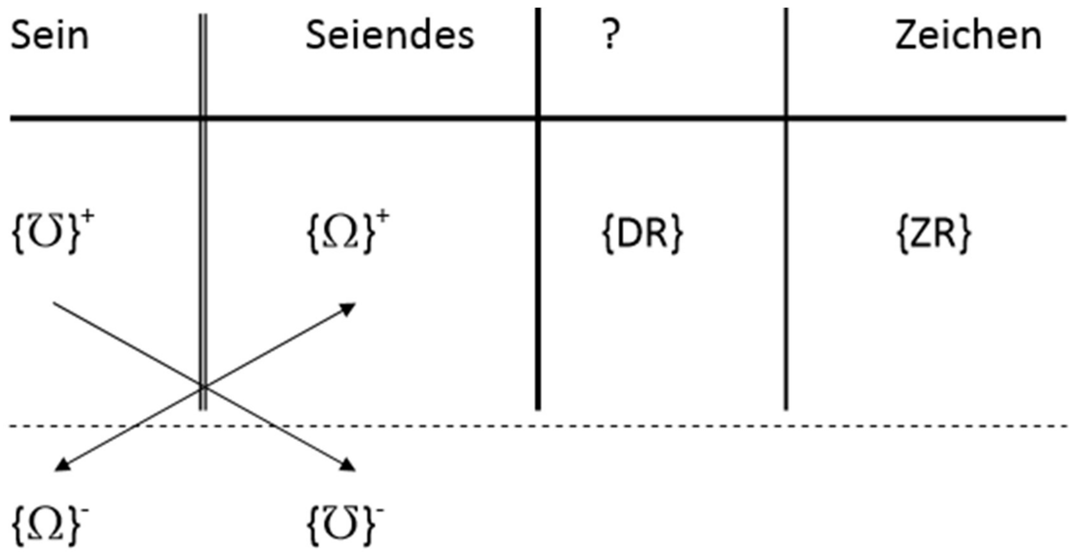
{AR} = {{<Ω(.)i(.), Ω(.)j(.)°>}},

d.h. mit den Punkten werden alle 4 möglichen Kombinationen von Peirce-Zeichen, d.h. Kombinationen aus Haupt- und Stellenwerten der Dyaden offen gelassen:

x.y., .x.y, x..y, .xy.

Damit hätten wir die formalen Grundlagen zu einer vollständigen Ontologie des Seins. „Nun erhebt sich aber angesichts der ontologischen Differenz zwischen Sein und Seiendem das Problem der ‚meontologischen Differenz' zwischen Nichts und Nichtseiendem" (Bense 1952, S. 80). Bei Heidegger liest man in diesem Zusammenhang: „Das Nichts ist das Nicht des Seienden und so das vom Seienden her erfahrene Sein. Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein. Aber sowenig Sein als das Nicht zum Seienden ein Nichts ist im Sinne des nihil negativum, sowenig ist die Differenz als das Nicht zwischen Seiendem und Sein nur das Gebilde einer Distinktion des Verstandes (ens rationis). Jenes nichtende Nicht des Nichts und dieses nichtende Nicht der Differenz sind zwar nicht einerlei, aber das Selbe im Sinne dessen, was im Wesenden des Seins des Seienden zusammengehört" (Heidegger 1965, S. 5).

Ich versuche im folgenden, die Angaben Heideggers auf der Basis des oben präsentierten Bildes semiotisch darzustellen:



Man beachte, dass die ontologische Differenz mit der ersten, „scharfen" Kontexturengrenze zusammenfällt. Diese bewirkt im Sinne der Heideggerschen Bestimmungen, dass Sein und Nichts auf der einen sowie Seiendes und Nichten(des) auf der anderen Seite in einer chiastischen Relation stehen und also nicht einmal durch die horizontale gestrichelte Linie, welche die Negation repräsentiert, gespiegelt sind, denn nur so entkommt man dem Problem des Heideggerschen nihil negativum einerseits und des ens rationsis anderseits. Die dick ausgezogene Kontexturengrenze zwischen den den ontologischen Raum im Sinne Benses (1975, S. 65 f.) repräsentierten Teilbereichen des Seins und des Seienden sowie denjenigen des präsemiotischen und des semiotischen Raumes ist also die im Rahmen der Polykontexturalitätstheorie immer wieder hervorgehobene Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt. Allerdings scheint der von Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) verwendete Notbehelfsbegriff der „Disponibilität" nicht geeignet, in einer Reihe mit den etablierten Begriffen Sein – Seiendes - ? – Zeichen zu stehen.

4. Wir können nun mit dem technischen Teil dieser Arbeit weiterfahren. Die oben aufgestellte Definition

$$AR = \{\langle \Omega(.)i(.),\ \Omega(.)j(.)^\circ \rangle\}$$

muss somit natürlich parametrisiert werden. Wenn wir im Blick auf den „scharfen" Kontexturübergang i, j ∈ {.1., .2., .3.} setzen, bekommen wir

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{1.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{2.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{3.}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.1}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.2}{}^{\circ}>\}$

$\{<\pm\Omega_{.1}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.2}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$ $\{<\pm\Omega_{.3}, \pm\Omega_{.3}{}^{\circ}>\}$

Wir können nun analog zu

$\{OR\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I})\}$

setzen

$\{AR\} = \{<A^*, B^*, C^*>\}$,

wobei gelten soll

$A^* = \{<\{\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\mathcal{M}\ (.)j(.)^\circ\}>$

$B^* = \{<\{\Omega(.)i(.)\}, \{\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}$

$C^* = \{<\{\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\mathcal{I}(.)j(.)^\circ\}>\}$.

Dann ist

$\{AR\} = \{<\pm\Omega i,\ \pm\Omega\ j^\circ>\} = <\pm A^*, \pm B^*, \pm C^*> =$

$\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}\ (.)j(.)^\circ\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)^\circ\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)^\circ\}\}$.

$OR = \{\pm\mathcal{M}i, \pm\Omega i, \pm\mathcal{I}i\ \}$

mit

$\pm\mathcal{M}i \in \{\pm\mathcal{M}1, \pm\mathcal{M}2, \pm\mathcal{M}3, ..., \pm\mathcal{M}n\}$

$\pm\Omega i \in \{\pm\Omega 1, \pm\Omega 2, \pm\Omega 3, ..., \pm\Omega n\}$

$\pm\mathcal{I}i \in \{\pm\mathcal{I}1, \pm\mathcal{I}2, \pm\mathcal{I}3, ..., \pm\mathcal{I}n\}$.

Bevor wir nun zum präsemiotischen und semiotischen Raum kommen, sei daran erinnert, dass die Zeichenrelation bereits für von mir parametrisiert eingeführt worden war (vgl. Toth 2001 u. 2008, S. 52 ff.), und zwar im Zusammenhang mit der Einführung komplexer Peircezahlen (Primzeichen) in Analogie zu komplexen Peanozahlen. Damit sind wir nun legitimiert, auch den intermediären präsemiotischen Raum als Raum von parametrisierten Klassen disponibler Kategorien einzuführen:

$DR = \{\pm M^\circ i, \pm O^\circ i, \pm I^\circ i\ \}$

mit

$\pm M^\circ i = \{\pm M^\circ 1, \pm M^\circ 2, \pm M^\circ 3, ..., \pm M^\circ n\}$

$\pm O^\circ i = \{\pm O^\circ 1, \pm O^\circ 2, vO^\circ 3, ..., \pm O^\circ n\}$

$\pm I°i = \{\pm I°1, \pm I°2, \pm I°3, ..., \pm I°n\}$,

Für die Zeichenklassen ergibt sich wie bekannt

$ZR = \{\pm M, \pm O, \pm I\}$

mit

$\pm Mi = \{\pm M1, \pm M2, \pm M3, ..., \pm Mn\}$

$\pm Oi = \{\pm O1, \pm O2, \pm O3, ..., \pm On\}$

$\pm Ii = \{\pm I1, \pm I2, \pm I3, ..., vIn\}$.

Aus den 7 Quadrupeln, die in Toth (2010) dargestellt worden waren, erhalten wir nun die folgenden relationalen Mengen, wobei, zur Erinnerung, VZ für Vollständige Zeichenrelation, OK für Objektkategorie, KO für Kategorienobjekt, KZ für Kategorienzeichen, ZK für Zeichenkategorie, OZ für Objektzeichen und ZO für Zeichenobjekt steht:

1. VZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}, \{\pm M°1, ..., \pm M°n\}, \{\pm M1, ..., \pm Mn\}>, <\{\pm\Omega1, ..., \pm\Omega n\}, \{\pm O°1, ..., \pm O°n\}, \{\pm O1, ..., \pm On\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I°1, ..., \pm I°n\}, \{\pm I1, ..., \pm In\}>\}$

2. OK = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}, \{\pm M°1, ..., \pm M°n\}>, <\{\pm\Omega1, ..., \pm\Omega n\}, \{\pm O°1, ..., \pm O°n\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I°1, ..., \pm I°n\}>\}$

3. KO = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M°1, ..., \pm M°n\}, \{\pm\mathcal{M}1, ...,$

$\pm\mathcal{M}n\}>, <\{\pm O°1, ..., \pm O°n\}, \{\pm\Omega 1, ..., \pm\Omega n\}>, <\{\pm I°1, ..., \pm I°n\}, \{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}>\}$

4 KZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M°1, ..., \pm M°n\}, \{\pm M1, ..., \pm Mn\}>, <\{\pm O°1, ..., \pm O°n\}, \{\pm O1, ..., \pm On\}>, <\{\pm I°1, ..., \pm I°n\}, \{\pm I1, ..., \pm In\}>\}$

5. ZK = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M1, ..., \pm Mn\}, \{\pm M°1, ..., \pm M°n\}>, <\{\pm O1, ..., \pm On\}, \{\pm O°1, ..., \pm O°n\}>, <\{\pm I1, ..., \pm In\}, \{\pm I°1, ..., \pm I°n\}>\}$

6 OZ = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\mathcal{M}1, ..., \mathcal{M}n\}, \{\pm M1, ..., \pm Mn\}>, <\{\Omega 1, ..., \Omega n\}, \{\pm O1, ..., \pm On\}>, <\{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\}, \{\pm I1, ..., \pm In\}>\}$

7. ZO = $\{\{<\{\pm\mathcal{M}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{M}(.)j(.)°\}>\}\},\{\{<\{\pm\Omega(.)i(.)\}, \{\pm\Omega(.)j(.)°\}>\}\}, \{\{<\{\pm\mathcal{I}(.)i(.)\}, \{\pm\mathcal{I}(.)j(.)°\}>\}, <\{\pm M1, ..., \pm Mn\}, \{\pm\mathcal{M}1, ..., \pm\mathcal{M}n\}>, <\{\pm O1, ..., \pm On\}, \pm\Omega 1, ..., \pm\Omega n\}>, <\{I\pm 1, ..., \pm In\}>\}, \{\pm\mathcal{I}1, ..., \pm\mathcal{I}n\} >\}$

5. Es ist uns hier also gelungen, ein vollständiges mathematisch-semiotisches Modell der Zeichengenese, sogar einschliesslich der Form der apriorischen Relationen, die uns normalerweise in einer „Black Box" verborgen sind, zu rekonstruieren. Damit kann nicht nur das Modell 1.1 welches das Paar

$\Sigma = <\Omega, ZR>$

und das Modell 1.2., welches das Tripel

$\Sigma = <\Omega, DR, ZR>$

erfüllen, mathematisch präzise dargestellt werden, sondern auch das weitere Modell, nennen wir es einfach 1.3, welches das Quadrupel

$\Sigma = <\mho, \Omega, DR, ZR>$

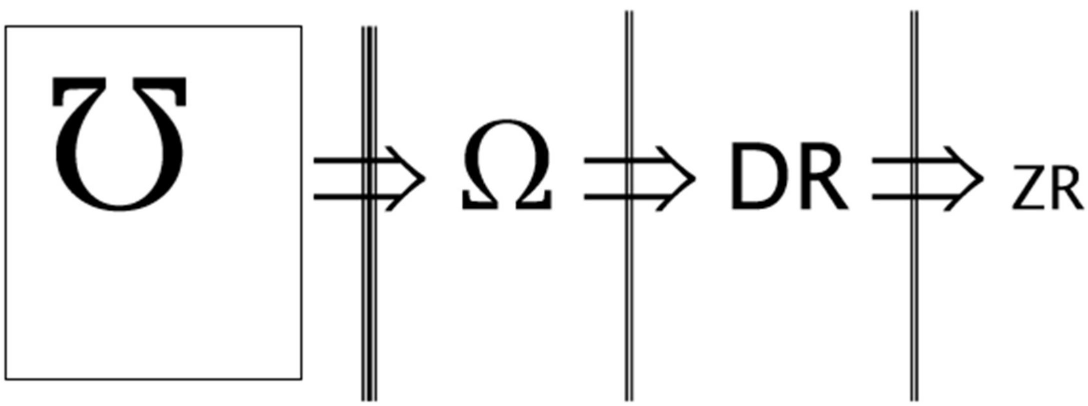
erfüllt. Auch wenn es trivial klingt – die Begründung folgt sogleich, müssen wir hier aussprechen: Diese 4 Semiotiken sind transzendental, denn sie gründen im Satz vom Grunde.

Revolutionär war es demnach, wenn mit Bruch von mehereren tausend Jahren Geistesgeschichte (die Mathematik natürlich eingeschlossen) Günther alle diese Modelle verwarf und an den Anfang des Objektes, das eingeschlossen war im ontologischen Raum, ein jeglicher Materialität und Formkonstanz entblösstes Nichts setzte, von dem man nicht einmal sagen kann, es nähme den Platz der Objekte ein, denn solche gibt es auf dieser tiefsten Güntherschen Ebene gar nicht, die ja unter den bipolaren binären Dichotomien liegt. Damit ist es ferner auch sinnlos zu sagen, Günther habe die Semiogenese ihrer Transzendentalität befreit, da auch der Unterschied von Diesseits und Jenseits jenseits der Günther-Logik liegt. Bei Günther, und, in seiner Nachfolge bei Kronthaler (1986, S. 26) steht also am Anfang der Semiogenese nicht das Objekt, sondern ein Morphogramm genanntes Leerpattern, das aus Kenogrammen besteht und in das Werte aus den drei „graphematischen“ (Kaehr) Basiswissenschaft der Mathematik, Logik und Semiotik eingeschrieben werden können. Im Falle der Wertbelegung führt diese Inskription in der Mathematik zunächst zu den Peanozahlen $\mathbb{N} \cup 0$, in der Logik zu den Wertzahlen 0 und 1 und in der Semiotik zu den Peirce-Zahlen 0, 1, 2, 3 (wobei die 0 für die Ebene der Präsemiotik reserviert ist). Dabei sind die Wertbelegungen durch die drei Ebene des Proto-, Deutero- und Trito-Systems gegliedert, wobei das Proto-System dem Peano-System am nächsten steht.

> Ein Problem besteht hier darin, dass die Abbildung Keno → Wertzahlen (mit den drei Schadach-Transformationen) zunächt zu den Trito-, dann zu den Deutero- und schliesslich zu den Proto-Zahlen führen muss, da bei Trito→Deutero die Positionsabstraktion und bei Deutero→Proto die Itrationsabstraktion eintritt. Der Übergang von Proto→Peano (mit „Qualitätssprung“) wird Monokontexturalisierung genannt. Keno setzt also einerseits bereits Wertzahlen aus der Mathematik, Logik, Semiotik voraus, nämlich zur Belegung, anderseits aber treten diese ja erst am Schluss der Abstraktoionskette, beim Übergang Proto→Peano, auf!

Stimmt es somit, dass beim kenogramatischen Modell der Zeichengenese im Gegensatz zum metaobjektiven Modell die Kenostruktur den Platz des Objektes einnimmt? – Die Antwort ist nach dem bisher Gesagten: ja und nein. Ja, denn die Kenogrammatik liegt tiefer als die Dichotomien, daraus folgt, dass es dort auch keine Objekte geben kann und wir somit im „meontischen“ Kontexturbereich des Nichts sind. Nein, denn die Kenogrammatik setzt Wertzahlen voraus, die bereits die abgeschlossene Zeichengenese voraussetzen, denn die Werte stammen aus der Mathematik, der Logik und der Semiotik! Wir haben hier offenbar das „kenogrammatische Paradox der drei Fundamental-Wissenschaften“ vor uns.

Ich schlage hier aber eine Lösung vor, um die beiden Modelle der Zeichenbildung, mit denen wir es in dieser Arbeit zu tun haben, das sog. zeichengenetische Modell



und das sog. Semiosis-Kenosis-Modell (zum Begriff und zu Erläuterungen der Kenosis vgl. Mahler 1993, ferner Kronthaler 1986, S. 16)

| Wert-Struktur | ⇒ | Trito-Struktur | ⇒ | Deutero-Struktur | ⇒ | Proto-Struktur |

miteinander zu vereinigen:

	$\mho \Rightarrow$	$\Omega \Rightarrow$	DR $\Rightarrow$	ZR
Peano				
Protero				
Deutero				
Trito				

Diesem kombinierten Modell liegt also die Struktur

Metaobjektivation (inverser Prozess ??)

Kenosis (↓)

Semiosis (↑)

Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80

Heidegger, Martin, Von Wesen des Grundes. 5. Aufl. Frankfurt am Main 1965

Joedicke, Jürgen, Raum und Form in der Architektur. Stuttgart 1985

Kaehr, Rudolf, Skizze eines Gewebes rechnender Räume in denkender Leere. Glasgow, umfangreiche Edition 2004

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Monokontexturale und polykontexturale Semiotik.

In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hrsg.), Myths, Rites, Simulacra. Proceedings of the 10th International Symposium of the Austrian Association for Semiotics, University of Applied Arts Vienna, December 2000. Vol. I: Theory and Foundations & 7th Austro-Hungarian Semio-Philosophical Colloquium. Vienna 2001, S. 117-134

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. 2. Aufl. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Die Illokalität des Bewusstseins. München 2010 (2010 a)

Toth, Alfred, Zeichen und Objekt. 2 Bde. München 2010 (2010 b)

Zeichen als nicht-daseinsmässiges Seiendes

1. In „Vom Wesen des Grundes“ (1929/1965) unterschied Heidegger zwischen daseinsmässigem und nicht-daseinsmässigem Seienden. Das Verhältnis des letzteren zur Transzendenz bleibt jedoch unklar: „Das Übersteigende und so sich Erhöhende muss als solches im Seienden sich befinden. Das Dasein wird als befindliches vom Seienden eingenommen so, dass es dem Seienden zugehörig von ihm durchstimmt ist. Transzendenz heisst Weltentwurf, so zwar, dass das Entwerfende vom Seienden, das es übersteigt, auch schon gestimmt durchwaltet ist“ (Heidegger 1965, S. 45).

2. Transzendenz beginnt also im Seienden, und zwar wohl im daseinsmässigen Seienden, aber es kann sowohl im daseinsmässigen als auch im nicht-daseinsmässigen Seienden enden. Es liegt auf der Hand, dass die Transzendenz nach Heidegger gerade nicht-daseinsmässiges Seienden schafft. Dass dieser „Weltentwurf“ mittels Zeichen geschieht, darüber spricht Heidegger zwar nicht, aber falls es sich so verhält, dann stehen wir vor der Tatsache, dass die Transzendenz als dem Seienden innewohnender „Überstieg“ die Zeichen schafft und nicht umgekehrt die Transzendenz erst durch Zeichen geschaffen wird, wie in Toth (2010) argumentiert wurde.

3. Wir stehen also vor folgender Problematik:

3.1. Wenn die Transzendenz dem Seienden innewohnt, muss sie erklärt werden. Sie ist dann auf jedenfall, wenn nicht die Semiose selbst, dann doch eine sie ermöglichende „Kraft“.

3.2. Falls umgekehrt das Zeichen die Transzendenz schafft, dann muss angegeben werden können, warum den Zeichen die Fähigkeit des Überstiegs innewohnt.

Falls 3.1. richtig ist, müsste die Natur als reproduktiver Zeichenprojektor verstanden werden, wobei der Interpretantenbezug als Operator fungiert.

2. Falls 3.2. richtig ist, dann muss der Semiose ein Prozess bzw. eine Strukturebene vorangehen, worin die transzendentale Eigenschaft dieses Prozesses, den Bense (1967, S. 9) „Meta-Objektivation“ genannt hat, ermöglicht wird.

Die Frage ist aber, wo das Bewusstsein als Zeichensetzer bleibt (vgl. Toth 2009). Die thetische Einführung der Zeichen als Willensakt fällt keineswegs unter Heideggers Begriff des „Umwillens“ (1965, S. 45). Semiotisch (und, wie ich annehmen darf, kognitionswissenschaftlich) ergibt sich jedenfalls keinerlei Grund für die Annahme einer dem Seienden „inhärierenden“ Transzendenz. Nimmt man hingegen wie in Toth (2009) an, dass nicht die Transzendenz das Zeichen schafft, sondern dass umgekehrt die Zeichen die Transzendenz schaffen, dann ermöglicht das sowohl die Kenose zur Begründung der Semiose als es ebenfalls den Willen eines Bewusstseins, ein Objekt (dank vorausgesetzter Kenose) der Semiose zuzuführen und es also zum Zeichen zu metaobjektivieren, nicht ausschliesst.

Bibliographie

Heidegger, Martin, Vom Wesen des Grundes. Frankfurt am Main 1965

Toth, Alfred, Kenose oder thetische Einführung? In: http://www.mathematical-semiotics.com/pdf/Kenose%20od.%20thet.%20Einf..pdf (2009)

Toth, Alfred, Die Erschaffung des Jenseits durch das Zeichen. München 2010

Zur Systemik einer meontischen Semiotik

1. "So tritt also das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt, infolgedessen ist es beständig gegenwärtig wie auch beständig abwesend. Die meontologische Differenz erscheint als ontologische Ambivalenz. Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden, sofern sich dieses in jedem Seienden kundgibt" (Bense 1952, S. 81). Es dürfte klar sein, daß in dieser frühen semiotischen Konzeption Benses die Semiotik noch kein "nicht-transzendentales, nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133) ist, wie sie erst später, wohl unter dem unheilvollen Einfluß von Hausdorffs früher Kosomologie, die Bense 1976 neu herausgegeben hatte, konzipiert werden sollte. Noch 1967 stellte Bense fest: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (1967, S. 9). Das bedeutet also, daß hier noch klar zwischen Objekt und Zeichen geschieden wird, d.h. das Objekt ist ein Element des "ontischen Raumes", das Zeichen aber ein Element des "semiotischen Raumes", wie Bense noch kurz vor der Hausdorff-Neuauflage differenziert hatte (Bense 1975, S. 65 ff.). Später allerdings ist nur noch die Rede vom "internen" bzw. "semiotischen Objekt", d.h. dem Objektbezug, gegeben ist nur noch das, was repräsentierbar ist: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (Bense 1981, S. 11), und an die Stelle der ontischen Realität tritt eine zirkulär zur Zeichenthematik definierte semiotische Realität, die sogenannte Realitätsthematik: "Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln" (Bense 1981, S. 11).

2. In der frühen, d.h. vor-hausdorffschen semiotischen Konzeption Benses wird somit klar zwischen Objekt und Zeichen geschieden, und ein Objekt wird durch Metaobjektivation zum Zeichen. Im Ideal- und Normalfall wird einem ontischen Objekt ein relationales Zeichen zugeordnet und damit eine Kontexturgrenze zwischen ontischem und semiotischem Raum errichtet, die auf dem Boden der zweiwertigen aristotelischen Logik wegen des Drittensatzes unüberbrückbar

ist und ebenfalls zur Folge hat, daß die Semiose irreversibel ist, d.h. daß ein einmal in ein Zeichen transformiertes Objekt niemals in ein Objekt zurückverwandelt werden kann. Das dergestalt zu seinem Objekt transzendente Zeichen erreicht wegen Benses Invarianzprinzip (Bense 1975, S. 41 ff.) sein Objekt nicht mehr, es stellt eine Funktion dar, um die "Disjunktion von Welt und Bewußtsein zu überbrücken" (Bense 1975, S. 16) und verhält sich also sowohl zur Welt- als auch zur Bewußtseinsachse asymptotisch. Für den semiotischen Raum gilt somit das von Bense ebenfalls schon sehr früh festgestellte Prinzip einer "Eschatologie der Hoffnungslosigkeit" (Bense 1952, S. 100), d.h. für ein Zeichen gibt es kein Entrinnen aus seiner Repräsentationalität, das semiotische Universum ist keine "ontisch erhellte Welt", sondern eine "ontisch verdunkelte Welt" (Bense 1952, S. 78). Wie den Zeichen-Objekten in Kafkas "Landarzt", fehlt den Zeichen des semiotischen Raumes im Gegensatz zu den Objekten des ontischen Raumes der zureichende Grund (Bense 1952, S. 96), denn sein Gegenstandsbereich ist nicht die Ontik, sondern die ihr korrespondierende Meontik (vgl. dazu Bense 1952, S. 115, Anm. 72 mit explizitem Bezug auf G. Günther).

3. Definieren wir mit Toth (2012) ein Objekt als System

$\Omega = [A, I]$,

so erhalten wir wegen Toth (2011)

$\Omega = [[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$

und somit

$[A, I] = [[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$.

Da nach dem oben Gesagten die Glieder der Dichotomie [Seiendes, Sein] im ontischen Raum den Gliedern der Dichotomie [Zeichenthematik, Realitätsthematik] im semiotischen Raum korrespondieren, bekommen wir

$\times\Omega = \times[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]] =$

$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]]$, d.h. der relational-systemische Ausdrück für die Dichotomie [Seiendes, Sein] ist

$[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$

$\times$

$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]]$.

4. Für Zeichen gilt natürlich im Anschluß an Bense (1979, S. 53)

$ZR = [1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$,

d.h. das duale Verhältnis von Zeichenthematik und Realitätsthematik kann in der Form

$[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$

$\times$

$[[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]$

dargestellt werden.

Nun gilt wegen Benses eingangs zitierter (und auf Heidegger sowie dessen Vorgänger) zurückgehender Konzeption

[Nichtseiendes, Nichts] $\subset$[Seiendes, Sein].

Somit gilt also relational-systemisch

$[[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]] \times [[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]] \subset [[I \rightarrow A],$

$[A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]] \times [[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]]$.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Syseme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen I, II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Zwei Formen von Realitätstestung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Verweisung und Zuhandenheit

1. Die Zeichenkonzeption Heideggers bedarf gerade im Hinblick auf die von mir entwickelte semiotische Objekttheorie dringend einer Aufarbeitung. So stellt er bereits in "Sein und Zeit" fest: "Das Zeichen selbst kann das Gezeigte vertreten nicht nur im Sinne des Ersetzens, sondern so, daß immer das Zeichen selbst das Gezeigte ist" (1986, S. 82). In unserer Terminologie (vgl. z.B. Toth 2011) liegt hier ein ostensives Zeichenobjekt oder Objektzeichen vor. Als Ursprung dieses Phänomens erklärt Heidegger: "Das Zusammenfallen gründet nicht in einer ersten Objektivierung, sondern im gänzlichen Fehlen einer solchen", genauer handelt es sich um "ein Noch-nicht-Freiwerden des Zeichens vom Bezeichneten. Solcher Zeichengebrauch geht noch völlig im Sein zum Gezeigten auf, so daß sich ein Zeichen als solches noch nicht ablösen kann" (ibd.). Bemerkenswert an diesen Ausführungen ist also, daß der Ursprung des Zeichens nicht wie bei Bense (1967, S. 9) in der Zuordnung einer Relation zu einem Objekt, von Bense "Metaobjektivierung" genannt, liegt, sondern umgekehrt in der ursprünglichen Einheit von Objekt und Zeichen, indem dem Objekt eine primordiale Verweisungsfunktion zugesprochen wird. Aus diesem Grunde kann Heideggers sagen: "Die Verweisung selbst kann daher, soll sie ontologisch das Fundament für Zeichen sein, nicht selbst als Zeichen begriffen werden. Verweisung ist nicht die ontische Bestimmtheit eines Zuhandenen, wo sie doch Zuhandenheit selbst konstituiert" (1986, S. 83). Zuhandenheit ist daher nicht das Seiende, sondern das Sein eines Objektes, insofern Verweisung Zuhandenheitheit konstituiert und diese das Sein des Seiendes jenes Objektes ist, das einen "Zeige-Charakter" hat. Damit enthält also bereits das Objekt eine Verweisungsfunktion, d.h. es liegt eine transzendentale Objektkonzeption vor, jedoch nicht dergestalt, daß das Zeichen als phantomatische Relation einem "vorgegebenen" Objekt auf mysteriöse Weise zugeordnet wird und damit die reziproke Transzendenz von Objekt und Zeichen etabliert wird, und auch nicht so, daß das Objekt (auf ebenso mysteriöse Weise) ein Zeichen "entläßt", worauf sich Transzendenz einstellt, sondern das Objekt enthält mit seiner Verweisfunktion qua Sein seines Seienden zugleich die Transzendenz sozusagen in nuce in sich.

2. Obwohl nun die semiotische Objekttheorie (Toth 2012) völlig unabhängig von der Heideggerschen Zeichenkonzeption entstanden ist, decken sie sich die beiden Theorie in ihren Grundzügen, insofern die ontische Dichotomie von Sein und Seindem, formal:

$$[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$$

$$\times$$

$$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]].$$

der semiotischen Dichotomie von Zeichen- und Realitätsthematik

$$[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$$

$$\times$$

$$[[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]$$

in zwar struktureller Korrespondenz, jedoch in chiastischer Relation zugeordnet wurde, d.h. es gilt

Sein × Seiendes

Realitätshematik × Zeichenthematik,

denn: "Das Präsentamen [d.h. die Dichotomie von Sein und Seiendem, A.T.] geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik" (Bense 1981, S. 11), d.h. bedeutet aber, daß das Sein nicht etwa mit der Realitätsthematik, sondern mit der Zeichenthematik und das Seiende nicht etwa mit der Zeichenthematik, sondern mit der Realitätsthematik über die Kontexturgrenze zwischen Objekt und Zeichen verbunden sind. Lehnt man also eine transzendentale Objektkonzeption ab, dann kann man im Grunde nicht erklären, warum es überhaupt Zeichen gibt und warum diese Objekte sogar vollständig substituieren können, indem sie sich von ihnen ablösen. Schlägt man ferner die Eigenschaft der Etablierung von

Zeichen-Objekt-Transzendenz nicht dem Objekt zu, dann muß man sie wohl oder übel dem Zeichen zuschlagen, allerdings ist aber die Existenz von Zeichen und nicht diejenige von Objekten sogar in der Bense-Semiotik erklärungsbedürftig, da die Objekte ja axiomatisch als vorgegeben betrachtet werden. Wenn in diesem Falle aber das Zeichen die Transzendenz erzeugt, muß zuerst erklärt werden, wie Zeichen denn entstehen, dazu aber benötigt man bereits die Objekt-Zeichen-Transzendenz, d.h. man endet in einem circulus vitiosus.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

Toth, Alfred, Ostensiva. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

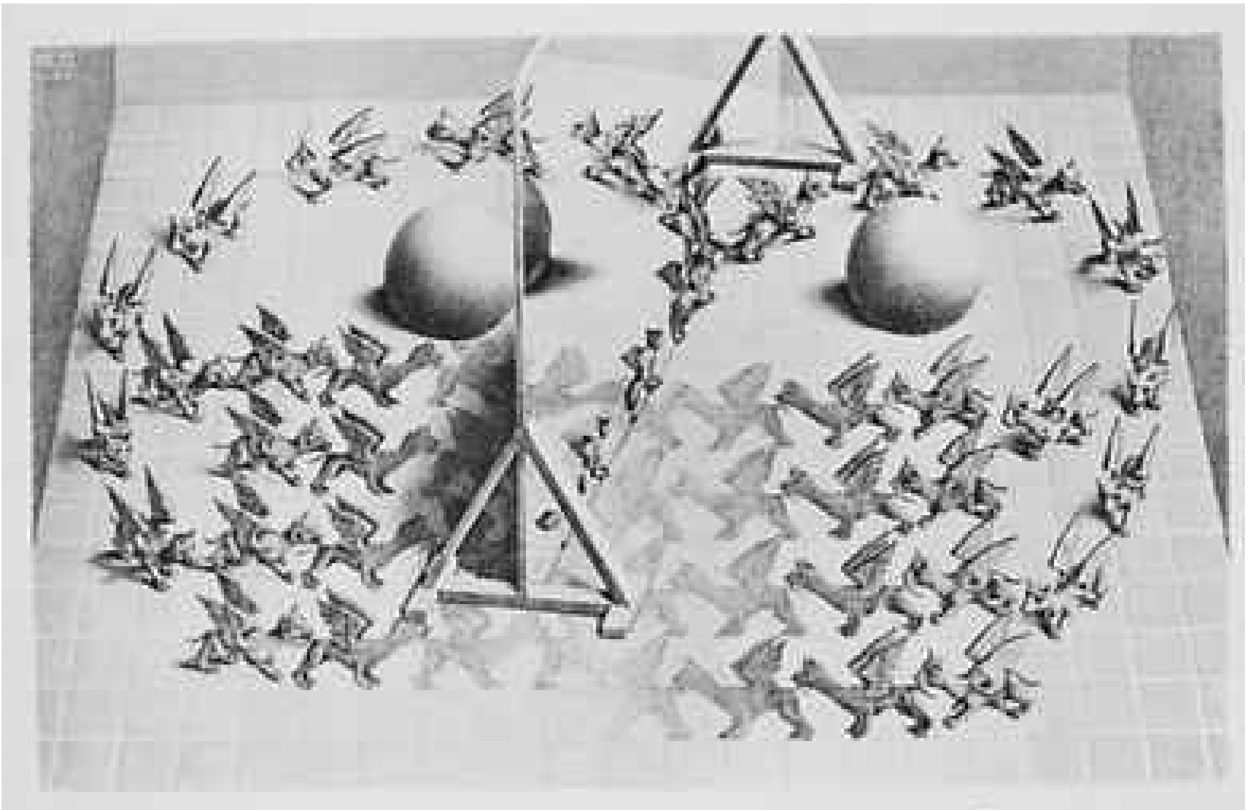
Toth, Alfred, Zur Systemik einer meontischen Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Die Kirche von Zinsblech

1. Zu Panizzajana 1-8 vgl. Toth (2011). Wie die meisten Erzählungen Oskar Panizzas, so beginnt auch diejenige der Kirche von Zinslech (zuerst veröffentlicht in Panizza 1893) bei Anbruch der Dunkelheit in relativ einsamer Landschaft, die zudem vom Autor nicht näher lokalisiert wird. Dieses Sterotyp charakterisierte Panizzas bester Biograph, Michael Bauer, wie folgt: "Durch die Verflechtung einer dem Leser vertrauten Realität mit einer ihm durch den Ich-Erzähler vermittelten neuen Wirklichkeitserfahrung wollte Panizza verdeutlichen, daß jeder Mensch, je nach Veranlagung und psychischer Disposition, seine individuelle Realität schaffe und es somit weder eine Objektivität noch eine Normalität des Empfinden und Erlebens geben könne" (1984, S. 74). Die Auffassung wurde erst lange nach Panizza, aber von keinem Geringeren als Gotthard Günther, zum Programm erhoben: "Das neue Thema der Philosophie ist die Theorie der Kontexturalgrenzen, die die Wirklichkeit durchschneiden" (zit. nach einem in Toth 2007, S. 90 zitierten Frg.).

2. Um nichts anderes als um eine literarisch zu illustrierende Theorie der Kontexturalgrenzen ging es Panizza. Als der Ich-Erzähler in der Kirche von Zinsblech aufwacht, sieht er zwei aufeinander zuströmende Prozessionen: "Niemand wunderte sich über den anderen, keiner sprache mit dem anderen" (zit. nach Panizza 1964, S. 28). Man erinnert sich einerseits an Hermann Brochs Aussage im "Tod des Vergil": "Die Toten haben einander vergessen", andererseits an die bekannte und ebenfalls von G. Günther kommentierte Stelle bei Lewis Carroll: “No matter how loud the discourse between Alice and the Tweedle brothers may get, it will not wake the Red King, because the existence or mode of Reality of Alice and the Twins is discontextural with the physical body of the King who is – or seems at least – to be lying in front of them in the grass” (Günther 1979, S. 253).

Dem mit Panizzas Werk Vertrauten wird bereits der Hinweis, daß in der Kirche zwei Prozessionen und nicht nur eine abgehalten wurden, aufgefallen sein. Genauer heißt es: "Der linke Zug ging rechts um den Altar herum, der rechte links herum, um auf diese Weise in ihre Kirchenstühle zurückzukehren. Wie aber, wenn diese zwei Züge von so entgegengesetztem Charakter sich hinter dem Altar begegneten?" – Wer es so haben will, kann sich zur Illustration dessen, was beim Aufeinandertreffen der beiden Prozessionszüge geschen wäre, M.C. Eschers bekannten Zauberspiegel heranziehen.



Der bemerkenswerte Unterschied zwischen den Zügen Eschers und denjenigen Panizzas ist, daß die letzteren offenbar überkreuz gehen, d.h. eine chiastische Relation beschreiben. Jedem, der mit der eminenten Rolle vertraut ist, welche das Nichts in Panizzas Werk einnimmt (vgl. z.B. "Eine Mondgeschichte"), wird hier, ohne zu überinterpretieren, wiederum eine geniale Vorwegnahme von Günther-Kaehrs Proömialrelation erblicken.

Es stellt sich dann heraus, daß der eine der beiden Züge von einem weißen und der andere von einem "schwarzen Priester" angeführt wird. Vom letzteren heißt es: "Eigentümlich war es, daß er fast pendelartig dieselben Bewegungen und Gesten machte, wie sein weißes Gegenüber auf der anderen Altarseite" (1964, S. 30). Man vergleiche dazu die erst 80 Jahre später und von Panizza völlig unabhängig gemachte Feststellung Kronthalers: "Der zweite [logische] Wert spielt aber nur eine Hilfsrolle, er designiert nichts, sondern tritt nur als

Hintergrund auf; er wiederholt nur" (1986, S. 8 [Satz 4.432]). Um die Gemeinsamkeit beider Zusammenhänge, sowohl desjenigen Panizzas als auch desjenigen Kronthalers, zu verstehen, muß man sich bewußt sein, daß die zweiwertige aristotelische Logik gar keinen Platz für einen zweiten designierenden Wert hat: Es designiert nur der eine, und es spielt überhaupt keine Rolle, ob man den Wert 1 oder den Wert 0 als Position oder als Negation definiert. Der jeweils andere Wert kann also gar nicht designieren und daher wiederholt er nur den anderen, ähnlich wie man durch fortgesetztes Kippen eines Lichtschalters nicht über die Alternative Hell/Dunkel hinauskommt. Deshalb bleibt dem das Nichts vertretenden Teufel, d.h. dem "schwarzen Priester" [am Anfang der "Kirche von Zinsblech" wird ein "Haus Nummer sechshundertsechsundsechzig" erwähnt; 1964, S. 26] gar nichts anderes übrig als die Gestik des das Sein vertretenden Priesters zu repetieren. Soweit steht Panizza also noch auf dem Boden der aristotelischen Logik, aber das Geschehen in der Kirche zu Zinsblech selber, d.h. das plötzliche Einbrechen einer weiteren Realität in diejenige des Ich-Erzählers, bedeutet bereits einen radikalen Bruch mit der gesamten Tradition derselben aristotelischen Logik. Nur wegen dieses Bruches empfindet der Ich-Erzähler das Geschehen ja als außerordentlich (und erachtet ihr Verfasser sie aufzuschreiben würdig). Wer Panizzas ähnlich gelagerte Geschichten kennt (z.B. "Das Wirtshaus zur Dreifaltigkeit", "Der Stationsberg", "Eine Mondgeschichte" usw.), weiß natürlich, daß für Panizza diese Interpenetrationen mehrerer Realitäten in die vorgebliche einzige Realität des Durchschnittslesers gerade die Regel und nicht die Ausnahme darstellen. Wer zudem Panizzas philosophisches Programm "Der Illusionismus" (1895) studiert hat, weiß auch, daß Panizza selber eine transzendentale, letztlich auf Kant, Hegel und vor allem Stirners Solipsismus zurückgehende Erklärung für sein Multirealitätsmodell vorgeschlagen hatte, d.h. daß Panizza in Wahrheit der von Günther begründeten Polykontexturalitätstheorie sehr viel näher steht als dem auf Aristoteles zurückgehenden monokontexturalen Realitätsbegriff. Man kann dies anhand von Panizzas Werk am besten anhand von jenen zahlreichen Fällen zeigen, wo das Nichts als nichtleer beschrieben wird, also v.a. natürlich in der "Mondgeschichte" (aus der übrigens außerdem hervorgeht, daß für Panizza – wie lange nach ihm für Heidegger, Günther und Bense - das Nichts in das Sein eingebettet ist und nicht umgekehrt). Ich wähle jedoch ein weniger bekanntes Beispiel, nämlich aus der Erzählung "Paster Johannes". Dort wird das apokalyptische "Thier von Seltsamhausen" als Materialisierung von Träumen dargestellt: "Es war, als wenn es sich bei den Schläfern rekrutirte; als wenn es Glied um Glied aus deren geöffneten Mündern sich ergänzte; als wenn das Thier das Produkt der Seelen der hier Schlafenden sei [...]. Was das für ein Thier sei? – frügen sie. – Ja, das wisse er doch nicht! Sei es vielleicht die *Langeweile*? – Oder das *Nichts*? (Panizza 1981, S. 334 f.). Nach unseren Voraussetzungen ist aber ein nicht-leeres Nichts eines, das designiert, dies widerspricht somit der zweiwertigen aritotelischen Logik und setzt eine mindestens dreiwertige polykontexturale Günther-Logik voraus. Für die zahlreichen Belege, welche diese Folgerung unterstützten, vgl. Toth (2003).

Literatur

Bauer, Michael, Oskar Panizza. München 1984

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 2. Hamburg 1979

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Panizza, Oskar, Visionen. Leipzig 1893

Panizza, Oskar, Der Illusionismus. Leipzig 1895

Panizza, Oskar, Das Liebeskonzil und andere Schriften. Neuwied 1964

Panizza, Oskar, Der Korsettenfritz. München 1981

Toth, Alfred, Oskar Panizzas Forderung eines Neo-Hegelianismus. Digitalisat in: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2003

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Panizzajana 1-8. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Motivierte und polykontexturale Semiotik

1. Theoretisch können Zeichen und Objekt in den folgenden Relationen zueinander stehen:

1.1. Z ∥ O

1.2. Z ∦ O

1.2.1. Z = O

1.2.2. Z ⊂ O

1.2.3. Z ⊃ O.

1.1. bezeichnet die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt, d.h. die wechselseitige Transzendenz beider. Diese Relation kennzeichnet somit die nicht-arbiträren (unmotivierten) Semiotiken wie z.B. diejenige von de Saussure und Peirce. Allerdings fallen bereits die natürlichen Zeichen (Zeichen φύσει) unter die Relation 1.2, und zwar genau wie die zuletzt in Toth (2012) behandelten Ostensiva unter (1.2.1.), d.h. es besteht im Bereich von 1.2. eine intrinsische Relation zwischen Zeichen und Objekt, die demnach durch keine Kontexturgrenze voneinander getrennt und also einander auch nicht transzendent sind. Die Fälle unter 1.2. kennzeichnen somit die arbiträren (motivierten) Semiotiken, wie sie bes. im Mittelalter und in der Neuzeit noch bei Walter Benjamin sowie natürlich in der Kabbala und der ihr assoziierten Zahlenmystik vertreten sind.

2.1. Z ∥ O

Zeichen und Objekt sind nur deshalb einander transzendent, weil innerhalb der 2-wertigen aristotelischen Logik das Tertium non datur gilt, d.h. es gibt nichts Vermittelndes zwischen Z und O, und demzufolge werden sie durch eine Kontexturgrenze voneinander getrennt. Eine Vereinigung von Z und O bedarf also des Überganges zu einer Logik, in der ein Quartum, Quintum usw. non datur gilt, d.h. einer mindestens 3-wertigen Logik.

2.2. Z = O

Natürliche Zeichen und Ostensiva zeichnen sich dadurch aus, daß sich das Zeichen nicht aus ihnen verselbständigen kann, wie dies wegen der Arbitrarität z.B. bei Symbolen der Fall ist. Z.B. repräsentiert eine Eisblume nur sich selbst, aber im Gegensatz zur Eigenrealität der Zeichen ϑέσει eben als Objekt und nicht als Zeichen. Somit tritt an die Stelle der thetischen Einführung die Interpretation, da man der Eisblume wohl keine thetische Selbstintroduktion unterstellen kann. Ferner koinzidieren bei natürlichen Zeichen somit Realität und Mitrealität, d.h. sie stehen für nichts anderes als sich selbst. Etwas anders liegt der Fall bei Ostensiva. Es handelt sich hier zwar nicht um Zeichen φύσει, die sich selbst präsentieren statt anderes zu repräsentieren, aber auch sie werden nicht etwa thetisch eingeführt: Das "Sich-selber-sprechen-Lassen" von Objekten funktioniert ja nur dann, wenn das Objektzeichen in eine Situation eingebettet ist, die keine Ambiguitäten zuläßt. Das bedeutet aber, daß wir neben der thetischen Einführung von Zeichen ϑέσει und der Interpretation von Zeichen φύσει noch die situationsbestimmte Zeichenhandlung bei Ostensiva unterscheiden müssen. Mit diesen drei Prozessen werden also Objekte zu Zeichen befördert.

1.2.2. Z ⊂ O

Typisch für diesen Fall ist die paracelsische Semiotik: "Die semiologische Ordnung des Paracelsus ist nicht nur eine Form des Wissens, sondern die Mimesis der in den Zeichen wirksamen Lebendigkeit der Natur. Das Zeichen ist das Wesen der Dinge" (Böhme 1988). Man beachte, daß dieser Fall impliziert, daß das Subjekt Teil des Objekts und damit das Objekt inhomogen, also Güntherisch gesprochen mit "Reflexionsbrocken durchsetzt" ist. Hier zeigt sich also eine intrinsische Beziehung zur v.a. von Heidegger und sogar dem früheren Bense vertretene Auffassung, wonach das Nichts ins Sein eingebettet ist (vgl. z.B. Bense 1952, S. 80 f.).

1.2.3. $Z \supset O$.

Dieser Fall, für den ich mindestens bislang keinerlei Zeugnisse gefunden habe, würde besagen, daß das Objekt ein Teil des Subjekts und also das Sein ein Teil des Nichts ist. Damit wird also die Semiose umgekehrt, die somit nicht mehr vom Objekt zum Zeichen, sondern vom Zeichen zum Objekt führt, d.h. nicht das Zeichen ist das Metaobjekt des Objektes (Bense 1967, S. 9), sondern es ist umgekehrt das Objekt ein Metazeichen des Zeichens. Hier kündigt sich also sozusagen die Polykontexturalitätstheorie in Umkehrung des Heideggerschen Verhältnisses von Ontik und Meontik an, als deren einfachster Ausdruck wir die Transformation $(Z \parallel O) \rightarrow (Z \nparallel O)$ bestimmen können.

Man beachte, daß $(Z \parallel O)$ den Fall $(Z \neq O)$ einschließt und daß somit der Gegensatz $(Z \parallel O) \neq (Z \nparallel O)$ auf denjenigen von $(Z = O) \neq (Z \neq O)$ zurückgeführt werden kann. Zwischen diesen beiden Haupttypen des Verhältnisses von Zeichen und Objekt vermitteln somit die Typen $(Z \subset O)$ und $(Z \supset O)$ mit den Grenzfällen $(Z \subseteq O)$ und $(Z \supseteq O)$ für natürliche Zeichen und Ostensiva.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Toth, Alfred, Ostensiva und Spuren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Die Abbildungen von Objekten auf Zeichen

1. Wie zuletzt in Toth (2012a) dargestellt, lassen sich die 23 = 8 funktionalen Stiebingschen Objekttypen in parametrischer Schreibweise wie folgt darstellen (vgl. Stiebing 1981)

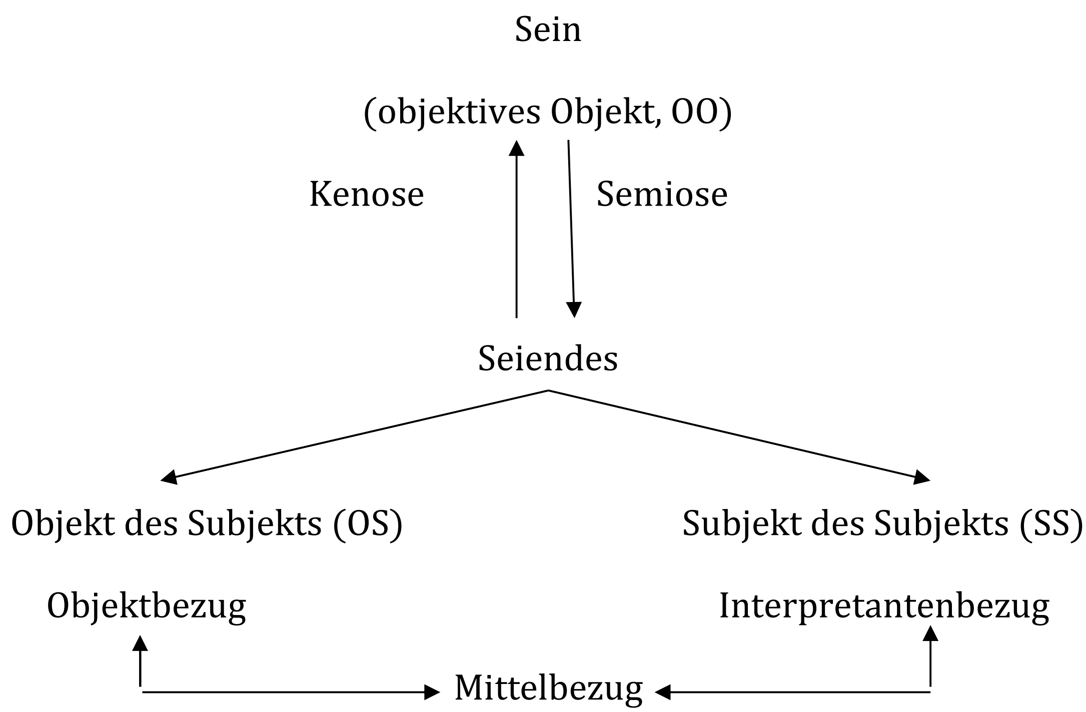
[000], [100], [010], [001], [110], [101], [011], [111],

d.h. wir unterscheiden wir jedes funktionale Objekt 3 Positionen (entsprechend den 3 Parametern der Antizipativität, Determination und Gegebenheit) und 2 Werte, je nachdem, ob eine Position positiv oder negativ belegt ist, d.h. ob das betreffende Objekt eine bestimmte Eigenschaft erfüllt oder nicht.

2. Setzt man für die 33\17 = 10 Zeichenklassen, die sich aus der Kombination der 9 Subzeichen, abgebildet auf das Ordnungsschema (a.b, c.d e.f) und eingeschränkt auf die beiden Teilordnungen a > b > c und b ≦ d ≦ f, ergeben, a ... f ∈ {0, 1, 2}, bekommt man, da man die triadischen Werte, d.h. die Konstanten a, b, c weglassen kann,

[000], [001], [002], [011], [012], [022], [111], [112], [122], [222],

d.h. wir unterscheiden für die Zeichen im Gegensatz zu den Objekten nicht nur ebenfalls 3 Positonen (entsprechend der triadisch-trichotomischen Relation des Zeichens), sondern auch 3 Werte. Das bedeutet also, daß die Abbildung der Objekte auf Zeichen, die von Bense so genannte Metaobjektivation (Bense 1967, S. 9), mit einer Erweiterung des Wertevorrats für die Belegung funktionaler Strukturen einhergeht. Die Frage, woher denn dieser für Zeichen im Gegensatz zu den Objekten dritte Werte komme, kann man mein in Toth (2011) präsentiertes genetisches Objekt-Zeichen-Modell heranziehen:



Der dritte Wert emergiert somit an der Stelle des Objekt-Zeichen-Modells, wo das (vom Sein geschiedene) Seiende sich in ein objektives Subjekt einerseits und in ein subjektives Subjekt andererseits aufspaltet. Man erinnere sich an Heideggers Diktum: "Alles Seiende ist entweder Objekt des Subjekts oder Subjekt des Subjekts" (Heidegger 1980, S. 251). Vereinfacht gesagt, stellt sich der dritte Wert der Zeichen beim Erscheinen des Subjektes ein und ist somit höchst bemerkenswerterweise der Scheidung von Sein und Seiendem posterior. Interpretieren wir nun das obige Modell mit Hilfe der Systemtheorie, so teilt sich ein System in einem Außen, das erkenntnistheoretisch dem objektiven Subjekt entspricht, und in ein Innen, das erkenntnistheoretisch dem subjektiven Subjekt entspricht. "Das Ich ist Insein", schreibt weit voraussichtig bereits der frühe Bense (1934, S. 27). Somit korrespondiert also der von definierte Rand eines Systems (vgl. Toth 2012b) semiotisch mit dem Mittelbezug und erkenntnistheoretisch mit dem subjektiven Objekt, d.h. die systemtheoretische Vermittlungsstruktur zwischen Objekt und Zeichen ist

$OS \leftarrow SO \rightarrow SS$.

Wie man erkennt, verdankt sich also die Emergenz des dritten, subjektiven, Wertes der Zeichen gegenüber den Objekten formal betrachtet einfach der

Dualisierung ($\times OS = SO$) einer epistemischen Funktion, welche diesen subjektiven Wert bereits durch die dem Prozeß der Wertevermehrung anterioren Scheidung von Sein und Seiendem erhalten hatte. Wiederum lesen wir bereits in Benses erstem philosophischen Buch den geradezu prognostischen Satz: "Alles, was ist, hat Form und Wesen" (1934, S. 12). Das bedeutet also nichts anderes als das, was das obige Objekt-Zeichen-Modell und in Sonderheit dessen systemtheoretische Interpretation behauptet, nämlich die Posteriorität der Scheidung von Sein und Seindem gegenüber der Emergenz des subjektiven, dritten, Wertes. Korrekter müßte man daher sagen: Die scheinbare Emergenz dieses dritten Wertes im Zeichen ist nichts anderes als die Relevanz-Werdung des Subjektes als Möglichkeit zu seiner Verselbständigung gegenüber dem Objekt, denn der basale Unterschied von Objekt und Subjekt wird ja durch die Unterscheidung von Sein und Seiendem bereits vorausgesetzt. Diese Erkenntnis hat nun die fundamentale Konsequenz, daß die von der dialektischen Semiotik um Georg Klaus (vgl. Klaus 1973) behauptete Isomorphie von Objekt und Zeichen natürlich nicht zwischen innerhalb der elementaren Opposition von Objekt und Subjekt bzw. Sein und Seiendem auftritt, sondern erst nach der Verselbständigung des subjektiven Wertes bei der Abbildung von Objekten auf Zeichen, d.h. auf der Ebene der abgeleiteteten Opposition zwischen objektivem und subjektivem Subjekt

Seiendes

Objekt des Subjekts (OS) $\cong$ Subjekt des Subjekts (SS)

Objektbezug Interpretantenbezug

Mittelbezug

Daraus folgt nun ferner, daß die bereits von G. Klaus postulierte und von uns (z.B. in Toth 2012c) dargestellte Isomorphie-Hierarchie der Gestalt

$O \cong Z$

$\{O\} \cong \{Z\}$

$\{\{O\}\} \cong \quad \{\{Z\}\}$, usw.

nichts anderes als ein Isomorphiesystem der *Vermittlung* von Objekt und Zeichen, d.h. aber ein *System der Ränder* zwischen dem Außen und dem Innen des sowohl dem Objekt als auch dem Zeichen zugrunde liegenden abstrakten Systemmodells darstellt. Wenn man also z.B. die Fassade als "Gesicht eines Hauses" bezeichnet, dann liegt hier bedeutend mehr als eine metaphorische Sprechweise (wohl motiviert durch die eigentlich metonymische Interpretation der Fenster als Augen) vor, sondern die Fassade sowie die weiteren Seiten eines Gebäudes sind in systemtheoretischer Interpretation Randsysteme und vermitteln als solche zwischem dem Innen und dem Außen des Gebäudes, d.h. zwischem dem System selbst und seiner Umgebung.

Literatur

Bense, Max, Raum und Ich. Berlin 1934

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Heidegger, Martin, Holzwege. Frankfurt am Main 1980

Klaus, Georg, Semiotik und Erkenntnistheorie. 4. Aufl. München 1973

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Toth, Alfred, "Alles Seiende ist entweder Objekt des Subjekts oder Subjekt des Subjekts" (Heidegger). In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Parametrisierbarkeit von Objektfunktionen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Systemische Ränder I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Systeme, Isomorphievermittelnde Thematisationsstrukturen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Subjektivität in Objekt- und Zeichen-Systemen

1. Die in Toth (2012a) definierte Relation eines perspektivischen Systems mit Selbstabbildung

S* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn+1n] n]

×S*= [[xn+1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]

stellt nach unseren letzten Arbeiten (vgl. Toth 2012b, c) die gemeinsame "Tiefenstruktur" sowohl der Objektrelation

O = [[Ωi, Ωi], [Σk, Σl]]

als auch der Zeichenrelation (vgl. Bense 1979, S. 53)

$Z = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))$

dar. Wie allerdings bereits in Toth (2012c) angedeutet worden war, ist die Präsenz von Subjektivität in O und in Z eine jeweils ganz verschiedene. Während Subjektivität in der peirceschen Zeichendefinition durch den Interpretantenbezug verbürgt wird und somit einerseits kontextuell über der Bezeichnungsrelation des Objektbezugs und andererseits syntaktisch in den von Bense (1971, S. 51 ff.) der Subkategorisierung, d.h. den Trichotomien des Interpretantenbezugs zugeordneten Zeichenverknüpfungen realisiert wird, d.h. also semiotisch nur kodiert auftritt, weil Bedeutung nach Bense (1962) immer nur kodiert auftreten kann, kann man im Falle der Objektdefinition von "offener", d.h. unkodierter Subjektivität sprechen. Für die ontische Subjektivität gilt somit, was Heidegger zum Unterschied von Dasein und Anwesenheit festgestellt hatte: "Die Klärung des In-der-Welt-seins zeigte, daß nicht zunächst 'ist' und auch nie gegeben ist ein bloßes Subjekt ohne Welt. Und so ist am Ende ebensowenig zunächst ein isoliertes Ich gegeben ohne die Andern" (1986, S. 116). Dieser gegenseitige Bedingtheit von Objekten und Subjekten unter sich einerseits sowie unter einander andererseits ist also in der Objektrelation dadurch Rechnung getragen, daß sowohl die Objekte als auch die Subjekte paarweise eingeführt werden.

2. Hinsichtlich der Präsenz von Subjektivität in der Objektrelation

$O = [[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]]$

unterscheiden wir zwei Basis-Operationen: Die Auswechslung der Objekte sowie die Auswechslung der Subjekte. Der erste Fall liegt z.B. bei der Veränderung einer Gegend durch Abbruch und Neubau von Häusern vor. Der zweite Fall liegt dann vor, wenn eine Gegend als Funktion der Zeit beobachtet wird, wenn also die gleichen Häuser von jeweils verschiedenen Subjekten einander nachfolgender Generationen wahrgenommen werden ("Die alten Straßen noch / Die alten Häusern noch / Die alten Freunde aber sind nicht mehr"). Im ersten Fall haben wir also Subjektkonstanz und im zweiten Fall Objektkonstanz. Wegen der Gerichtetheit der Objekte und Subjekte können wir folgende Basis-Typen unterscheiden.

2.1. Subjektkonstanz

$g1: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]]$

$g2: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega m], [\Sigma k, \Sigma l]]$

$g3: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega n], [\Sigma k, \Sigma l]]$

2.2. Objektkonstanz

$g1: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma m, \Sigma l]]$

$g2: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma m]]$

$g3: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma m, \Sigma n]]$

2.3. Aufhebung von Subjekt- und Objektkonstanz

$g1: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega j], [\Sigma n, \Sigma l]]$

$g2: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma n]]$

$g3: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega m], [\Sigma n, \Sigma l]]$

$g4: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega m], [\Sigma k, \Sigma n]]$

$g5: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega i, \Omega m], [\Sigma n, \Sigma o]]$

$g6: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega i], [\Sigma n, \Sigma o]]$

$g7: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega n], [\Sigma k, \Sigma n]]$

$g8: [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow [[\Omega m, \Omega n], [\Sigma n, \Sigma l]]$

3. Gemäß Toth (2012b) handelt es sich jedoch bei den in 2. definierten Systemoperationen um Abbildungen von bzw. aus Domänen, bei denen keine Subjekt-Objekt-Interaktion stattfindet. Hierbei gibt es selbst wiederum 8 Basis-Relationen, bei denen die obigen 14 Substitutionsoperationen vorgenommen werden können.

3.1. Abbildungen von Objekten ohne Subjekt-Objekt-Interaktion

$O1a = [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]]$ $\quad Oa1 = [[\Sigma k, \Sigma l], [\Omega i, \Omega j]]$

$O1b = [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma l, \Sigma k]]$ $\quad Ob1 = [[\Sigma l, \Sigma k], [\Omega i, \Omega j]]$

$O1c = [[\Omega j, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]]$ $\quad Oc1 = [[\Sigma k, \Sigma l], [\Omega j, \Omega i]]$

$O1d = [[\Omega j, \Omega i], [\Sigma l, \Sigma k]]$ $\quad Od1 = [[\Sigma l, \Sigma k], [\Omega j, \Omega i]]$

3.2. Bei den Abbildungen von Objekten mit Subjekt-Objekt-Interaktion gibt es sogar noch viel mehr Basis-Relationen. Wir können sie in konstante und in variable Einbettungen gliedern.

3.2.1. Konstante Einbettungen

$O2a = [[\Omega i, \Sigma k], [\Omega j, \Sigma l]]$ $\quad Oa2 = [[\Omega j, \Sigma l], [\Omega i, \Sigma k]]$

$O2b = [[\Omega i, \Sigma k], [\Sigma l, \Omega j]]$ $\quad Ob2 = [[\Sigma l, \Omega j], [\Omega i, \Sigma k]]$

$O2c = [[\Omega i, \Sigma l], [\Omega j, \Sigma k]]$ $\quad Oc2 = [[\Omega j, \Sigma k], [\Omega i, \Sigma l]]$

$O2d = [[\Omega i, \Sigma l], [\Sigma k, \Omega j]]$ $\quad Od2 = [[\Sigma k, \Omega j], [\Omega i, \Sigma l]]$

3.2.2. Variable Einbettungen

O11a = [[Ωi, Ωj, Σk], Σl]]

O12a = [[Ωi, Ωj], [Σk, Σl]]

O13a = [Ωi, Ωj, Σk, [Σl]]

O11b = [[Ωi, Ωj, Σl], Σk]]

O12b = [[Ωi, Ωj], [Σl, Σk]]

O13b = [Ωi, Ωj, Σl, [Σk]]

O11c = [[Ωj, Ωi, Σk], Σl]

O12c = [[Ωj, Ωi], [Σk, Σl]]

O13c = [Ωj, Ωi, Σk, [Σl]]

O11d = [[Ωj, Ωi, Σl], Σk]]

O12d = [[Ωj, Ωi], [Σl, Σk]]

O13d = [Ωj, Ωi, Σl, [Σk]]

Oa11 = [Σk, [Σl, Ωi, Ωj]]

Oa21 = [[Σk, Σl], [Ωi, Ωj]]

Oa31 = [[Σk], Σl, [Ωi, Ωj]

Ob11 = [Σl, [Σk, Ωi, Ωj]]

Ob21 = [[Σl, Σk], [Ωi, Ωj]]

Ob31 = [[Σl], Σk, Ωi, Ωj]

Oc11 = [Σk, [Σl, Ωj, Ωi]]

Oc21 = [[Σk, Σl], [Ωj, Ωi]]

Oc31 = [[Σk], Σl, Ωj, Ωi]

Od11 = [Σl, [Σk, Ωj, Ωi]]

Od21 = [[Σl, Σk], [Ωj, Ωi]]

Od31 = [[Σl] Σk, Ωj, Ωi]

O21a = [[Ωi, Σk, Ωj], Σl]

O22a = [[Ωi, Σk], [Ωj, Σl]]

O23a = [Ωi, Σk, Ωj, [Σl]]

O21b = [[Ωi, Σk, Σl], Ωj]

O22b = [[Ωi, Σk], [Σl, Ωj]]

O23b = [Ωi, Σk, Σl, [Ωj]]

O21c = [[Ωi, Σl, Ωj], Σk]

Oa12 = [Ωj, [Σl, Ωi, Σk]]

Oa22 = [[Ωj, Σl], [Ωi, Σk]]

Oa32 = [[Ωj], Σl, Ωi, Σk]

Ob12 = [Σl, [Ωj, Ωi, Σk]]

Ob22 = [[Σl, Ωj], [Ωi, Σk]]

Ob32 = [[Σl], Ωj, Ωi, Σk]

Oc12 = [Ωj, [Σk, Ωi, Σl]]

$O22c = [[\Omega i, \Sigma l], [\Omega j, \Sigma k]]$ $\quad$ $Oc22 = [[\Omega j, \Sigma k], [\Omega i, \Sigma l]]$

$O23c = [\Omega i, \Sigma l, \Omega j, [\Sigma k]]$ $\quad$ $Oc32 = [[\Omega j], \Sigma k, \Omega i, \Sigma l]$

$O21d = [[\Omega i, \Sigma l, \Sigma k], \Omega j]$ $\quad$ $Od12 = [\Sigma k, [\Omega j, \Omega i, \Sigma l]]$

$O22d = [[\Omega i, \Sigma l], [\Sigma k, \Omega j]]$ $\quad$ $Od22 = [[\Sigma k, \Omega j], [\Omega i, \Sigma l]]$

$O23d = [\Omega i, \Sigma l, \Sigma k, [\Omega j]]$ $\quad$ $Od32 = [[\Sigma k], \Omega j, \Omega i, \Sigma l]$

Wird schließlich ein Objekt auf ein Zeichen abgebildet

$$f: \quad OR \rightarrow ZR = [[\Omega i, \Omega j], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)),$$

so gibt es für die Codomäne von f vermöge der triadischen Ordnung der Zeichenrelation wiederum je 6 Möglichkeiten

$(M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))$ $\quad$ $(M \rightarrow ((M \rightarrow O \rightarrow I) \rightarrow (M \rightarrow O))$

$((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))$ $\quad$ $((M \rightarrow O) \rightarrow ((M \rightarrow O \rightarrow I) \rightarrow M))$

$((M \rightarrow O \rightarrow I) \rightarrow (M \rightarrow (M \rightarrow O))$ $\quad$ $((M \rightarrow O \rightarrow I) \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow M))$.

Literatur

Bense, Max, Theorie der Texte. Köln 1962

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

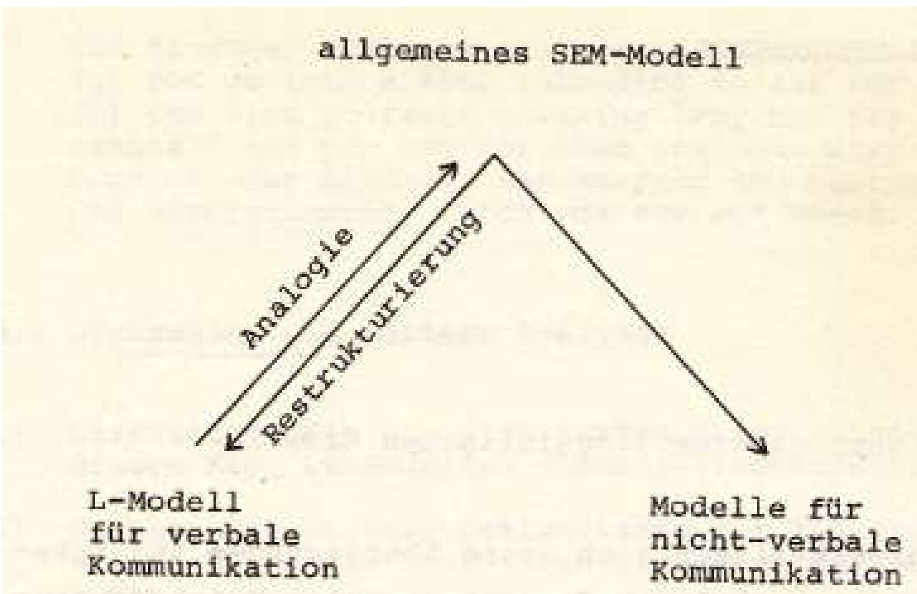
Toth, Alfred, Gerichtete Objekt-Subjekt-Relationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Metaobjektive Abbildungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Homomorphie und Isomorphie von Objekten und Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Die strukturelle Differenz von Objekt- und Zeichenrelation

1. Eine kategoriale Grundlegung der Semiotik, wie sie derjenigen von Peirce zugrunde liegt, stellt innerhalb der Geschichte der Semiotiken eine Seltenheit dar. Verbreitet ist immer noch die Annahme, die Sprache –d.h. aber letztlich: die Einzelsprachen, obwohl diese doch denkbar strukturverschiedenen untereinander sind6 – stelle das am besten entwickelte Zeichensystem dar, und folglich sei es möglich, aus diesem die Prinzipien einer allgemeinen Zeichentheorie abzuleiten. Ein entsprechendes Modell findet sich z.B. in dem seinerzeit sehr verbreiteten Einführungsbuch von Nöth (1975, S. 62)



2. Doch nicht nur innerhalb der Semiotik selbst, sondern auch in der von ihr immer wieder gerne, wenngleich mehr zu ihrer Legitimation denn zu ihrer Begründung herangezogenen Metaphysik ist die Permanenz des Phantoms der semiotischen Sprachprimordialität festzustellen, und selbst bei den besten Denkern. So liest man etwa querbeet in Heideggers Büchern: "Denn die Wörter und die Sprache sind keine Hülsen, worin die Dinge nur für den redenden und

6 Man bedenke nur, daß es neben subjektprominenten auch topikprominente, sowohl subjekt- als auch topikprominente sowie weder subjekt- noch topikprominente Sprachen gibt. Das bedeutet also, daß all diejenigen Sprachen, welche das logische Subjekt nicht durch das grammatische kodieren, nicht einmal ein mit der aristotelischen Logik kompatibles Fundament für eine Semiotik abgäben.

schreibenden Verkehr verpackt wurden. Im Wort, in der Sprache werden und sind erst die Dinge" (Heidegger 1987, S. 11). "Die Sprache gilt offenbar als etwas, was auch ist, als ein Seindes unter anderem. In der Auffassung und Bestimmung der Sprache muß sich daher die Art, wie die Griechen überhaupt das Seiende in seinem Sein verstanden, geltend machen" (ibd., S. 45). "Die Sprache kann nur aus dem Überwältigenden und Unheimlichen angefangen haben, im Aufbruch des Menschen in das Sein" (ibd., S. 131). "(...), so daß die Zeichenstruktur selbst einen ontologischen Leitfaden abgibt für eine 'Charakteristik' alles Seienden überhaupt" (1986, S. 77). Das Folgende liest sich wie eine späte Begründung des Letzteren: "Das Sein des Zuhandenen hat die Struktur der Verweisung – heißt: es hat an ihm selbst den Charakter der Verwiesenheit. Seiendes ist daraufhin entdeckt, daß es als dieses Seiende, das es ist, auf etwas verwiesen ist. Es hat *mit* ihm *bei* etwas sein Bewenden. Der Seinscharakter des Zuhandenen ist die Bewandtnis" (ibd., S. 83 f.).

3. Obwohl gerade das letzte Heidegger-Zitat insofern Wasser auf die Mühle der Objekttheorie ist, als sie von einer Objekt-Auffassung ausgeht, die derjenigen des von uns definierten "gerichteten Objekts" recht nahe kommt (vgl. Toth 2012a), kann natürlich, wie v.a. in Toth (2012b-d) en détail gezeigt, keine Rede davon sein, man könne quasi die allgemeine Semiotik aus der "speziellen" Semiotik einer Einzelsprache herleiten – und seien es noch das Altgriechische und das Deutsche, die nach Heidegger bekanntlich die einzigen Sprachen seien, in denen man philosophieren könne.

3.1. Der erste Grund, weshalb das semiotische Sprachprimat falsch ist, ist die Strukturdifferenz zwischen der Objektrelation, die als ein geordnetes Paar aus wiederum zwei geordneten Paaren definiert wird, von denen das erste ein gerichtetes Objekt und das zweite ein gerichtetes Subjekt ist

$O = [[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]]$,

und der Zeichenrelation, die von Bense (1979, S. 53) als eine triadische und verschachtelte Relation über Relationen, nämlich einer 1-stelligen, einer 2-stelligen und einer 3-stelligen Relation eingeführt wurde, in der die 3-stellige Relation außerdem die Selbsteinbettung der Zeichenrelation darstellt

$Z = (M \to ((M \to O) \to (M \to O \to I)))$.

Wie ich in meinen letzten Arbeiten gezeigt habe, kann man somit Objekte nur auf dem Umweg über die für Objekte und Zeichen gleichermaßen als Fundament fungierende Systemrelation

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn+1n] n]$

$\times S^* = [[xn+1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

definieren. Anders gesagt: Der Anspruch der aus der marxistischen Widerspiegelungstheorie abgeleiteten Zeichen-Objekt-Isomorphie der dialektischen Semiotik, wie er sich z.B. bei Georg Klaus (Klaus 1973), aber auch bei Albert Menne (Menne 1992) findet, zeigt sich erst in der gemeinsamen systemischen Basis von Objekt- und Zeichenrelation.

3.2. Der zweite Grund, nicht weniger bedeutende, Grund, weshalb das semioische Sprachprimat falsch ist, liegt in der 6fach-heit der Zeichenrelation, deren 3 Partialrelationen 6 Permutationen erlauben. Wir haben somit die folgenden 6 Basistransformationen der Metaobjektivation, d.h. der Abbildung von Objekten auf Zeichen, vor uns

t1: $O \to S^*/\times S^* = [[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \to$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn+1n] n]$

$\times S^* = [[xn+1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\to$

$[1 \to [[1 \to 2] \to [1 \to 2 \to 3]]]$,

t2: $O \to S^*/\times S^* = [[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \to$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn+1n] n]$

$\times S^* = [[xn+1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\to$

$[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [1 \rightarrow 2]]]$

t3: $O \rightarrow S^*/\times S^* =$ $[[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn{+}1n] n]$

$\times S^* =$ $[[xn{+}1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\rightarrow$

$[[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$

t4: $O \rightarrow S^*/\times S^* =$ $[[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn{+}1n] n]$

$\times S^* =$ $[[xn{+}1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\rightarrow$

$[[1 \rightarrow 2] \rightarrow [[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow 1]]]$

t5: $O \rightarrow S^*/\times S^* =$ $[[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn{+}1n] n]$

$\times S^* =$ $[[xn{+}1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\rightarrow$

$[[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [1 \rightarrow [1 \rightarrow 2]]]$

t6: $O \rightarrow S^*/\times S^* =$ $[[\Omega i, \Omega i], [\Sigma k, \Sigma l]] \rightarrow$

$S^* = [x01, [x21, [x32, [x43, [x54, [x65, ..., [xn{+}1n] n]$

$\times S^* =$ $[[xn{+}1n], ..., [x65, [x54, [x43, [x32, [x21, [x10] n]$

$\rightarrow$

$[[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow 1]]]$.

Das Fazit dürfte klar sein: Eine Semiotik kann nur kategorial begründet werden. Selbst für den Fall, daß man eine Sprache finden sollte, welche zusätzlich zu ihrer linguistischen Struktur die Struktur der (oder einer?) allgemeinen Semiotik perfekt widerspiegelte, wäre die Methode nach dem Sprachprimat wegen Zirkularität unwissenschaftlich (vgl. den Doppelpfeil in Nöths Schema, der eigentlich spätestens seit 1975 alle späteren Semiotiker nachhaltig hätte abschrecken sollen).

Literatur

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Heidegger, Martin, Einführung in die Metaphysik. 5. Aufl. Tübingen 1987

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

Klaus, Georg, Semiotik und Erkenntnistheorie. 4. Aufl. München 1973

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Darmstadt 1992

Nöth, Winfried, Semiotik. Tübingen 1975

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Homomorphie und Isomorphie von Objekten und Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Subjektivität in Objekt- und Zeichen-Systemen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Toth, Alfred, Perspektive versus Kontextgrenze. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012d

Die Theorie gerichteter Objekte als Theorie der Präsentation

1. Beginnen wir mit einem Zitat aus Heideggers "Einführung in die Metaphysik" (1987, S. 138)

> Das Wort ἰδέα meint das Gesichtete am Sichtbaren, den Anblick, den etwas darbietet. Was dargeboten wird, ist das jeweilige Aussehen, εἶδος dessen, was begegnet. Das Aussehen eines Dinges ist das, worin es sich uns, wie wir sagen, präsentiert, sich vor-stellt und als solches vor uns steht, worin und als was es an-west, d. h. im griechischen Sinne *ist*. Dieses Stehen ist die Ständigkeit des von sich her Aufgegangenen, der φύσις. Dieses Da-stehen des Ständigen ist aber zugleich vom Menschen her gesehen das Vordergründige dessen, was *von sich her* anwest, das Vernehmbare. Im Aussehen steht das Anwesende, das Seiende, in seinem Was und Wie an. Es ist ver-nommen und genommen, ist im Besitz eines Hinnehmens, ist dessen Habe, ist verfügbares Anwesen von Anwesendem: οὐσία. [So kann denn οὐσία beides bedeuten: Anwesen eines Anwesenden *und* dies Anwesende im Was seines Aussehens.

Die für die zur Semiotik komplementär eingeführte Objekttheorie (vgl. Toth 2012a-c) entscheidende Frage ist nun, ob die Semiotik die Heideggersche subjektlose Definition der Objekte ("von sich her anwesen/aufgehen") akzeptiert oder nicht. Da diese Frage bisher noch nicht einmal gestreift wurde, vgl. man das folgende Zitat aus dem "Wörterbuch der Semiotik" von Bense und Walther:

> **Präsentation–Repräsentation.** Die Unterscheidung zwischen einem (unmittelbar) präsentierten (als solches sich zeigenden) Objekt und einem (vermittelten) repräsentierten (dargestellten) Objekt heißt semiotisch-ontologische Differenz; sie gehört zu den Voraussetzungen der Einführung des Zeichenbegriffs; jedes semiotische Metaobjekt (Zeichen) fixiert diese Differenz. Präsentierte Objekte fungieren seinsthematisch (Ontologie); repräsentierte Objekte fungieren zeichenthematisch (Semiotik).

Es handelt sich also in der Bense-Semiotik um sich "als solche zeigende Objekte", sie sind somit in derselben Weise subjektfrei definiert wie in Heideggers Ontologie.

2. Man darf somit die Objekttheorie als Theorie gerichteter Objekte als ontologischen Präsentationstheorie einzuführen und sie der Theorie der Zeichen im Sinne einer semiotischen Repräsentationstheorie gegenüberstellen.

2.1. Gerichtete Objekte sind determinierbar durch

a) ihren EINBETTUNGSGRAD relativ zur Systemhierarchie

Sn = [S1, [S2, [S3, ... [Sn

mit

[S1, [S2, [S3, ... [Sn = [Sn ⊃ [Sn-1, [Sn-2, ... [S1,

b) ihre LAGE IM RAUM relativ zu einem od. mehreren anderen Objekten, und zwar im Rahmen der Objektabbildungstheorie (Exessivität, Adessivität, Inessivität sowie deren Kombinationen),

c) ihre OBJEKTSORTE,

d) ihre MATERIALITÄT und STRUKTURALITÄT,

e) die beiden parametrischen Eigenschaften der DETACHIERBARKEIT und OBJEKTABHÄNGIGKEIT,

f) ihre STUFIGKEIT,

g) ihre VERMITTELTHEIT oder UNVERMITTELTHEIT,

h) ihre ZUGÄNGLICHKEIT.

2.2. Zeichen- und Objektbegriff bzw. semiotischer und ontischer Raum (vgl. Bense 1975, S. 65 f.) sind nun insofern isomorph, als wir innerhalb der Peirceschen Semiotik folgende Korrespondenzen zu den objektalen Kriterien a) bis h) finden:

a) semiotische Einbettung bzw. Hierarchie

z = [m ⊂ o. ⊂ i]

mit

$[z1, [z2, [z3, ... [zn = [zn \supset [zn\text{-}1, [zn\text{-}2, ... [z1,$

b) Exessivität $\cong$ $(2.1) = 2. \rightarrow .1 =: \alpha$ (Konv. $\alpha° := .2 \leftarrow 1.$)

Adessivität $\cong$ $(2.2) = 2. \rightarrow .2 =: id$

Inessivität $\cong$ $(2.1) = 2. \rightarrow .3 =: \beta$ (Konv. $\alpha° := .2 \leftarrow 3.$),

d.h. die 3 mal 3 = 9 sog. Subzeichen (semiotischen Objektfunktionen) sind ebenfalls isomorph zu den 3 mal 3 = 9 möglichen ontischen Paarabbildungen (vgl. Toth 2012d).

c) Objektsorte: Theorie der semiotischen Affinitäten (vgl. Bense 1983, S. 45; Toth 2012e) im Rahmen der Theorie semiotischer Objektbezüge.

d) Materialität und Strukturalität: Theorie triadischer Objekte (vgl. Bense/ Walther 1973, S. 71) sowie Theorie semiotischer Objekte (vgl. Walther 1979, S. 122 f. sowie Toth 2012f).

e) Detachierbarkeit und Objektabhängigkeit: Theorem der Materialkonstanz und Theorem der Objekttranszendenz (vgl. Kronthaler 1992) sowie Benses semiotisch-ontische Invarianztheorie (Bense 1975, S. 39 ff.).

f) Stufigkeit: Semiotische Superisationshierarchien (vgl. Bense 1971, S. 53).

Keine Entsprechungen finden sich zu g) Vermitteltheit oder Unvermitteltheit, da Zeichen per definitionem vermittelte Objekte sind, sowie zu h) Zugänglichkeit.

2.3. Führt man die Semiotik auf die Systemtheorie zurück (vgl. z.B. Toth 2012g), so kann man definieren

O = [ɒ1, ɒ2]

Z = [z, ɒ],

d.h. Zeichen und gerichtetes Objekt sind systemisch isomorph. Aus diesem Grunde kann man nun sowohl für die Zeichenrelation Z, als auch für die Objektrelation O eine gemeinsame Mengenhierarchie konstruieren, d.h. eine, die sowohl für den semiotischen als auch für den ontischen Raum gültig ist.

$(A \to I)$	ω	ω	1	$(I \to A)$
$((A \to I) \to A)/$				$(A \to (I \to A))/$
$((A \to I) \to I)$	[ω, 1]	{ω}	1-1	$(I \to (I \to A))$
$(((A \to I) \to A) \to I)/$				$(I \to (A \to (I \to A)))/$
$(((A \to I) \to I) \to A)/$	[[ω, 1], 1]	{{ω}}	1-2	$(A \to (I \to (I \to A)))$,

wobei die zweitletzte Kolonne die in Toth (2011) eingeführten sog. Relationalzahlen enthält, die somit die arithmetische (und topologische) "Invariante" sowohl der Elemente des semiotischen als auch des ontischen Raumes darstellen.

Literatur

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Heidegger, Martin, Einführung in die Metaphysik. 5. Aufl. Tübingen 1987

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-310

Toth, Alfred, Zur Theorie der Relationalzahlen I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Grundlegung einer Theorie gerichteter Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Grundlegung ener operationalen Systemtheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Toth, Alfred, Die Lage von Objekteinbettungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012d

Toth, Alfred, Semiotische Affinität und Zeichen-Objekt-Isomorphie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012e

Toth, Alfred, Gerichtete und semiotische Objekte sowie konkrete Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012f

Toth, Alfred, Bivalenz und Tetravalenz. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012g

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Dingbau und Satzbau

1. Bekanntlich stammt die Differenzierung zwischen Dingbau und Satzbau von Heidegger. Im folgenden wird der uns im folgenden interessierende Abschnitt aus den "Holzwegen" photographisch reproduziert (Heidegger 1980, S. 8).

> Die Bestimmung der Dingheit des Dinges als der Substanz mit ihren Akzidenzien scheint nach der geläufigen Meinung unserem natürlichen Blick auf die Dinge zu entsprechen. Kein Wunder, daß sich dieser gewöhnlichen Ansicht des Dinges auch das geläufige Verhalten zu den Dingen angemessen hat, nämlich das Ansprechen der Dinge und das Sprechen über sie. Der einfache Aussagesatz besteht aus dem Subjekt, was die lateinische Übersetzung, und das heißt schon Umdeutung, von ὑποκείμενον ist, und aus dem Prädikat, worin von dem Ding die Merkmale ausgesagt werden. Wer möchte sich unterfangen, an diesen einfachen Grundverhältnissen zwischen Ding und Satz, zwischen Satzbau und Dingbau zu rütteln? Dennoch müssen wir fragen: ist der Bau des einfachen Aussagesatzes (die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat) das Spiegelbild zum Bau des Dinges (zur Vereinigung der Substanz mit den Akzidenzien)? Oder ist gar der so vorgestellte Bau des Dinges entworfen nach dem Gerüst des Satzes?
>
> Was liegt näher, als daß der Mensch die Weise seiner Dingerfassung im Aussagen auf den Bau des Dinges selbst hinüberträgt? Diese scheinbar kritische, aber dennoch sehr voreilige Meinung müßte allerdings zuvor verständlich machen, wie dieses Hinübertragen des Satzbaues auf das Ding möglich sein soll, ohne daß nicht schon das Ding sichtbar geworden ist. Die Frage, was das Erste sei und das Maßgebende, der Satzbau oder der Dingbau, ist bis zur Stunde nicht entschieden. Es
> 14 bleibt sogar zweifelhaft, ob die Frage in dieser Gestalt überhaupt entscheidbar ist.

2. Aus ontischer – und also nicht aus ontologischer – Sicht erstaunt die Unterscheidung von Substanz und Akzidenz bzw. Subjekt und Prädikat, denn die logische Basisdichotomie

$L = [0, 1]$

beruht ja auf einer reflexiven Austauschrelation der beiden Werte 0 und 1: "Beide Werte einer solchen Logik aber sind metaphysisch äquivalent. Das heißt, man kann sie beliebig miteinander vertauschen. Sie verhalten sich zueinander in einer totalen logischen Disjunktion, wie rechts und links. Es gibt keinen theoretischen Grund, welche Seite rechts und welche Seite links von der Zugspitze ist. Die Benennung beruht auf einer willkürlichen Entscheidung, und wenn man seinen Standpunkt wechselt, sind die rechte und die linke Seite miteinander vertauscht (Günther 2000, S. 230 f.). Wie soll man also das Hypokeimenon bzw. Sub-iectum innerhalb einer Logik rechtfertigen, deren Werte juxtaponierte Spiegelbilder voneinander sind?

2.1. Selbst dann, wenn man statt von einem linearen Peano-System von einem 2-dimensionalen Zahlenschema der Form

$$\begin{array}{cccc|cccc} 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 & \emptyset & \emptyset \\ \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 \end{array}$$

ausgeht, bleibt das Nebeneinander, das ein Nacheinander ist – das hatte bereits der sehr junge Bense gesehen (vgl. Bense 1934, S. 25) – weiter bestehen, vgl. die folgende Illustration eines juxtapositiven Dingbaues

Rebbergstr. 81, 8049 Zürich,

2.2. Es hilft auch dann nichts, wenn man die horizontale Juxtaposition der Zahlenwerte in eine vertikale transformiert

$$\begin{array}{cccc|cccc}
0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \\
1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 & \emptyset & \emptyset & 0,
\end{array}$$

denn in diesem Fall hat man zwar das Nebeneinander aufgehoben, aber durch eine Gleichortigkeit ersetzt, d.h. an der Juxtaposition selbst ändert sich dadurch überhaupt nichts, vgl. die folgende Illustration eines vertikal-juxtapositiven Dingbaues

Witikonerstr. 251, 8053 Zürich.

2.3. Die Sachlage ändert sich erst dann, wenn man einen Einbettungsoperator einführt, der die ontischen Orte, welche die Zahlen in den Zahlenfeldern einnehmen, ebenfalls vertauscht.

$$\begin{array}{cccc|cccc}
0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \\
\emptyset & 1 & 1 & \emptyset & \emptyset & 0 & 0 & \emptyset
\end{array}$$

Hier wird also die ursprüngliche juxtapositive Relation auf ein Quadrupel von eingebetteten Relationen abgebildet

$$L = [0, 1] \rightarrow \begin{pmatrix} [0, [1]], [[1], 0] \\ [[0], 1], [1, [0]] \end{pmatrix},$$

vgl. das folgende Modell eines "transjazenten" (vgl. Toth 2015) Dingbaues

Heimstr. 8, 9014 St. Gallen.

Erst hier also wird auf ontischer Ebene die metasemiotische Differenz zwischen Subjekt und Prädikat reflektiert. In diesem Falle ist ja merkwürdigerweise der sog. Satz-Gegenstand, d.h. das Objekt, dasjenige, das subjazent ist, d.h. das Prädikat, das im Gegensatz zum Subjekt objektabhängig ist (vgl. *regnet, *lacht, *schreibt), wird unter perspektivischer Reflexion – also genau wie im obigen arithmetischen Schema – so behandelt, als wäre es nicht-objektabhängig, denn im Prinzip müßte das Prädikat als objektabhängiges Objekt ja das Hypokeimenon sein.

Literatur

Bense, Max, Raum und Ich. Berlin 1934

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Heidegger, Martin, Holzwege. Frankfurt am Main 1980 (original 1950)

Toth, Alfred, Ontische Adjazenz, Subjazenz und Transjazenz. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Die semiotische Repräsentation der Syntax

1. Einen bemerkenswerten, wenngleich bis dato übersehenen, Widerspruch in der semiotischen Repräsentation der Syntax kann man in den beiden folgenden Angaben in Walthers grundlegendem Einführungsbuch in die Semiotik finden.

1.1. "Das umfassendste Icon der verbalen Sprache ist übrigens, worauf Peirce ausdrücklich hingewiesen hat, ihre Syntax; und wie jede Anordnung als Ganzes ein Icon (bzw. eine Struktur) ist, so wäre ohne die syntaktische Anordnung der Wörter eine Verständigung nicht möglich. Daß eine Schlußfigur, ein Beweis, stets eine Figur, eine Form, also ein Bild, ein Icon ist, hat neben Peirce vor allem David Hilbert besonders hervorgehoben" (Walther 1979, S. 64).

1.2. "Daß sich aus Sätzen Satzverbindungen herstellen lassen, die auch zu 'vollständigen Konnexen' führen können, wird in der Grammatik selbst kaum erörtert. Man könnte jedoch die Syntax der Sprache als vollständiges Regelsystem im Sinne eines vollständigen Konnexes hier angeben, bzw. Logik, Poetik und Rhetorik anführen, die in ihren 'Figuren' (Schlußfiguren, poetischen bzw. rhetorischen Figuren) solche vollständigen Konnexe besitzen" (Walther 1979, S. 101).

2. Ein Icon ist – wie natürlich der ganze semiotische Objektbezug, d.h. neben dem Icon auch der Index und das Symbol – eine Abbildung der Form

$o: \quad (M \rightarrow O),$

d.h. wenn ein Objekt semiotisch als Icon repräsentiert ist, stellt sich die Frage, welches Objekt denn iconisch abgebildet wird. Im Falle der Syntax kommt wegen Heideggers Unterscheidung zwischen Satzbau und Dingbau (vgl. Heidegger 1968, S. 8) nur der Dingbau, d.h. die ontische "Syntax" der Objekte, in Frage. In Toth (2015) hatten wir allerdings nachgewiesen, daß sich das metasemiotische System der Linguistik hochgradig asymmetrisch verhält, während die Ontik alle statisch möglichen Kombinationen zuläßt und diese auch tatsächlich vorkommen. Die Syntax im Sinne des Satzbaus ist daher alles andere als eine iconische Abbildung des Dingbaus.

3. Daß die Syntax einerseits in ihrem Objektbezug iconisch (2.1), andererseits aber in ihrem Interpretantenbezug argumentisch (3.3) fungieren soll, ist semiotisch ausgeschlossen, da es innerhalb der 10 peirce-benseschen Dualsysteme nur eine einzige argumentische Zeichenklasse gibt, und diese erfordert einen symbolischen Objektbezug (2.3), da die allgemeine Form semiotischer Dualsysteme

$$DS = (3.x, 2.y, 1.z) \times (z.1, y.2, x.3)$$

durch eine restriktive Ordnung der Trichotomien der Form

$$x \leqq y \leqq z$$

den Fall (3.3., 2.1) wegen (.3) > (.1) verbietet.

4. Ein weiteres Problem betrifft Walthers Behauptung, jede Anordnung oder Struktur sei "eine Figur, eine Form, also ein Bild, ein Icon", wodurch also ein "vollständiges Regelsystem" wie es die Syntax darstelle, repräsentiert werden könne, denn Regeln wurden von Bense sehr zurecht in ihrem Objektbezug nicht als iconisch, sondern als indexikalisch (2.2) bestimmt (Bense 1983, S. 31).

5. Zusammenfassend kommt man also aufgrund von Walthers Angaben unter Berücksichtigung von Bense (1983, S. 31) auf zwei mögliche semiotische Dualsysteme zur semiotischen Repräsentation der Syntax.

5.1. $DS = (3.3, 2.1, 1.3) \times (3.1, 1.2, 3.3)$

5.2. $DS = (3.3, 2.2, 1.3) \times (3.1, 2.2, 3.3)$,

welche lediglich im Gesamtsystem der 33 = 27 semiotischen Dualsysteme, aber nicht in dem System der 10 Zeichenklassen und Realitätsthematiken fungieren, welche vermöge der Inklusionsordnung aus ihnen herausgefiltert werden. Sowohl das Dualsystem unter 5.1. als auch dasjenige unter 5.2. gehören somit zur Komplementmenge der peirce-benseschen Dualsysteme und sind damit falsch.

Literatur

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Heidegger, Martin, Holzwege. Frankfurt am Main 1980 (original 1950)

Toth, Alfred, Die Ontik als tiefste wissenschaftstheoretische Fundierung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015c

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die semiotische Repräsentation der Syntax

1. Einen bemerkenswerten, wenngleich bis dato übersehenen, Widerspruch in der semiotischen Repräsentation der Syntax kann man in den beiden folgenden Angaben in Walthers grundlegendem Einführungsbuch in die Semiotik finden.

1.1. "Das umfassendste Icon der verbalen Sprache ist übrigens, worauf Peirce ausdrücklich hingewiesen hat, ihre Syntax; und wie jede Anordnung als Ganzes ein Icon (bzw. eine Struktur) ist, so wäre ohne die syntaktische Anordnung der Wörter eine Verständigung nicht möglich. Daß eine Schlußfigur, ein Beweis, stets eine Figur, eine Form, also ein Bild, ein Icon ist, hat neben Peirce vor allem David Hilbert besonders hervorgehoben" (Walther 1979, S. 64).

1.2. "Daß sich aus Sätzen Satzverbindungen herstellen lassen, die auch zu 'vollständigen Konnexen' führen können, wird in der Grammatik selbst kaum erörtert. Man könnte jedoch die Syntax der Sprache als vollständiges Regelsystem im Sinne eines vollständigen Konnexes hier angeben, bzw. Logik, Poetik und Rhetorik anführen, die in ihren 'Figuren' (Schlußfiguren, poetischen bzw. rhetorischen Figuren) solche vollständigen Konnexe besitzen" (Walther 1979, S. 101).

2. Ein Icon ist – wie natürlich der ganze semiotische Objektbezug, d.h. neben dem Icon auch der Index und das Symbol – eine Abbildung der Form

o: $(M \rightarrow O)$,

d.h. wenn ein Objekt semiotisch als Icon repräsentiert ist, stellt sich die Frage, welches Objekt denn iconisch abgebildet wird. Im Falle der Syntax kommt wegen Heideggers Unterscheidung zwischen Satzbau und Dingbau (vgl. Heidegger 1968, S. 8) nur der Dingbau, d.h. die ontische "Syntax" der Objekte, in Frage. In Toth (2015) hatten wir allerdings nachgewiesen, daß sich das metasemiotische System der Linguistik hochgradig asymmetrisch verhält, während die Ontik alle statisch möglichen Kombinationen zuläßt und diese auch tatsächlich vorkommen. Die Syntax im Sinne des Satzbaus ist daher alles andere als eine iconische Abbildung des Dingbaus.

3. Daß die Syntax einerseits in ihrem Objektbezug iconisch (2.1), andererseits aber in ihrem Interpretantenbezug argumentisch (3.3) fungieren soll, ist semiotisch ausgeschlossen, da es innerhalb der 10 peirce-benseschen Dualsysteme nur eine einzige argumentische Zeichenklasse gibt, und diese erfordert einen symbolischen Objektbezug (2.3), da die allgemeine Form semiotischer Dualsysteme

$DS = (3.x, 2.y, 1.z) \times (z.1, y.2, x.3)$

durch eine restriktive Ordnung der Trichotomien der Form

$x \leqq y \leqq z$

den Fall (3.3., 2.1) wegen $(.3) > (.1)$ verbietet.

4. Ein weiteres Problem betrifft Walthers Behauptung, jede Anordnung oder Struktur sei "eine Figur, eine Form, also ein Bild, ein Icon", wodurch also ein "vollständiges Regelsystem" wie es die Syntax darstelle, repräsentiert werden könne, denn Regeln wurden von Bense sehr zurecht in ihrem Objektbezug nicht als iconisch, sondern als indexikalisch (2.2) bestimmt (Bense 1983, S. 31).

5. Zusammenfassend kommt man also aufgrund von Walthers Angaben unter Berücksichtigung von Bense (1983, S. 31) auf zwei mögliche semiotische Dualsysteme zur semiotischen Repräsentation der Syntax.

5.1. $DS = (3.3, 2.1, 1.3) \times (3.1, 1.2, 3.3)$

5.2. $DS = (3.3, 2.2, 1.3) \times (3.1, 2.2, 3.3)$,

welche lediglich im Gesamtsystem der 33 = 27 semiotischen Dualsysteme, aber nicht in dem System der 10 Zeichenklassen und Realitätsthematiken fungieren, welche vermöge der Inklusionsordnung aus ihnen herausgefiltert werden. Sowohl das Dualsystem unter 5.1. als auch dasjenige unter 5.2. gehören somit zur Komplementmenge der peirce-benseschen Dualsysteme und sind damit falsch.

Literatur

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Heidegger, Martin, Holzwege. Frankfurt am Main 1980 (original 1950)

Toth, Alfred, Die Ontik als tiefste wissenschaftstheoretische Fundierung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015c

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zu einer Neubestimmung der Relation von Sein und Nichts

1. Auf dem Boden der klassischen Logik stellt sich, wie im folgenden gezeigt werden soll, die Frage nach der Relation von Sein und Nichts gar nicht, und zwar entgegen der Fundamentalontologie, welche ihren eigenen logischen Widerspruch nicht bemerkt. Die Bestimmung Heideggers, daß im Sein das Nichts "wese", setzt eine Einbettung des letzteren in ersteres und damit ein Tertium voraus, das von der 2-wertigen aristotelischen Logik explizit verboten wird, indem die Einbettung einen nicht-leeren Rand zwischen den per definitionem unvermittelten Kategorien des Seins qua logischer Position und des Nichts qua logischer Negation darstellt.

2.1. Die Juxtaposition von Seins und Nichts

Aus dem Satz des Tertium non datur folgt die Gleichheit der logischen Basis-relation mit ihrer Konversen

$L = [0, 1] = L\text{-}1 = [1, 0]$.

2.2. Das Nichts als Teilmenge des Seins

Die formalen Strukturen des Nichts als Teilmenge des Seins sind

$L = [0, [1]]$

$L\text{-}1 = [[1], 0]$.

"Im Sein des Seienden geschieht das Nichten des Nichts" (Heidegger 1986, S. 35)

"So tritt also das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt, infolgedessen ist es beständig gegenwärtig wie auch beständig abwesend. Die meontologische Differenz erscheint als ontologische Ambivalenz. Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden, sofern sich dieses in jedem Seienden kundgibt" (Bense 1952, S. 81).

Günthers Ausgangspunkt für die Polykontexturalitätstheorie ist es nun, "die zweiwertige Trennung Diesseits/Jenseits ins Diesseits zu transponieren und somit schon das Diesseits polykontextural zu strukturieren, so daß es nur noch ein allerdings modifiziertes Innen gibt. Dieses Ganze als Innen erschließt sich nur noch von beliebig vielen Innenstandpunkten je unterschiedlich und nicht mehr von einem Äußeren als Ganzes. Waren vorher

Subjektivität, Reflexion, Selbstreflexion etwa als 'Gott' im Jenseits, im Nichts lokalisiert, sind sie nun im Diesseits, und damit ist das Nichts im Sein" (Kronthaler 1999: 5).

2.3. Das Sein als Teilmenge des Nichts

Die formalen Strukturen des Seins als Teilmenge des Nichts sind

L = [[0], 1]

L-1 = [1, [0]].

Auffälligerweise sind mir keine Zeugnisse, weder aus Mythologie noch Philosophie, bekannt. Das hat allerdings einen einfachen Grund: Da die Einbettung und damit der Verstoß gegen die aristotelische Logik nicht erkannt wird, würde dieser Fall unter die konverse Relation in 2.1. fallen. Und da die beiden Werte in L = [0, 1] Spiegelbilder voneinander sind, spielt es überhaupt keine Rolle, ob sich das Seins links vom Nichts oder das Nichts links vom Sein befindet.

2.4. Ontische Arithmetik von Sein und Nichts

Ganz anders werden die Verhältnisse allerdings, wenn man die in Toth (2015a, b) skizzierte ortsfunktionale Arithmetik zugrunde legt. Da diese über drei verschiedene Zählweisen in 2-dimensionalen Zahlenfeldern verfügt, bekommen wir hochkomplexe Strukturen zur Relation von Seins und Nichts und damit eine wirkliche Neubestimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses.

2.4.1. Adjzenz von Sein und Nichts

0	1	Ø	Ø	1	0	Ø	Ø
Ø	Ø	0	1	Ø	Ø	1	0

$$\begin{array}{cccc|cccc} \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 \\ 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 & \emptyset & \emptyset \end{array}$$

2.4.2. Subjazenz von Sein und Nichts

$$\begin{array}{cccc|cccc} 0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \\ 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 & \emptyset & \emptyset & 0 \end{array}$$

$$\begin{array}{cccc|cccc} 1 & \emptyset & \emptyset & 1 & 0 & \emptyset & \emptyset & 0 \\ 0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \end{array}$$

2.4.3. Transjazenz von Sein und Nichts

$$\begin{array}{cccc|cccc} 0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \\ \emptyset & 1 & 1 & \emptyset & \emptyset & 0 & 0 & \emptyset \end{array}$$

$$\begin{array}{cccc|cccc} \emptyset & 1 & 1 & \emptyset & \emptyset & 0 & 0 & \emptyset \\ 0 & \emptyset & \emptyset & 0 & 1 & \emptyset & \emptyset & 1 \end{array}$$

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Heidegger, Martin, Was ist Metaphysik? Frankfurt am Main 1986

Kronthaler, Engelbert, Alpha und Aleph oder Gotthard Günther und Europa. Klagenfurt 1999

Toth, Alfred, Peanozahlen und ihre ontischen Orte I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Zählen mit ortsfunktionalen Peanozahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

"Gibt es stets ein Sein im Nichtmehrsein"

1. Auch bei diesem Satz würde man kaum auf die Idee kommen, daß er von Max Bense stammt, und zwar aus seinem letzten Werk, dem wenige Tage seinem Tode in limitierter Handpressung erschienenen Band "Poetische Abstraktionen" (Bense 1990). Dabei ist der Gedanke selbst in Benses Werk nicht neu. So liest man in der "Theorie Kafkas": "Die klassische Ontologie hat keine besondere Nichtsthematik, die ein Analogon zu ihrer Seinsthematik bilden könnte, entwickelt (...). Das Nichtsein, das Nichts wird nicht besonderes Ziel einer Analysis. Eine Nichtsthematik als Negation der Seinsthematik wird nicht entwickelt (...). Was verschwindet, verschwindet in Kategorien, die als solche Zeichen des Nichtseienden sind. Die klassische Seinsthematik des Seienden vermag ergänzt zu werden durch eine klassische Nichtsthematik des Nichtseienden" (Bense 1952, S. 78 f.).

2. Diese unter dem Einfluß Gotthard Günthers entstandenen Gedanken – Bense spricht ausdrücklich von der "ontologischen Differenz zwischen Sein und Seiendem" und dem dadurch erzeugten "Problem der 'meontologischen Dfferenz' zwischen Nichts und Nichtseiendem" (Bense 1952, S. 80) und verweist in der angeschlossenen Fußnote Nr. 72 (Bense 1952, S. 115) auf eine briefliche Mitteilung Günthers an Bense) sind durch und durch nicht-aristotelisch, da sie die logische 2-Wertigkeit des quantitativen Schema L = [0, 1] aufheben. In L kann es weder eine Differenz zwischen Sein und Seiendem – die beide durch 0 repräsentiert sind – noch eine solche zwischen Nichts und Nichtseiendem – die beide durch 1 repräsentiert sind – geben. Daher kann sich vor dem aristotelischen Hintergrund, der bekanntlich sämtliche Wissenschaften determiniert, auch nicht die Frage erheben, ob nun das Nichts Teil des Seins oder konvers das Sein Teil des Nichts sei. Es dürfte daher auch kein Zufall sein, daß in der "Theorie" Kafkas an mehreren Stellen auf Heidegger referiert wird.

3. Allerdings ist der Hinweis Benses auf die günthersche Meontologie (die 1952 noch gar nicht publiziert war) nicht sehr glücklich, denn die Günther-Logik ist eine Stellenwertlogik, genauer gesagt ein Verbundsystem 2-wertiger Logiken in Subjektfunktion. Sehr vereinfacht ausgedrückt, wird innerhalb der viel

später von Günther begründeten sog. polykontexturalen Logik jedem Subjekt eine eigene, dabei aber die gleiche, da einzig existierende, 2-wertige aristotelische Logik zugeschrieben. Formal bedeutet das, daß sich die "mono-kontexturale" Logik der Form L = [0, 1] von der "polykontexturalen" Logik nur dadurch unterscheidet, daß das logische Subjekt, das in L durch 1 repräsentiert ist, iterierbar wird, d.h. man könnte die polykontexturale Logik durch ein Schema der Form L = [0, 11, 12, 13, ..., 1n] kennzeichnen. Das Objekt bleibt somit sowohl in der mono- als auch in der polykontexturalen Logik "totes Objekt" (Hegel). In Sonderheit folgt daraus, daß es zwischen den Werten 0 und 1i ebenso keine Vermittlung gibt, wie es zwischen den Werten 0 und 1 (mit nicht-iterierbarer 1) keine Vermittlung gibt. Dies kann aber nur bedeuten, daß 0 das absolute, apriorische, d.h. unvermittelte und damit notwendig objektive Objekt und entsprechend 1 das absolute, apriorische, d.h. unvermittelte und damit notwendig subjektive Subjekt ist. Beide Logiken schließen also subjektive Objekte der Form

$0 = f(1)$

und objektive Subjekte der Form

$1 = f(0)$

explizit aus. Damit beschreiben jedoch beide Logiken weder die Ontik noch die Semiotik, d.h. weder die Welt der wahrnehmbaren Objekte noch der auf sie abbildbaren Zeichen, denn wahrnehmbar ist ein Objekt nur durch ein Subjekt, also gdw. für es $0 = f(1)$ gilt, und dual dazu muß ein Zeichen thetisch eingeführt werden, und dies kann wiederum nur durch ein Subjekt geschehen, also gdw. wenn $1 = f(0)$ gilt. Ein Sein des Seienden und ein Nichtsein des Nichts bzw. ein Seiendes des Seins und ein Nichts des Nichtsseins setzen also die beiden vermittelten Kategorien $0 = f(1)$ und $1 = f(0)$ voraus und schließen explizit die unvermittelten Kategorien 0 und 1 aus, die reflexionssymmetrisch und daher austauschbar sind, denn falls 1= Objekt und 0 = Subjekt gesetzt wird, muß die über diesen Zuschreibungen konstruierte Logik der üblichen mit 0 = Objekt und 1 = Subjekt notwendig isomorph sein.

4. Mit den beiden vermittelten Kategorien $0 = f(1)$ und $1 = f(0)$ ist es aber nicht getan, denn sobald Kategorien vermittelt werden, beginnen im Gegensatz zu den unvermittelten Kategorien in $L = [0, 1] = [1, 0]$ die ontischen Orte der Werte dieser Kategorien (und damit natürlich der Kategorien selbst) eine Rolle zu spielen, denn selbstverständlich gilt

$L = [[0], 1] \neq L = [[1], 0]$

$L = [0, [1]] \neq L = [1, [0]]$,

d.h. es gibt nicht nur 2, sondern 4 Möglichkeiten, die selbstverständlich genau den beiden differentiellen Paaren zwischen Sein und Seiendem einerseits und Nichts und Nichtseiendem andererseits korrespondieren. Diese Differenzen setzen also keine "meontologische" Differenz durch Subjektiteration zwischen verschiedenene L's voraus, sondern eine vierfache Vermittlung der Werte von jedem L, oder noch deutlicher gesagt: keine Vermittlung zwischen L's, sondern innerhalb von jedem L. Erst dann kann es formal ein Sein im Nichtmehrsein geben, das jenseits theologisch-mystischer Spekulation mathematisch beschreibbar ist. Übrigens folgt daraus ebenfalls, daß es natürlich auch ein Nichtmehrsein im Sein geben muß.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Poetische Abstraktionen. Stuttgart 1990

Ein präsemiotisches Modell für Zuhandenheit und Bewandtnis

> "Sag doch etwas", zischte die Schwarze Königin; "es ist lächerlich, dem Pudding die ganze Unterhaltung zu überlassen".
>
> Lewis Carroll, Alice im Wunderland (1981, S. 138)

1. Für die triadische Semiotik Peircescher Prägung ist "eine absolut vollständige Diversität von 'Welten' und 'Weltstücken', von 'Sein' und 'Seiendem' [...] einem Bewußtsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar" (Bense 1979, S. 59). Da die tetradische Präsemiotik jedoch das kategoriale Objekt in die Präzeichenrelation einschliesst, ist zu erwarten, dass die zur Präsemiotik erweiterte Semiotik (vgl. Toth 2008a, b) die Unterscheidung von Sein und Seiendem, Wesen und Erscheinung, Wille und Vorstellung, etc. formal thematisieren kann.

2. Im folgenden stelle ich einige zentrale Sätze aus dem "semiotischen" Kapitel von Heideggers "Sein und Zeit" (zitiert nach der 16. Aufl., Heidegger 1986) zusammen: "Wir nennen das im Besorgen begegnende Seiende das Zeug [...]. Zeug ist wesenhaft 'etwas, um zu ..' (...). In der Struktur 'Um-zu' liegt eine Verweisung von etwas auf etwas" (§ 15, S. 68). "Die Seinsart von Zeug, in der es sich von ihm selbst her offenbar, nennen wir die Zuhandenheit" (§ 15, S. 69). "Zuhandenheit ist die ontologisch-kategoriale Bestimmung von Seiendem, wie es 'an sich' ist" (§ 15, S. 71). "Die Struktur des Seins von Zuhandenem als Zeug ist durch die Verweisungen bestimmt" (§ 16, S. 74). "Seiendes ist daraufhin entdeckt, dass es als dieses Seiende, das es ist, auf etwas verwiesen ist. Es hat *mit* ihm *bei* etwas sein Bewenden. Der Seinscharakter des Zuhandenen ist die Bewandtnis" (§ 18, S. 84).

Emanuele (1982) hatte bereits bemerkt, dass Heidegger in den §§ 15-18 von "Sein und Zeit" mit Hilfe einer vor-semiotischen Triade von "Zeug", "Werk" und "Gebrauch" operiert, welche in ihrer Gesamtheit das definiert, was er "Zuhandenheit" nennt. Allerdings bleibt der dichotome Begriff der "Bewandtnis" bei ihm eher vage. Ich möchte deshalb im Anschluss an Emanuele eine Formalisierung von Heideggers vor-semiotischer Triade vorschlagen, wobei sich auch eine präzise Erfassung des Begriffs der Bewandtnis ergibt.

3. Bereits in Toth (2008c) wurde provisorisch die präsemiotische Trichotomie, deren einzelne Semiosen von Götz (1982, S. 28) als “Sekanz”, “Semanz” und “Selektanz” definiert wurden, zu einer präsemiotischen Triade dualisiert, um die triadisch differenzierten Nullheiten (1.0), (2.0) und (3.0), welche innerhalb der 15 präsemiotischen Realitätsthematiken und nur dort aufscheinen, im Hinblick auf die von diesen präsentierten strukturellen Realitäten zu differenzieren:

(0.1) × (1.0) (Sekanz) × (Materie)

(0.2) × (2.0) (Semanz) × (Gestalt)

(0.3) × (3.0) (Selektanz) × (Funktion)

Nach diesen monadischen Dualisationsschemata ist also das realitätstheoretische Gegenstück der Sekanz die Materie, oder umgekehrt: Das zeichentheoretische Gegenstück zur Materie ist die Sekanz. Vor einer Zeichensetzung muss ja immer erst ein Objekt ausgewählt werden, das nach Bense (1967, S. 8) dann in ein Meta-Objekt umgewandelt wird, und dieses Objekt ist uns zuerst als Materie zugänglich. Das realitätstheoretische Gegenstück zur Semanz ist die Gestalt, denn sie setzt die Materie als Erstheit voraus und fungiert damit selbst bereits zweitheitlich, und aus diesem Grund tritt uns die Gestalt auch erst nach der Materie ins Bewusstsein. Ferner muss die Gestalt der Funktion vorangehen, denn erst wenn ich etwa die Gestalt eines Steines erkannt habe, kann ich mir vorstellen, wozu ich ihn verwenden werde. Ferner spielt hier natürlich auch die Materie mit: Ein Stein, den ich etwa als Hammer verwende, muss eine grössere Härte haben als etwa ein Ei, auch wenn beide vielleicht dieselbe Gestalt haben. Die drittheitliche Selektanz setzt damit realitätstheoretisch sowohl die erstheitliche Materie wie die zweitheitliche Gestalt voraus, und damit wird gleichzeitig klar, weshalb Selektanz das zeichentheoretische Gegenstück zur Funktion ist: Erst dann, wenn wir die präsemiotische Trichotomie (0.1) > (0.2) > (0.3), also Sekanz > Semanz > Selektanz, vollständig durchlaufen haben, wissen wir, wofür wir den Stein selektieren, und darin ist ja seine Funktion begründet, so dass wir also realitätsthematik damit gleichzeitig die präsemiotische Triade (1.0) > (2.0) > (3.0) oder Materie > Gestalt > Funktion durchlaufen haben. Wir können unsere bisherigen Ergebnisse im folgenden Korrespondenzen-Schema festhalten:

$$\left.\begin{array}{ll} (0.1) \times (1.0) & \text{(Sekanz)} \times \text{(Materie)} \\ (0.2) \times (2.0) & \text{(Semanz)} \times \text{(Gestalt)} \\ (0.3) \times (3.0) & \text{(Selektanz)} \times \text{(Funktion)} \end{array}\right\} \text{(Zuhandenheit)} \times \text{(Bewandtnis)}$$

und haben damit die Heideggersche vor-semiotische Triade auf das präsemiotische monadische Dualitätsschema der (trichotomischen und triadischen) Nullheit zurückgeführt.

4. Bereits der Begriff der Funktion deutet nun natürlich über seinen monadischen präsemiotischen Status hinaus auf den triadischen vor-semiotischen Begriff des Gebrauchs (Bense 1981, S. 33). Wenn nun Bense die folgende "dreistellige Werkzeugrelation" bestimmt:

Mittel – Gegenstand – Gebrauch,

dann erkennen wir sofort, dass diese Triade die vor-semiotische Erweiterung der präsemiotischen Triade

Materie – Gestalt – Funktion

ist, insofern als die vor-semiotische Triade eine "konkretere" Fassung der präsemiotischen Triade ist, da primär die Materie und nicht etwa die Gestalt eines Gegenstandes zur Bezeichnung eines Objekts durch ein Mittel (Kreidestrich, zusammengeknöpftes Stück Tuch, usw.) dient. Ferner muss ein Stück Materie zur Gestalt geformt sein, bevor von einem Gegenstand gesprochen werden kann. Dass die Funktion ein abstrakter Vorläuferbegriff des Gebrauchs eines Gegenstandes ist, haben wir bereits erwähnt. Mit anderen Worten, wir erkennen aus diesen Korrespondenzen, dass die Heideggersche vor-semiotische Triade, welche wir oben auf eine präsemiotische Triade zurückgeführt hatten, selber der Benseschen vor-semiotischen Werkzeugrelation korrespondiert, so dass wir folgendes Schema bekommen:

Materie	→	Zeug/Mittel
Gestalt	→	Werk/Gegenstand
Funktion	→	Gebrauch
präsem. Triade		vor-semiotische Triaden (Werkzeugrelation)

5. Wir erkennen also auch, dass zwischen Präsemiotik und Semiotik noch eine Ebene (bzw. im Anschluss an Bense 1975, S. 65 f. noch ein Raum) liegt, der in der semiotischen Literatur üblicherweise mit "Prä-semiotik" bezeichnet wird, den wir aber zur Vermeidung einer Verwechslung mit unserem ganz anders definierten Begriff der Präsemiotik als "Vor-Semiotik" bezeichneten. Weil wir uns somit noch im Zwischengebiet zwischen dem ontologischen Raum der Präsentation und dem semiotischen Raum der Repräsentation befinden, bleibt uns noch, die vor-semiotische Werkzeugrelation in eine semiotische Relation zu überführen. Wie Emanuele (1982) ebenfalls gezeigt hatte, bekommen wir das folgende Korrespondenz-Schema für den Übergang von der vor-semiotischen Werkzeugrelation zur "Bedeutsamkeitsrelation" bzw. Zeichenrelation:

Zeug	→	Mittelbezug (.1.)
Werk/Gegenstand	→	Objektbezug (.2.)
Gebrauch	→	Interpretantenbezug (.3.)

5. Wir erkennen also auch, dass zwischen Präsemiotik und Semiotik noch eine Ebene (bzw. im Anschluss an Bense 1975, S. 65 f. noch ein Raum) liegt, der in der semiotischen Literatur üblicherweise mit "Prä-semiotik" bezeichnet wird, den wir aber zur Vermeidung einer Verwechslung mit unserem ganz anders definierten Begriff der Präsemiotik als "Vor-Semiotik" bezeichneten. Weil wir uns somit noch im Zwischengebiet zwischen dem ontologischen Raum der Präsentation und dem semiotischen Raum der Repräsentation befinden, bleibt uns noch, die vor-semiotische Werkzeugrelation in eine semiotische Relation zu überführen. Wie Emanuele (1982) ebenfalls gezeigt hatte, bekommen wir das folgende Korrespondenz-Schema für den Übergang von der vor-semiotischen Werkzeugrelation zur "Bedeutsamkeitsrelation" bzw. Zeichenrelation:

Zeug	→	Mittelbezug (.1.)
Werk/Gegenstand	→	Objektbezug (.2.)
Gebrauch	→	Interpretantenbezug (.3.)

6. Es scheint also, dass Materie, Gestalt und Funktion (bzw. Sekanz, Semanz und Selektanz) das "Wesen" von Objekten insofern charakterisieren, als wir gar nicht imstande sind, ein Objekt unter Abstraktion dieser drei Grössen wahrzunehmen. Wenn

dies so ist, dann inhärieren also Materie, Gestalt und Form jedem Objekt, und es inhärieren diesem Objekt ebenfalls Sekanz, Semanz und Selektanz kraft der durch die Dualisationsoperation eineindeutig auf die präsemiotische monadische Zeichenrelation abgebildeten präsemiotischen monadischen Realitätsrelation. Damit gehören also Sekanz, Semanz und Selektanz wegen ihrer zeichen-realitätstheoretischen Äquivalenz mit Materie, Gestalt und Funktion bereits zu den Objekten, die als kategoriale in die präsemiotische Zeichenrelation eintreten. Diese Auffassung der präsemiotischen Prädeterminiertheit von Objekten erübrigt allerdings nicht die thetische Setzung dieser Objekte als Zeichen und damit die Transformation von Objekten in Meta-Objekte, sie trifft sich daher nur teilweise mit der in Platons Kratylos, bei Philo von Alexandrien und von anderen Autoren dargelegten nicht-arbiträren Semiotiken (vgl. Otte 1968), nämlich darin, dass das "Wesen der Dinge" offenbar mit dem identisch ist, was wir als "präsemiotische Zeichen" oder kurz: "Präzeichen" bezeichneten. Weil jedoch in der Präsemiotik am Konzept der thetischen Setzung von Zeichen festgehalten wird, muss kein "archeus signator" (bzw. "Präzeichen-Imprägnator") vorausgesetzt werden, und von der Aussage des Paracelsus, Gott habe "jedem Ding ein Schellen und Zeichen angehängt" (1922, S. 383 f.) gilt also nur, dass kategoriale Objekte in diese "Schellen und Zeichen" oder präziser: in die triadischen semiotischen Zeichenklassen so eingebettet werden, dass die aus dieser Einbettung resultierenden präsemiotischen Zeichenklassen das Wesen dieser "Schellen und Zeichen" ausmachen, welche hiermit als deren "Erscheinungen" fungieren.

Damit erhalten wir das folgende weitere Korrespondenz-Schema:

$$\text{Prä-Zkl} \rightarrow \text{Zkl} \qquad \Leftrightarrow \qquad (\text{Wesen}) \rightarrow (\text{Erscheinung})$$

Der Unterschied zwischen dem Wesen eines Objekts und seiner Erscheinung liegt also auf präsemiotischer Ebene darin, dass das "Wesen" zusätzlich zu seiner repräsentierenden Zeichenklasse das kategoriale Objekt enthält und dass dadurch die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt eliminiert ist. Weil ferner Prä-Zeichenklassen im Gegensatz zu Zeichenklassen "multi-ordinal" im Korzybskischen Sinne sind (vgl. Toth 2008d), sind auch die Wege von den semiotischen Zeichenklassen als Repräsentanten der Erscheinungen von Objekten zu den präsemiotischen Zeichenklassen als Präsentanten des Wesens dieser Objekte nicht eindeutig, und sie entsprechen in Sonderheit nicht notwendig den umgekehrten Wegen von den präsemiotischen zu den semiotischen Zeichenklassen. Abschliessend geben wir alle möglichen Wege zwischen “Wesen” und “Erscheinungen” oder präsemiotischen und semiotischen Zeichen, basierend auf dem Aufbau dieser Zeichenklassen aus ihren monadischen, dyadischen, triadischen und tetradischen Teilrelationen:

(0.1)	→	.... (1.1 0.1)	→	(2.1 1.1 0.1)	→	(3.1 2.1 1.1 0.1)	→ (3.1 2.1 1.1)
	↗	.... (1.1 0.2)	→	(2.1 1.1 0.2)	→	(3.1 2.1 1.1 0.2)	→ (3.1 2.1 1.1)
(0.2)	→	.... (1.2 0.2)	→	(2.1 1.2 0.2)	→	(3.1 2.1 1.2 0.2)	→ (3.1 2.1 1.2)
	↘	.... (1.2 0.2)	↘	(2.2 1.2 0.2)	→	(3.1 2.2 1.2 0.2)	→ (3.1 2.2 1.2)
		.... ---			↘	(3.2 2.2 1.2 0.2)	→ (3.2 2.2 1.2)
(0.3)	→	.... (1.1 0.3)	→	(2.1 1.1 0.3)	→	(3.1 2.1 1.1 0.3)	→ (3.1 2.1 1.1)
	↘	.... (1.2 0.3)	→	(2.1 1.2 0.3)	→	(3.1 2.1 1.2 0.3)	→ (3.1 2.1 1.2)
		.... ---		(2.2 1.2 0.3)	→	(3.1 2.2 1.2 0.3)	→ (3.1 2.2 1.2)
		.... ---			↘	(3.2 2.2 1.2 0.3)	→ (3.2 2.2 1.2)
	↘	.... (1.3 0.3)	→	(2.1 1.3 0.3)	→	(3.1 2.1 1.3 0.3)	→ (3.1 2.1 1.3)
		.... ---	↘	(2.2 1.3 0.3)	→	(3.1 2.2 1.3 0.3)	→ (3.1 2.2 1.3)
		.... ---			↘	(3.2 2.2 1.3 0.3)	→ (3.2 2.2 1.3)
		.... ---		(2.3 1.3 0.3)	→	(3.1 2.3 1.3 0.3)	→ (3.1 2.3 1.3)
		.... ---			↘	(3.2 2.3 1.3 0.3)	→ (3.2 2.3 1.3)
		.... ---			↘	(3.3 2.3 1.3 0.3)	→ (3.3 2.3 1.3)

Zwischen Wesen und Erscheinungen von Objekten gibt es also einen doppelten Kontexturübergang: einmal zwischen den kategorialen Objekten und ihrer Einbettung in die präsemiotische dyadische Mittelrelation und einmal bei der Monokontexturalisierung der präsemiotischen zu den semiotischen Zeichenklassen, wodurch deren Multi-Ordinalität am besten sichtbar wird. Man beachte auch, dass es dieser bisher durchwegs übersehene doppelte Kontexturübergang ist, welcher zum eigentümlichen Phänomen führt, dass zwischen Objekten und Zeichen der präsemiotische und semiotische Strukturreichtum zuerst zunimmt und dann beim zweiten Kontexturübergang wieder abnimmt. Erscheinungen sind also zugleich strukturell erweiterte und strukturell reduzierte Zeichensysteme, deren semiotisch-polykontexturale Struktur durch doppelte Kontexturübergänge gekennzeichnet ist. Somit ist auch das Wesen von Objekten natürlich keine einfache Teilrelation der Erscheinungen, sondern sie können nur als morphogrammatische Fragmente der Erscheinungen analysiert werden.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Carroll, Lewis, Alice im Wunderland. Übers. von Christian Enzensberger. Frankfurt am Main 1981

Emanuele, Pietro, Präsemotik und Semiotik in Heidegger: Vom Zeug zur Bedeutsamkeit. In: Semiosis 25/26, 1982, S. 140-144

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

Otte, Klaus, Das Sprachverständnis bei Philo von Alexandrien. Tübingen 1968

Paracelsus, Theophrastus, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Karl Sudhoff. 1. Abt., Bd. 9. München 1922

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2. Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Subjektive und objektive Semiotik. Ms. (2008c)

Toth, Alfred, Die physei- und thesei-Unterscheidung in der Präsemiotik. Ms. (2008d)

“Alles Seiende ist entweder Objekt des Subjekts oder Subjekt des Subjekts” (Heidegger)

1. Bekanntlich ist es möglich, die beiden (selbst allerdings monokontexturalen) epistemologischen Funktionen Subjekt und Objekt zu vier Paaren zu kombinieren: Subjekt des Subjekts (SS), Objekt des Subjekts (OS), Subjekt des Objekts (SO) und Objekt des Objekts (OO), von denen allerdings SO nur als polykontexturale Funktion auftaucht (Reflexionsreste), und von denen die Funktion OO grundsätzlich problemtaisch erscheint, da sie die Iteration des Objektes voraussetzt (dazu Bense 1975, S. 65).

2. Wie steht es aber in der Semotik? Das Objekt erscheint nicht innerhalb der Peirceschen Zeichenrelation, stattdessen haben wir das durch das Subjekt zum Zeichen erklärte Objekt, von Peirce Objektbezug genannt. Das Subjekt des Subjektes heisst der Interpretant des Zeichens:

Seiendes

Objekt des Subjekts (OS) | Subjekt des Subjekts (SS)

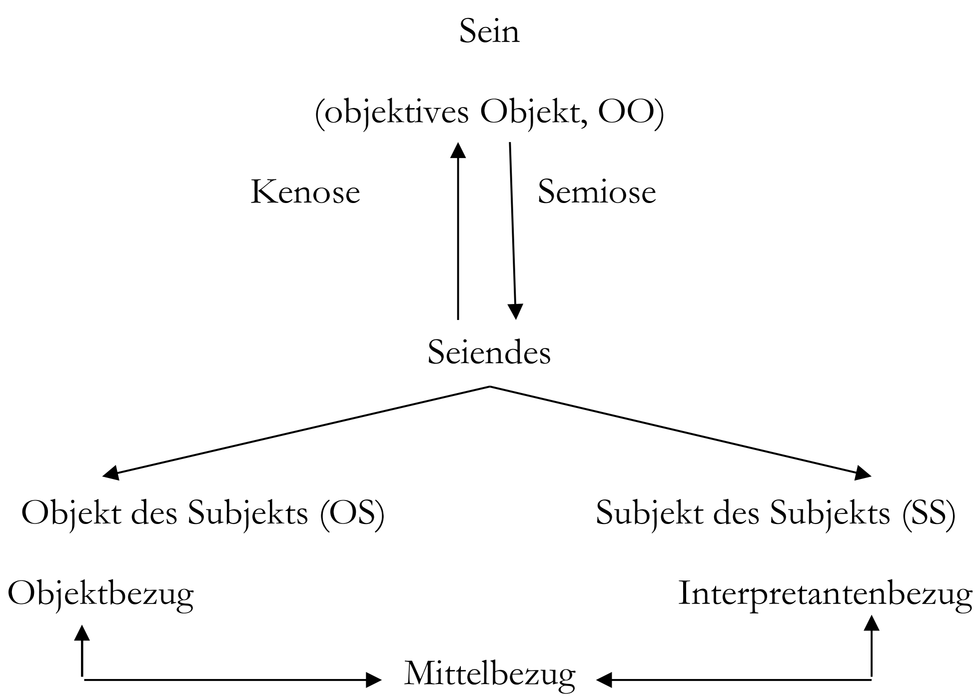
Objektbezug | Interpretantenbezug

Die Formulierung im Titel entstammt der folgenden ausführlichen Begründung in Heideggers „ Nietzsches Wort ´Gott ist tot´“ (1980, S. 251):

> Alles Seiende ist jetzt entweder das Wirkliche als der Gegenstand oder das Wirkende als die Vergegenständlichung, in der sich die Gegenständlichkeit des Gegenstandes bildet. Die Vergegenständlichung stellt vor-stellend den Gegenstand auf das ego cogito zu. In diesem Zustellen erweist sich das ego als das, was seinem eigenen Tun (dem vor-stellenden Zu-stellen) zugrunde liegt, d. h. als subiectum. Das Subjekt ist für sich selbst Subjekt. Das Wesen des Bewußtseins ist das Selbstbewußtsein. Alles Seiende ist darum entweder Objekt des Subjekts oder Subjekt des Subjekts. Überall beruht das Sein des Seienden im Sich-vor-sich-selbst-stellen und so Sich-auf-stellen. Der Mensch steht innerhalb der Subjektität des Seienden in die Subjektivität seines Wesen auf. Der Mensch tritt in den Aufstand. Die Welt wird zum Gegenstand. In dieser aufständischen Vergegenständlichung alles Seienden rückt das, was zuerst in die Verfügung des Vor- und Her-stellens gebracht werden muß, die Erde, in die Mitte des menschlichen Setzens und Auseinandersetzens. Die Erde selbst kann sich nur noch als der Gegenstand des Angriffes zeigen, der sich als die unbedingte Vergegenständlichung im Wollen des Menschen einrichtet. Die Natur erscheint überall, weil aus dem Wesen des Seins gewillt, als der Gegenstand der Technik.

In einer solchen Welt kann es keine Vermittlung zwischen dem Objekt (qua Objekt des Subjekts) und dem Subjekt (qua Subjekt des Subjekts) geben, nur das Objekt ist durch das Subjekt vermittelt, aber da stellt sich auch schon die Frage: womit denn? Streng genommen sind Heideggers Objekte ja gar keine Gegenstände, wie er stets behauptet, denn sie verdanken ihre Realität ja der Wahrnehmung des Subjektes, sind also dem Subjekt durch ein weiteres Etwas vermittelt, das bei Heideggers einfach nicht vorhanden ist. Das Sich-vor-sich-selbst-Stellen und so Sich-auf-Stellen muss nach Heideggers Formulierung das Heraus-Stehen des Seins aus dem Seienden bedeuten, und man mache sich endgültig klar, dass die Partition in subjektives Objekt und subjektives Subjekt nur für das Seiende, aber nicht nur das Sein des Seienden gilt. Aber wie geht dann der Heraustritt oder Überstieg – wiederum ohne Vermittlung – vonstatten? Objekte werden ja erst durch subjektive Vermittlung zu Gegen-ständen, sondern gäbe es gar kein Gegen, das die Be-geg-nung von Subjekt und Objekt ermöglichte. Das betrifft, wie gesagt, nur das Seiende des Seins. Nun aber soll das Sein auf dem Seienden heraustreten. Dieses ist aber die Objektivität des Gegenstandes, nachdem er von der vermittelten Subjektivität befreit ist. Ohne irgendwelche vermittelnde Instanzen haben wir somit einen fundamentalen Widerspruch bei Heidegger: 1. Objekt als Gegenstand setzt Begegnung voraus, nämlich zwischen Subjekt und Objekt (deshalb nennt Heidegger das Objekt auch korrekt subjektives Objekt). 2. Gleichzeitig bedeutet aber das Heraustreten des Seins aus dem Seienden die Ablösung von seiner Subjektivität. Das wahrnehmende Subjekt kommt also als Träger dieses Prozesses nicht in Frage. Aber auch das wahrgenommene Objekt kommt nicht in Frage, da es jetzt ja keine Reflexionsreste mehr trägt. Was ist es also, das den Überstieg, die Transzendenz des vermittelten, aposteriorischen Seins und das unvermittelte, apriorische Sein ermöglicht?

Semiotisch handelt es sich hier um die Reversion der Semiose: ein Zeichen wird in sein Objekt zurückverwandelt, in dem drei mindestens einstellige Relata von einer einzigen 0-stelligen Relation absorbiert werden. Dieser Prozess ist aber in einer monokontexturalen Welt unmöglich, denn hier gilt: Einmal Zeichen, immer Zeichen. Da es aber das Zeichen ist, das die Transzendenz schafft, bedeutet Vermittlung immer Überstieg. So paradox es klingen mag: Durch die blosse Wahrnehmung des Seienden „entbirgt“ sich das Sein, nämlich als Transzendenz des Seienden. Man benötigt also nicht nur eine Vermittlung zwischen subjektivem Subjekt und subjektivem Objekt, sondern auch eine zwischen subjektivem und objektivem Objekt:



Semiose und Kenose sind also die Prozesse, die zwischen dem Sein des Seienden und dem Seienden, oder besser: dem Seienden des Seins vermitteln. In Sonderheit ist der Heideggersche Überstieg, das Heraus-stellen des Objektes oder sein Heraus-treten mit der monokontextural unmöglichen Kenose identisch, also der Abbildung auf morphogrammatische Pattern und kenomatische Matrizen. Transzendenz bedeutet also nicht das Aufgehen oder die Erkenntnis höherer sinnlicher und intellektueller Qualitäten, sondern im Gegenteil deren Vernichtung.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Heidegger, Martin, Holzwege. Frankfurt am Main 1980

*